

HIER ZUHAUSE

MIGRATIONSGESCHICHTEN AUS TIROL

Tiroler Volkskunstmuseum
2.6. – 3.12.2017

INHALT

VORWORT	4
Wolfgang Meighörner	
ÜBER DAS PROJEKT „HIER ZUHAUSE. MIGRATIONSGESCHICHTEN AUS TIROL“	7
Karl C. Berger, Helena Pereña und Erol Yıldız	
FAKTELISTE ZU ARBEITSMIGRATION IN TIROL	18
PERSPEKTIVEN AUF GESCHICHTE UND POLITIK	
MIGRATIONSSTRÖME IM ALTEN UND NEUEN TIROL ZWISCHEN 1880–1950	23
Ingo Schneider	
DIE KURZE MIGRATIONSGESCHICHTE TIROLS IN DER ZWEITEN REPUBLIK	33
Gerhard Hetfleisch	
RECHT UND DIFFERENZ. DAS „GASTARBEITER“-REGIME IN ÖSTERREICH	43
Dirk Rupnow	
„OHNE GASTARBEITER KEINE RÖHRENWERKE“	49
Verena Sauer mann	
ZUWANDERUNG AUS DEN PHILIPPINEN	59
Gerhard Hetfleisch	
ALS POLITIKER EINE BRÜCKE BAUEN	68
Hasan Yılmaz	
ARBEITSKRÄFTE HABEN WIR GERUFEN, MENSCHEN SIND GEKOMMEN!	70
Alois Oberer	
HÄPPCHENWEISE HEIMAT – IN ALUFOLIE EINGEWICKELT	72
Gamze Eren	
„DIESEN WINTER BLEIBEN WIR NOCH“	74
Ovagem Agaidyan	
PERSPEKTIVEN AUF STADT UND LAND	
MIGRATION ALS RESSOURCE	79
Erol Yıldız und Christina Hollomey-Gasser	
MIGRATION UND TIROLS LÄNDLICHER RAUM	89
Marcel Amoser	
AUCH IN TELFS ZUHAUSE. LEBEN IN EINER PARALLELGESELLSCHAFT?	99
Edith Hessenberger	

TATSÄCHLICH HIER ZUHAUSE? ÜBER RELIGIÖSE UND NATIONALE SYMBOLE IN DER SCHULE	107
Claudius Ströhle	
VON DER „GASTARBEITERKINDERPÄDAGOGIK“ ZU „INTERKULTURELLEM LERNEN“	114
Nataša Maroševac	
MITTEN IM GESCHEHEN – EINE PERSÖNLICHE SICHT AUF DAS CARITAS INTEGRATIONSHAUS INNSBRUCK	116
Jussuf Windischer	
ARBEITSMIGRATION AUS GEMEINDEPOLITISCHER PERSPEKTIVE	118
Helmut Kopp	
GEWINNtegration. INTEGRATION MIT ZUGEWANDERTEN	120
Johann Gstir	
PERSPEKTIVEN AUF KUNST, KULTUR UND MUSIK	
KUNST TRIFFT AUF MIGRATION: ÜBER DIE MACHT DER BILDER	125
Helena Pereña	
MIGRATIONSGESCHICHTEN	147
Tuğba Şababoğlu	
WIE MAN AUF SCHATZSUCHE GEHT UND FREUNDSCHAFTEN FINDET	153
Michael Haupt	
ALS DIE AUSLÄNDER KAMEN	159
Maurice Munisch Kumar	
MEHRDEUTIGKEIT UND DIALOG	167
Katharina Walter	
MIGRATION, KUNSTPRAXIS, SUBJEKTIVIERUNG	176
Andrei Siclodi	
EIN BRIEF AUS DEM KARRNERWALDELE	178
Gerald Kurdoğlu Nitsche	
KUNST, POLITIK, KULTUR DISKUTIEREN – IM CAFÉ GALERIE ARARAT	182
Güner Sailer-Onurlu im Gespräch mit Anna Horner	
DIE MIGRANTISCHE KULTURSZENE IN TIROL AUS ZWEIERLEI SICHT	184
Sandra Köhle	
OBJEKTE UND GESCHICHTEN	185
PROTAGONISTINNEN UND PROTAGONISTEN DER AUSSTELLUNG	248
AUTORINNEN UND AUTOREN	252
ZU AUSSTELLUNG UND PUBLIKATION	254

VORWORT

Weihnachten 2015: Bei der Aktion „Rundum Weihnacht“ im Hof des Zeughauses in Innsbruck finden sich auffällig viele Menschen ein, die – so legt ihr äußeres Erscheinungsbild nahe – nicht aus Tirol stammen. Friedlich trifft man sich bei heißem Tee, die Kinder spielen zusammen. Eine Gruppe, die aus Afghanistan geflüchtet ist, legt mit Teelichtern den Schriftzug „AFG“ aus – sie denken an ihre Heimat, die sie nicht freiwillig verlassen haben. Ein Paar aus Syrien dankt für die Einladung und die nur sehr zögerlich gegebenen Schilderungen aus der zerstörten Heimatstadt schließen mit der Frage, ob man sich denn hier nicht vorstellen könne, dass man gar keine andere Wahl gehabt habe, als sich auf den gefährlichen und beschwerlichen Weg zu machen?

Auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheint: Tirol ist ein Land, das in seiner Geschichte immer wieder von Migration geprägt war. Schon die heute in der Europaregion Tirol dominanten Sprachgruppen – die Deutsch- und die Italienischsprachigen – sind nicht immer hier sesshaft gewesen. Sie sind im ausgehenden Frühmittelalter zugewandert und haben das Land in vielfältiger Weise geprägt. Betrachtet man die geografische Lage Tirols, so verwundert dies nicht: Im Zentrum der großen europäischen Trennlinie der Alpen gelegen, waren hier Durch- und Zuzüge die Regel – nicht die Ausnahme. Das hat kulturelle Ausdrucksformen generiert, ohne die wir uns Tirol heute gar nicht vorstellen können. Denken wir nur an Künstlerinnen und Künstler, deren Schaffen bis heute Tirol-spezifisch zu sein scheint.

Die Möglichkeiten des Reisens haben jedoch die Dimensionen der Mobilität in der Gegenwart verändert. Waren früher Zuwanderungen aus dem angrenzenden Umland gegeben, so weiteten diese Wanderungen sich über die europäischen Länder bis hin zu globalen Ursprungsländern aus. Auch die Ursachen für die Zuwanderung änderten sich: War die Völkerwanderung durch weit im Osten liegende Veränderungen der Gebietsansprüche und/oder Verän-

derungen der Wetterbedingungen und einem sich daraus ergebenden „Domino-Effekt“ begründet, so führten in der jüngeren Vergangenheit politische (Fehl-)Entscheidungen zu gewollten Veränderungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung. Schreckliche Kriege, Hungersnöte und unerträgliche politische Situationen in Afrika und im Nahen und Mittleren Osten haben in der jüngsten Vergangenheit etwa eine ständig steigende Anzahl von Menschen dazu veranlasst, ihre Zukunft in Europa und letztlich auch in Österreich und Tirol zu suchen.

Dies erzeugt naturgemäß Spannungen und meist auch einseitige Sichtweisen. Dabei darf nicht vergessen werden, dass auch aus Tirol immer wieder ganze Wellen von Auswanderern in die Welt zogen. Nord- und Südamerika waren Sehnsuchtspunkte für Menschen, denen die Heimat keine Perspektive mehr zu bieten hatte. Auch religiöse Intoleranz führte zu (erzwungenen) Wanderungen. Und in jüngerer Zeit ließ nicht zuletzt die europäische Einigung viele Tirolerinnen und Tiroler anderswo in Europa ihren Lebensmittelpunkt suchen und finden.

Dies alles ist Grund genug, dass sich die Tiroler Landesmuseen mit dem Phänomen Migration befassen – und dabei schnell feststellen mussten, dass die Exponate, die zur Verdeutlichung im Museumswesen nun einmal unverzichtbar sind, kaum oder nicht in den Sammlungen vertreten sind. Es liegt auf der Hand: Man sammelt in den Museen Typisches – oder das, was dafür gehalten wird. Und gleichfalls nachvollziehbar ist, dass – bedingt durch den zunehmenden Grad der Assimilierung – das aus der „alten“ Heimat Mitgebrachte als immer weniger traditionswürdig angesehen wird. Die Vergangenheit wird mit ihren Relikten schlicht und ergreifend „entsorgt“. Das Ergebnis ist eine Sammlungslücke, die zu schließen nachträglich schwierig ist.

Zusammen mit dem ZeMiT (Gerhard Hetfleisch, Sónia Melo, Christina Hollomey-Gasser, Marcel Amoser) und der

Universität Innsbruck (Dirk Rupnow, Erol Yıldız) dem Land Tirol (Johann Gstir) und der Stadt Innsbruck (Nicola Köfler) wurde daher in der Vorbereitung der Ausstellung „Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“ eine umfangreiche Sammelaktion gestartet, die zumindest zum Teil die Lücken schließen half. Wichtiger war jedoch, das Verständnis für die jeweiligen Beweggründe und Positionen in zahllosen Gesprächen zu ergründen. Neben der dinglichen Überlieferung sind auf diesem Wege Erfahrungen und Erinnerungen von MigrantInnen dokumentiert worden, die in das Ausstellungskonzept einfließen, in der dadurch unterschiedliche Sichtweisen nachvollziehbar werden. Dafür ist allen Beteiligten herzlich zu danken.

Dank und Anerkennung verdienen aber auch die Kolleginnen und Kollegen in den Tiroler Landesmuseen, die sich auf dieses Wagnis eingelassen haben. An erster Stelle darf ich Karl C. Berger und Anna Horner vom Volkskunstmuseum nennen. Sie haben die Koordination geleistet und zu einem vorzüglichen Ergebnis gebracht. Unterstützt wurden sie durch Hauptkuratorin Helena Pereña, die Abteilungen Besucherkommunikation (Leitung: Katharina Walter) und Öffentlichkeitsarbeit (Leitung: Sigrid Wilhelm). Dank auch an die Gestalterin Juliette Israël und an die Werkstätten unter Leitung von Hannes Würzl für die bauliche Umsetzung.

Das Ausstellungsprojekt, das schon in der Vorbereitungsphase in der Fachwelt große Beachtung erfahren hat, ist Teil einer viel umfangreicheren Auseinandersetzung mit dem Thema des kulturellen Austauschs. Ich bin froh und dankbar, dass auch seitens des Bundeskanzleramtes seit geraumer Zeit hierfür Förderungen ermöglicht wurden. Möge all dies dazu beitragen, dass das Verständnis für die vor sich gehenden Entwicklungen und die daraus entstehenden Situationen wächst und so der – allseitige – propagandistisch verbrämte Missbrauch verringert wird.

PD Dr. Wolfgang Meighörner
Direktor

ÜBER DAS PROJEKT „HIER ZUHAUSE. MIGRATIONSGESCHICHTEN AUS TIROL“

Karl C. Berger, Helena Pereña und Erol Yildiz

Die Geschichte dieses Ausstellungsprojekts könnte man auf ganz unterschiedliche Art und Weise schreiben: An den Beginn ließen sich beispielsweise die Aktivitäten des ZeMiT (Zentrum für MigrantInnen in Tirol) setzen, das 1985 durch Sozialminister Alfred Dallinger als Ausländerberatungsstelle Tirol eröffnet wurde. Bereits damals hat dessen Geschäftsführer, der Historiker Gerhard Hetfleisch, begonnen, ein Archiv anzulegen, welches inzwischen in das 2016 gegründete Dokumentationsarchiv Migration Tirol (DAM) eingeflossen ist. Schon 1993 hatte der Verein mit dem Ausstellungsprojekt „Stationen“ in der Herzog-Friedrich-Straße in Innsbruck einen ersten analytischen „Blick auf Migration“ gewagt, 2006 setzte der Verein mit der Ausstellung „migration in bildern“ einen weiteren Akzent.¹

Um das Zustandekommen von „Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“ zu erklären, könnte man genauso gut auf den seit 1992 aufgebauten Schwerpunkt Migrationsforschung des Instituts für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck hinweisen. Diese Institutionalisierung – mitsamt der daraus entstandenen Professur – ist eine, selbst im internationalen Vergleich, sehr frühe Form der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Migration. Gegenwärtig hat Erol Yildiz diesen Lehrstuhl inne; er rückte Fragen postmigrantischer Lebensstrategien stärker in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Auch die Berufung von Dirk Rupnow ans Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck 2009 sollte genannt werden, mit ihr wird das Thema Migration verstärkt auch aus einem historischen Blickwinkel betrachtet. Nicht zuletzt durch diese beiden Professuren wurde nämlich an der Tiroler Alma Mater das Forschungszentrum Migration & Globalisierung als Teil des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte“ etabliert. Zweifellos ist auch an das 2001 vom Land Tirol gegründete und seither von Johann Gstir geleitete Integrationsreferat zu denken. Es wurde der damaligen Abteilung JUFF (Jugend, Frauen, Familie, Senioren) zugeordnet und war nicht nur für die Koordinierung sowie für Fördermittel zu-

ständig, man versuchte insbesondere, die Bevölkerung für Themen wie Migration oder Integration zu sensibilisieren oder transkulturelle Kompetenz zu vermitteln. Insbesondere suchte man den Kontakt zu NGOs und organisierte 2010 eine Ausstellung mit dem Titel „Vielfalt daheim in Tirol“.

Schließlich ist vor allem auf das Projekt „Erinnerungskulturen – Dialoge über Migration und Integration in Tirol“ hinzuweisen: 2013/14 wurde im Zuge dessen in Tirol erstmals auf einer breiteren Basis versucht, der Migrationsgeschichte seit den 1960er Jahren nachzugehen. Durch das vom ZeMiT in enger Zusammenarbeit mit dem Tiroler Bildungsforum und in Kooperation mit dem Land Tirol, der Stadt Innsbruck und dem hiesigen Institut für Zeitgeschichte organisierte Projekt entstand ein „wichtiges Zeichen der Anerkennung, das es Zugewanderten und nicht-Zugewanderten ermöglicht, sich und ihre Geschichte als Teil einer gemeinsamen Tiroler Gesellschaft wahrzunehmen“.² Tatsächlich bedeutete dieses Projekt, geleitet von Christina Hollomey-Gasser und Gerhard Hetfleisch, einen Meilenstein. Äußerer Anlass war das 50-jährige Jubiläum der Unterzeichnung des Anwerbeabkommens zwischen Österreich und der Türkei 1964. Unterschiedlichste Erfahrungen und vielfältige Erinnerungen an diese Zeit sollten dokumentiert und als Teil der Tiroler Geschichte wahrgenommen werden. Die Kooperation mit dem Bildungsforum bzw. mit den Chronisten im Lande gewährleistete, dass das Projekt – das war das eigentlich Bemerkenswerte – nicht auf eine universitär-akademischen Herangehensweise und einen primär städtischen Fokus beschränkt blieb. Zahlreiche Veranstaltungen und Aktionen in den verschiedensten Gemeinden schufen eine Sensibilität für das Thema, insbesondere (aber nicht nur) in ländlichen Regionen. Das Projekt hat freilich aufgezeigt, dass in vielen Orten Migration bislang als unbedeutend oder gar als fremd und nicht dazugehörig bewertet wurde. Die Projektbetreiber waren mit Ressentiments, Vorurteilen und auch mit Vorwürfen konfrontiert. Umso erstaunlicher waren das öffentliche Interesse, die Beteiligung und das Inter-

esse der Chronisten: Es wurde begonnen, das Phänomen Migration als selbstverständlichen Teil der Lokal- und Regionalgeschichte zu verstehen. Wichtige Ergebnisse wurden im „Tiroler Chronist“, der Fach- und Informationszeitschrift der Chronisten Nord-, Süd- und Osttirols, publiziert. Die Ausgabe zum Projekt, die unter der Federführung von Bernhard Mertelseder entstand, wurde zu einer wichtigen Hilfestellung für die Ortschronisten und beförderte auf diesem Wege, dass das Phänomen Migration verstärkt Eingang in die Dokumentation der Dorf- oder Gemeindegeschichte fand und findet. Bei all diesen Projekten und Aktivitäten spielten die Tiroler Museen als Orte des kollektiven Gedächtnisses und als Orte der Vermittlung von Geschichte und Kultur keine Rolle. Es war hier also längst an der Zeit, sich dem Thema zu widmen.

International betrachtet wurde Migration in den 2000er Jahren langsam Gegenstand für Museen: 2005 eröffnete das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven, das sich mit der deutschsprachigen Emigration nach Übersee auseinandersetzte. 2007 wurde mit dem Cité nationale de l'histoire de l'immigration in Paris das erste Museum Europas präsentiert, das sich ausschließlich der Einwanderung widmete. Seither gelangte das Thema, wenn auch zögerlich, in den Fokus musealer Tätigkeit. In Österreich ist vor allem an das „vorarlberg museum“ zu denken, das seit seiner Neueröffnung 2013 die Arbeitsmigration des 20. Jahrhunderts als immanenten und selbstverständlichen Teil der Landesgeschichte präsentiert. Zwei Jahre später startete das Projekt „Migration Sammeln“, das im Auftrag der Magistratsabteilung 17, Abteilung Integration und Diversität, für das Wien Museum entwickelt wurde. Der Tiroler Migrationsgeschichte wurde im Herbst 2014 erstmals in musealem Rahmen nachgegangen. Die Schau „Hall in Bewegung – Spuren der Migration in Tirol“³ wurde vom Institut für Zeitgeschichte der Innsbrucker Universität in Zusammenarbeit mit dem Stadtmuseum und Stadtarchiv Hall i. T., dem Gemeindemuseum Absam und weiteren Partnern umgesetzt. Dabei zeigten sich auch Probleme – etwa im Hinblick auf die Kontaktaufnahme mit potenziellen Zeitzeug:innen oder auf das Sammeln von Dokumenten und Objekten: Vieles war verloren oder bereits entsorgt, alltägliche Objekte und Dokumente werden von Betroffenen nicht immer als relevant bewertet. Im Tiroler Volkskunstmuseum wurde 2012/13 erstmals über Migration gesprochen – jedoch lediglich in Form einer Willensbekundung: Im Zusammenhang der Erarbeitung eines Sammlungskonzepts bzw. Positionspapiers

wurde festgehalten, dass dem Haus bislang Objekte, die „historische wie gegenwärtige Migrationsbewegungen in Tirol erklären“, fehlten.⁴ Parallel zur Feststellung dieser Sammlungslücke wurde eine Ausstellung angedacht, die – so die damalige Überlegung – nur als Kooperationsprojekt, etwa mit der Universität, umgesetzt werden könne. Diese Ausstellungsidee führte den Arbeitstitel „Erste Dinge“. Er wies einerseits darauf hin, dass durch das zu entwickelnde Projekt erstmals „Migrationsobjekte“ in die Sammlung des Volkskunstmuseums aufgenommen werden sollten. Der Titel stand andererseits auch für die inhaltliche Konzeption: Welche Objekte werden vorrangig mitgenommen und sind damit die ersten Dinge am neuen Ort und damit nach der Migration vorhanden?

Durch die Dokumentation solcher Schlüsselobjekte, deren Geschichte bzw. der damit verbundenen Erinnerungen sollten – so die ursprüngliche und vielleicht etwas unausgegrenzte Idee – wichtige Migrationsbewegungen dokumentiert werden. Mit der zeitlichen Ausdehnung bis ins späte 19. Jahrhundert und der Berücksichtigung des historischen Tirol sollten politisch heikle Themenfelder aufgegriffen werden: Gedacht war beispielsweise an die italienischsprachigen Trentiner, die für den Eisenbahnbau nach Nordtirol gekommen waren und als Bedrohung des Deutschen verhöhnt wurden. Vor allem aber hätte die ökonomisch bedingte Zuwanderung aus Norditalien nach Südtirol angesprochen werden sollen – ein Konfliktfeld, welches seine politische Brisanz bis heute nicht verloren hat. Wie so vieles verschwand auch diese Ausstellungsidee vorerst in der Schublade.

Den nötigen Impuls brachte die 5. Tiroler Integrationsenquete zum Thema „erinnern-verstehen-ankennen. Migration und Geschichte“. Sie wurde im Herbst 2014 vom Land Tirol (JUFF-Fachbereich Integration), der Stadt Innsbruck (MA III –Stadtplanung, Stadtentwicklung und Integration), dem ZeMiT, dem Tiroler Integrationsforum, dem Haus der Begegnung und der Servicestelle Gleichbehandlung und Antidiskriminierung des Landes Tirol veranstaltet. Vertreter der „offiziellen Gedächtnisinstitutionen Tirols“⁵ wurden zu einer Podiumsdiskussion geladen. Wenig überraschend zeigte sich, dass im Rahmen der von der öffentlichen Hand getragenen Erinnerungsorte das Themenfeld Migration nur am Rande berücksichtigt wurde. Dieses unbequeme Eingeständnis führte im Februar 2015 zur Kontaktaufnahme von Karl C. Berger, damals neu als Leiter des Tiroler Volkskunstmuseums (TVKM) bestellt, mit Johann Gstir, dem Organisator der Integra-



tionsenquete. Am 26. Februar 2015 schließlich kam es zu einem ersten Treffen im Volkskunstmuseum: Gerhard Hetfleisch und Christina Hollomey-Gasser (ZeMiT), Nicola Köfler (Stadt Innsbruck, Bereich Integration), Johann Gstir (Land Tirol, JUFF-Fachbereich Integration), Dirk Rupnow (Universität Innsbruck, Institut für Zeitgeschichte) sowie Karl C. Berger und Anna Horner (TVKM) diskutierten über die Möglichkeit einer gemeinsamen Ausstellung. Zweifellos war dieses Treffen von einem vorsichtigen Herantasten und von unterschiedlichen Zugängen geprägt. Dennoch war sofort klar, dass das Projekt angegangen und umgesetzt werden sollte. Das Team wurde bald um Marcel Amoser (ZeMiT), Helena Pereña und Katharina Walter (Tiroler Landesmuseen) sowie Erol Yildiz (Universität Innsbruck, Institut für Erziehungswissenschaften) erweitert. In den ersten Arbeitsphasen setzte sich die Gruppe vor allem mit grundlegenden inhaltlichen Fragen auseinander:

Migration ist kein neues Phänomen. Jede geschichtliche Epoche und jede Region ist in unterschiedlicher Weise von Zu- und Abwanderung geprägt. Manchmal verstellen Vorurteile den Blick auf diese Realität. Wenn „Nation“ als abgeschlossenes Ganzes, als Ursprung einer von der Geburt an unveränderlichen Identität betrachtet wird, entsteht eine scheinbar scharfe Trennung zwischen „zugehörig“ und „nicht zugehörig“. Doch inwieweit ist das Nationale überhaupt bedeutend? Ist der Unterschied zwischen „Global Player“ und Migrant_innen nicht vielmehr aus einer sozialen Perspektive heraus zu verstehen? Gerade deshalb wollte man betonen, dass der banale Schluss, Migration hätte es schon immer gegeben, weshalb sie lediglich als alltägliches Phänomen zu betrachten sei, vieles unberücksichtigt lässt: Migration wird in einem solchen Diskurs zwar als unvermeidlich dargestellt, die damit verbundenen immer wieder auftretenden gesellschaftlichen Konflikte werden dadurch als solche aber kaschiert. Dies zeigt auch ein Blick in die Geschichte und auf die unterschiedlichen Ausgangspunkte: Ein wichtiges Motiv, das die Menschen vor allem in Europa zur Wanderung bewog, war die fortschreitende Industrialisierung. Migrationsbewegungen trieben Verstärkungs- und Urbanisierungsprozesse voran. So entstanden im Zuge der Industrialisierung immer mehr neue Städte. Um 1800 gab es in Europa rund 23 Großstädte, in denen insgesamt 5,5 Millionen Menschen lebten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sind 135 Städte zu verzeichnen, in denen sich 46 Millionen Menschen aufhielten. Beispielsweise ist das

Ruhrgebiet in Deutschland erst durch Arbeitsmigration entstanden und auf diese Weise zu einem Industriesandort von weltweiter Bedeutung geworden. Vor allem Arbeitsmigration stellte für die Stadtentwicklung also einen zentralen Faktor dar. Unter den europäischen Metropolen wuchsen im Verlauf des 19. Jahrhunderts: London um 340 %, Paris um 345 %, Wien um 490 % und Berlin sogar um 872 %.⁶ Die wachsenden Städte und industriellen Verdichtungsräume mit ihren vielfältigen Erwerbsmöglichkeiten wirkten hinsichtlich Arbeitsmigration und dauerhafter Zuwanderungen wie (unterschiedlich starke) Magneten. Die Anziehungskraft hing in erster Linie mit der Größe der Stadt und ihrer Wachstumsdynamik zusammen. Die veränderte Erwerbstruktur und geografische Mobilität verstärkten Urbanisierungsprozesse und die Entwicklung industriestädtischer Standorte. Im Verlauf der Industrialisierung entstanden immer mehr städtische Zonen, in denen Arbeitsmigrant_innen unter zum Teil desolaten Bedingungen lebten und arbeiteten. Aus diesem Blick können Stadtgeschichten als Wanderungsgeschichten geschrieben und erzählt werden. Arbeitsmigration war und ist immer noch konstitutives Element für die Entwicklung und Modernisierung der Städte.

Der Vergleich von Motiven, Intentionen und Realitäten der Arbeitsmigrant_innen um 1900 mit denen der Migrant_innen von heute fördert zahlreiche Parallelen zutage – nicht zuletzt in Hinblick auf die Bewertung der Eingliederungsprozesse, die sie in den neuen Gesellschaften durchlaufen mussten. Auch heute wird jenen Einwandernden und deren Nachkommen, die sich scheinbar nicht schnell genug in die Gesellschaft einfügen, „Fremdheit“ bzw. „Integrationsunwilligkeit“ vorgeworfen. Sie werden in Klischees gezwängt und auf diese Weise ethnisiert und kulturalisiert.⁷ Die ethnische Zuschreibung war und ist dabei keineswegs ein neutraler Akt, sondern einer, der den Zugang zu wichtigen gesellschaftlichen Ressourcen regelt. So wurden für Arbeitsmigrant_innen immer mehr Barrieren errichtet, die sie, um sich in der Gesellschaft angemessen zu positionieren, überwinden mussten und immer noch müssen. Unter diesen restriktiven Bedingungen waren sie dazu gezwungen, Überlebensstrategien zu entwickeln – eine ungeheure Herausforderung, vor der viele Menschen kapitulierten. So führte Arbeitsmigration auch nach dem Zweiten Weltkrieg in den Städten zur Entstehung von Stadtteilen, in denen sich sukzessive die neuen Einwanderer_innen niederließen.⁸ Nachdem solche Stadtviertel im öffentlichen Diskurs nicht selten negativ wahrgenom-

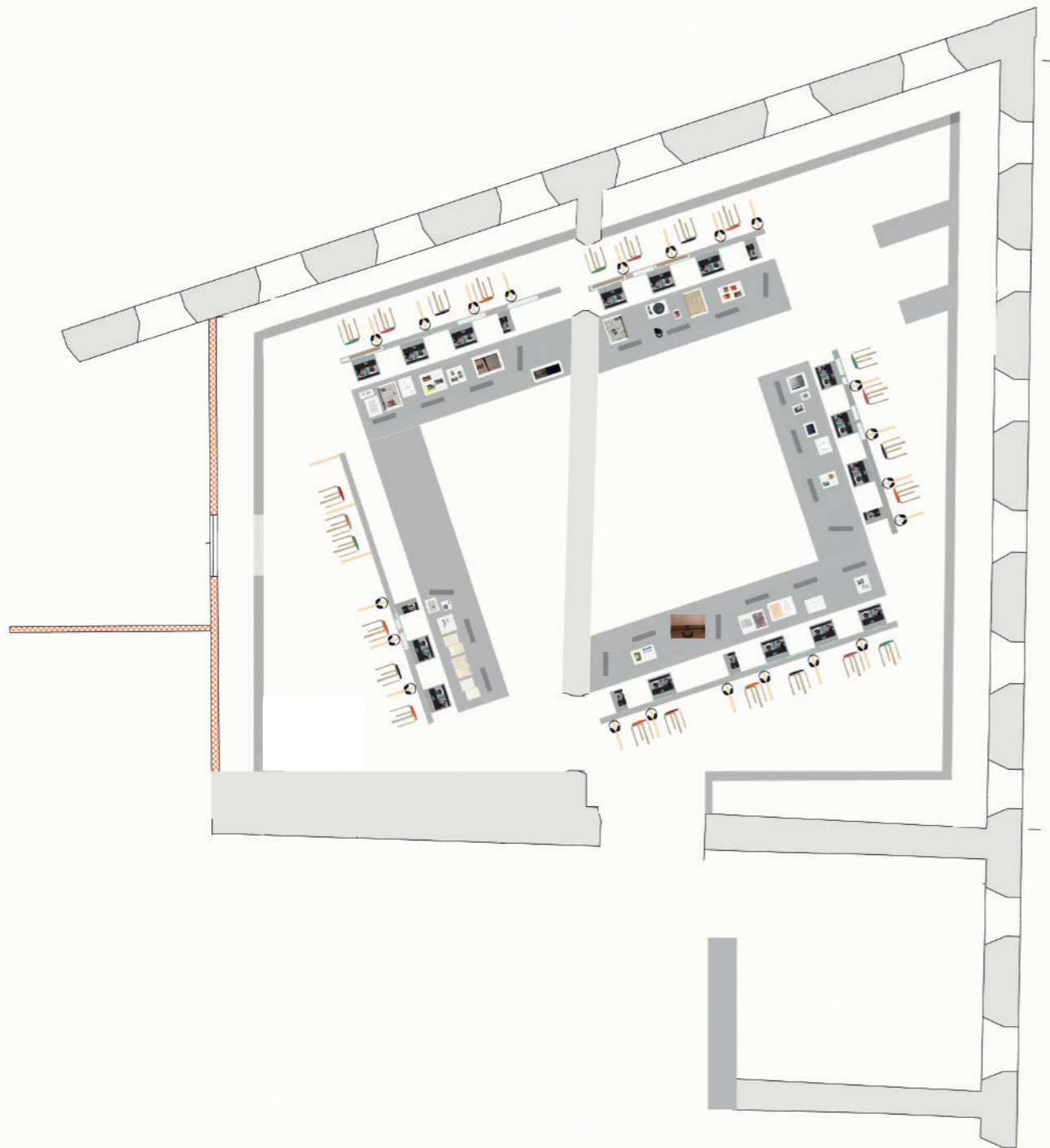
men und weit überzeichnet als „Parallelgesellschaften“ etikettiert werden, wurden die Potenziale solcher Stadtteile bisher zumeist übersehen bzw. ignoriert, wie das Beispiel St. Nikolaus in diesem Band demonstriert.

Menschen sind in der globalisierten Welt grundsätzlich mobil, Bewegung wird aus unterschiedlichsten Gründen zum Lebensentwurf, ob eine gewisse Zeit lang oder dauerhaft. Phänomene wie Sesshaftigkeit und Mobilität sind einem Wandel unterzogen. Zeitenössisch entwickeln Menschen mehrheimische Zugehörigkeiten und weisen vielfältige Lebensentwürfe auf, die über das Lokale und Nationale hinausgehen und den lokalen Alltag mit der Welt verbinden. So entstehen Räume, die uns „vor Ort“ neue Perspektiven und Möglichkeiten eröffnen. Jede dritte Lebensgeschichte in Großstädten ist mittlerweile eine von Migration geprägte. Kleinräumige Geschichten sind heutzutage immer eingebettet in weltweite Zusammenhänge. Infolge geografischer Mobilität haben fast alle Menschen Verwandte oder Bekannte in mehreren verschiedenen Ländern, ihre Biografien weisen weltweite Bezüge auf, was als eine Art alltäglicher Kosmopolitismus bezeichnet werden kann. Auf diese Weise entstehen unterschiedliche gelagerte persönliche Soziosphären in der globalisierten Welt, wie das folgende Zitat des Soziologen Martin Albrow veranschaulicht: „Menschen bewohnen soziale Sphären, die nebeneinander bestehen und sich räumlich überschneiden, aber grundlegend verschiedene Horizonte und Zeit-Spannen besitzen.“⁹ Menschen sind in familiäre und andere persönliche Netzwerke eingebunden, bewegen sich in grenzüberschreitenden Bereichen, Kontexten und Räumen, kommen mit unterschiedlichen Personen und Orten in Kontakt, formulieren daraus ihre Zugehörigkeiten und entwickeln ihre eigenen Lebensentwürfe. Gerade migrantische Biografien und Alltagspraktiken zeigen, wie weltweite Bezüge und Netzwerke entstehen und welche Rolle diese für Menschen alltäglich spielen. Das Alltagsleben gewinnt damit eine neue Dynamik und erfordert das Überdenken unserer immer noch national ausgerichteten Vorstellungen von Raum, Zeit und Welt. In diesem Sinne stellte Regina Römhild, Professorin am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Berlin, zutreffend fest: „Es ist die Illusion der Sesshaften, dass man sich räumlich und kulturell auf ein Territorium festlegen muss, um eine Antwort auf die Frage der Identität zu finden.“¹⁰ Neben den Möglichkeiten, die solche weltweiten Verbindungen Individuen im Alltag bieten, bestehen allerdings die vielerorts verschärften Grenzen der Nationalstaaten

sowie die hoch gesicherten Außengrenzen der Europäischen Union samt der damit einhergehenden Kontrolle von Mobilität, zusätzlich Diskriminierungen ökonomischer und politischer Art, die Migration zu unterbinden suchen. Die paradoxe Situation der Öffnung bei gleichzeitiger Verschärfung der Kontrolle gegenüber bestimmten Gruppen (Flüchtlingen, Illegalisierten etc.), die als „unerwünscht“ und „überflüssig“ betrachtet werden, schafft für diese immer größere Barrieren. Geografische Mobilität gilt also nicht für alle im gleichen Maße. Eine solche globale Hierarchie der Mobilität ist Bestandteil einer Neuverteilung von Privilegien und Verlusten auf weltweiter wie auf lokaler Ebene.¹¹ Dadurch wird auch deutlich, dass es eine „Migrationsgeschichte“ per se nicht geben kann. Sie muss vielmehr als immanenter Teil der allgemeinen Gesellschafts- und Sozialgeschichte verstanden werden.

Warum aber bedarf es dann einer Ausstellung unter dem Vorzeichen Migration? Die Antwort kann nur lauten: Gerade deshalb!

Keineswegs ist dieser Ansatz selbstverständlich, keineswegs ist – gerade in Museen – das Thema Migration präsent. Die meisten musealen Retrospektiven erzählen bis heute eine Herkunftsgeschichte: So waren wir, so sind wir und so sind wir geworden, wie wir sind. Die Historizität des Landes wird üblicherweise mit der Geschichte seiner gegenwärtigen Bevölkerung gleichgesetzt. Deshalb ist es eine Chronik des Andauernden, des Linearen, eine chronologische Evolution – eine Geschichte des Beständigen, die nach dem Ursprünglichen und den vermeintlichen Wurzeln suchte. Diese Sichtweise fußt auf einem Geschichtsverständnis des 19. Jahrhunderts – in ein neues, modernes Kleid gehüllt, werden überkommene Axiome fortgesetzt: Eine Region, wie Tirol, wird in erster Linie als etwas Gewordenes verstanden – nicht als etwas fortlaufend Werdendes.¹² Eine solche Darstellung hat einen verführerischen Charme in sich: In einer Zeit scheinbarer extremer Veränderungen, Umbrüche und Zukunftsängste suggeriert das Althergebrachte und Vertraute Stabilität. So wurde schon bei der Gründung der „Nationalmuseen“ im 19. Jahrhundert das künstlerische Schaffen früherer Zeiten, aber auch Alltägliches – wie Kleidung, Lieder, Arbeitsgeräte – als Garant dieser historisch legitimierten Stabilität erkannt, als das Eigene und Dauerhafte. Alles, was dieses Bild störte, wurde ausgespart oder sogar als Problem verstanden. Dies gilt im Besonderen für Migration. Sie galt als abseits der Norm stehend und deshalb



Gestaltungskonzept von Juliette Israël, Grundriss, 2017



fremd. So war es auch im Volkskunstmuseum – seit seiner Eröffnung 1929 (also zehn Jahre nach der Teilung Tirols) ein Bollwerk der nationalen und regionalen Identitätskonstruktion.

Im Konzeptteam war bald klar, dass es nicht einfach werden würde, die Komplexität des Themas auf etwa 200 m² Ausstellungsfläche aufzubereiten. Auch deshalb einigte man sich auf ein dreistufiges Projekt: Die Trilogie begann 2016 mit der Ausstellung „Alles fremd – alles Tirol“. Indem in einem ersten Schritt Objekte aus der Sammlung des Tiroler Volkskunstmuseums im Hinblick auf Kulturkontakt, Kulturkonflikt und Stereotype beleuchtet wurden, sollte auf das Thema Migration hingeführt werden.¹³ Gleichzeitig wurden im Begleitprogramm neue Vermittlungsformate erprobt. Insbesondere aber wollte man eine Sammelaktion für die 2017 geplante Migrationsausstellung organisieren. Diese bereite man mit Fokus auf die Arbeitsmigration der 1960er und 1970er Jahre und deren Auswirkungen vor. Um aber auf gegenwärtige Tendenzen und Ereignisse reagieren zu können, sollte das Gesamtprojekt durch eine mehrtägige und partizipative Veranstaltungsreihe im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum 2018 vervollständigt werden. Von Anbeginn arbeiteten die beteiligten Personen – in unterschiedlichen Zusammensetzungen – parallel an verschiedenen kleineren und größeren Projekten.

Für die nun präsentierte Ausstellung „Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“ wurde eine eigene Konzeptgruppe etabliert. Diese übernahm die Hauptarbeit, insbesondere wurden die Arbeiten von Anna Horner, Christina Hollomey-Gasser sowie Sónia Melo vorangetrieben. Das Konzeptteam holte sich je nach Fragestellung auch Unterstützung: Andrea Moser konzipierte die öffentlichen Außenstellen, Lisa Nussmüller (ZeMiT) und Kathrin Deisenberger (TLM) organisierten die mediale Öffentlichkeitsarbeit der Sammelaktion. Edith Hessenberger und Bernhard Mertelseder berieten bei Gründung des Dokumentationsarchivs Migration Tirol (DAM). Die jeweiligen Ergebnisse wurden mit der sogenannten Steuerungsgruppe – allen am Projekt beteiligten Personen – diskutiert.

Mit dem im April 2016 organisierten Sammelauftritt startete das Projekt in die Intensivphase: Mittels Appell: „Wir sammeln! Migration ist Teil der Geschichte Tirols“, „TOPLUYORUZ! TOPLUYORUZ! Tirol'daki göçmenlerin hikayesini topluyoruz“ und „MI SAKUPLJAMO! Priče o migraciji u Tirolu“ sollten nicht nur Objekte, Urkunden, Fotos und dergleichen gesammelt werden – es war auch eine wich-

tige Möglichkeit, öffentlichkeitswirksam auf das Projekt und dessen Kern hinzuweisen: Migration ist Teil der Geschichte Tirols!¹⁴ Zwar erzielte, wie erwartet, die mediale Veröffentlichung des Aufrufs keinen übermäßigen Rücklauf, doch konnte der Sammelaktion schon auf die Kontakte der Vorgängerprojekte zurückgreifen. Gezielte Ansprache, öffentliche Aktionen, etwa im Einkaufszentrum Sillpark, und insbesondere die Mundpropaganda erhöhte die Zahl der Ansprechpartner_innen fortlaufend. So konnten Erinnerungen an die erste Zeit in Tirol, an die Arbeitsplatzsituation, die Wohnverhältnisse, an den Kontakt zu Kolleg_innen und Nachbar_innen, an Schwierigkeiten und Rassismen usw. aufgezeichnet werden. Sofern vorhanden, wurden auch Dokumente, Fotos und Objekte aufgenommen. Die aufgezeichneten Erinnerungen schlugen als Rekonstruktion subjektiven Erlebens eine sehr persönliche Brücke in die Vergangenheit. Es zeigt sich auch hier, dass Erinnerungen niemals ausschließlich eine rein individuelle Angelegenheit sind, sondern durch das in einer Gruppe oder Gesellschaft vorherrschende Geschichtsbild gedeutet wurden und werden. Das Erlebte wird vom Heute aus geordnet und interpretiert und schafft eine „lebensgeschichtliche Kontinuität, es modelliert historisch Wirklichkeit nach aktuellen Bedürfnissen“.¹⁵ Solchermaßen wollte die Sammelaktion auch nachspüren, wie Migration von unterschiedlichen sozialen Gruppen erinnert wird und welche Deutungsmuster kursieren. Dieser Ansatz bildete auch einen Ausgangspunkt für das Konzept zur Ausstellung „Hier zuhause“. Hier sollten Objekte präsentiert, Zeitzeug_innen in Interviews zu Wort kommen und diese Informationen miteinander in Beziehung gestellt werden: Durch die vielen Meinungen und unterschiedlichen Erfahrungsberichte müsste deutlich gemacht werden, dass es keine eindeutige Migrationsgeschichte gibt. Wichtige Statements sowie Fragestellungen und Kommentare des Konzeptteams sollten die individuellen Erinnerungen und Erzählungen deshalb begleiten. Die solchermaßen aufgebaute Meta-Ebene verweist auf Unausgesprochenes, legt die Auswahl der Themen, Statements und Ansätze dar oder erläutert konzeptionelle Entscheidungen. Beispielsweise wird offengelegt, warum die Ausstellung viersprachig angelegt wurde und weshalb diese Sprachen bzw. Sprachvarianten gewählt wurden. Nicht zuletzt deshalb erdachte Juliette Israël, die die Gestaltung übernommen hatte, einen Diskussionsraum. Die Ausstellung sollte sich in Form einer Konferenz präsentieren, in der verschiedene Erfahrungen gehört werden können und Migrant_innen

mehrerer Generationen ebenso wie die Kurator_innen über historische Beziehungen, über Stereotype und Vorurteile oder über soziale Zusammenhänge nachdenken und diskutieren. Unterschiedlichste Perspektiven werden prozesshaft zu einer gemeinsamen Erzählung verknüpft – die nicht abgeschlossen ist. Damit bleibt die Frage nach der Deutungshoheit, so die Intention der Gestalterin, brisant: Wer spricht? Auf wessen Wunsch? Welche Geschichten werden erzählt und was möchte wer hören? Die Ausstellung sollte keine chronologische Aufbereitung der Arbeitsmigration in Tirol seit den 1960er Jahren werden – und beginnt gerade deshalb mit dem Ankommen: Der Bereich „Arbeitskräfte willkommen!“ weist auf die ökonomische Notwendigkeit der 1960er und 1970er Jahre hin, Menschen für unterschiedlichste Arbeiten nach Österreich zu holen. Mit dem Hinweis auf die Migration von weiblichen philippinischen Pflegekräften, die mit dem Flugzeug nach Österreich gekommen sind, wurde das stereotype Bild der männlichen Migration mittels Eisenbahn und Koffer konterkariert. „An die Arbeit!“ ist der nächste Abschnitt betitelt, der der Arbeitssituation beispielsweise in der Textil- oder Bauindustrie gewidmet ist. „Sprachlos“ und „Sprachen regeln“ weisen u. a. auf die Tatsache hin, dass Spracherwerb oder Integration einst gar nicht erwünscht waren. Staatliche Förderungen gab es keine, erst langsam etablierte sich in Kindergärten und Schulen die Erkenntnis, aktiv am Spracherwerb mitwirken zu müssen – eine Einsicht, die zumeist auf persönlichen Initiativen von Lehrer_innen fußt, wie etwa die von einer Tiroler Lehrerin erstellte Lehrmittelmappe zeigt. Lange Zeit wollte man davon ausgehen, dass die „Gastarbeiter“ und deren Familien schließlich in ihre Herkunftsländer zurückkehren sollten. Dass dies illusorisch war, wird schon im Themenbereich „Wohnsitz“ angesprochen. Gleichzeitig wird hier deutlich gemacht, wie das Zusammenleben funktionierte oder wie Arbeitsmigrant_innen als Menschen zweiter Klasse beurteilt wurden. „Hier zuhause“ zeigt schließlich Innsbruck als gemeinsame Stadt und Tirol als gemeinsames Land – eine Gemeinschaft, die durch die Frage nach dem Pass – ebenso wie die politische Mitgestaltung (eine Stimme erlangen) – stets in Frage gestellt wird. „Passkontrolle“ titelt deshalb der nächste Abschnitt, der sich auch mit den gesetzlichen, sich stets ändernden Möglichkeiten des Erlangens der Staatsbürgerschaft auseinandersetzt. Schließlich wird mit „Mehrheimisch“ auf unterschiedliche Zugehörigkeiten und vielfältige Lebensentwürfe verwiesen. Dabei zeigt sich freilich, dass die

stets gestellte und vermeintlich so wichtige Frage nach der „wirklichen Herkunft“ – wenngleich Interesse bekundend – immer auch der Ausgrenzung dient und das „Stigma Migration“ fest- und fortschreibt. So will die Ausstellung nicht zuletzt Alltagsrassismen „Sichtbar machen“, wie der abschließende Themenkomplex der Schau betitelt ist, der sich vor allem der Gegenwart verschrieben hat.

Während an den Ausstellungswänden historische Fakten und wesentliche Quellen zu den einzelnen Themenfeldern aufbereitet werden, steht der durch die individuellen Berichte geprägte Konferenztisch im Zentrum des Raumes. Jeweils drei Monitore sind einem Themenfeld zugeordnet. Auf jedem Bildschirm sind wiederum drei Videos zu sehen, die miteinander korrespondieren. Zahlreiche Zeitzeug_innen kommen hier zu Wort, ihre Aussagen werden zueinander in Beziehung gesetzt. Ein weiterer Monitor ist jeweils für das Konzeptteam bzw. für Kommentare der Meta-Ebene reserviert: In unterschiedlicher Konstellation sprechen einzelne Mitglieder über das Ausstellungskonzept, über stereotype Bilder der Migration, über Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Projekts, etwa der Mehrsprachigkeit u. ä.

Das Sujet der Ausstellungsplakates – eine Detailansicht einer Seite aus einem Reisepass, vollgedruckt mit Grenzstempeln – war innerhalb der Konzeptgruppe nicht unumstritten. Es wurde befürchtet, dass dadurch stereotype Bilder der Migration weiter produziert werden würden. Letztendlich könnte man mit dem Bild vieles assoziieren: die Macht des Bürokratischen und Kontrollierenden, die Bedeutung der „Grenzregime“ für die Migration, das Gefühl von „einheimisch“ oder „mehrheimisch“, das auch im Ausstellungstitel mitschwingt. Im Begleitband wurde versucht, nicht nur historische Fakten, sondern auch unterschiedliche Perspektiven auf das Thema Migration einfließen zu lassen. Dabei sollten – neben wissenschaftlichen Analysen – vor allem unterschiedlichen Statements Platz eingeräumt werden. Damit arbeitet die Ausstellung an einem neuen Geschichtsverständnis: Tirol und seine Geschichtlichkeit sollen nicht als starres Gebilde des Gewordenen begriffen werden, sondern als dynamischer Fortgang des Werdenden. Dieser Ansatz darf sich nicht auf die 200 m² der aktuellen Sonderausstellung beschränken, sondern soll das Tiroler Volkskunstmuseum insgesamt verändern und zukünftig prägen: Bald sollen dezidierte Migrationsausstellungen – ob der Selbstverständlichkeit des Themas – gar nicht mehr notwendig sein.

- ¹ <http://www.zemit.at/de/projekte/59-migrationsbilder.html> [Zugriff: 8.2.2017].
- ² Hollomey-Gasser, Christina: Projekt Erinnerungskulturen. Tiroler Geschichte mit neuen Augen sehen, in: *Tiroler Chronist. Fachblatt von und für Chronisten in Nord-, Süd- und Osttirol* 130, 2014, S. 17.
- ³ Inhalte und Ablauf der Ausstellung sind auf der Website <http://www.hall-in-bewegung.at> dokumentiert.
- ⁴ Menardi, Herlinde/Berger, Karl C.: *Tiroler Volkskunstmuseum: Positionierung, Leitfaden und Sammlungsstrategie*, unveröffentlichtes Diskussionspapier, Innsbruck 2012, Archiv TVKM.
- ⁵ erinnern-verstehen-ankennen. migration und geschichte. Schriftliche Dokumentation der 5. Integrationsenquete, 2014, S. 12, https://www.tirol.gv.at/fileadmin/themen/gesellschaft-soziales/integration/downloads/Enquete_Dateien_2014/DokumentationEnquete2014.pdf [Zugriff: 8.2.2017].
- ⁶ Bade, Klaus J.: *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2002, S. 73.
- ⁷ Vgl. dazu ausführlich Bukow, Wolf-Dietrich/Llaryora, Roberto: *Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minderheiten*, Opladen 1998.
- ⁸ Yildiz, Erol/Mattausch, Birgit (Hg.): *Urban Recycling. Migration als Großstadt-Ressource*, Basel 2009.
- ⁹ Albrow, Martin: *Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt*, in: Beck, Ulrich (Hg.): *Kinder der Freiheit*. Frankfurt a. M. 1997, S. 288–314, S. 303.
- ¹⁰ Römheld, Regina: *Welt Raum Frankfurt*, in: Bergmann, Sven/Römheld, Regina (Hg.): *Global Heimat. Ethnographische Recherchen im transnationalen Frankfurt*, Frankfurt a. M. 2003, S. 7–20, S. 14.
- ¹¹ Vgl. Bauman, Zygmunt: *Globalization: The Human Consequences*, New York 1998, S. 70.
- ¹² Köstlin, Konrad: *Brauchtum als Erfindung der Gesellschaft*, in: *Historicum. Zeitschrift für Geschichte* 62, 1999, S. 9–14.
- ¹³ Vgl. Meighörner, Wolfgang (Hg.): *Alles fremd – alles Tirol. Begleitband zur Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum*, Innsbruck 2016.
- ¹⁴ Hollomey-Gasser, Christina et al.: *Wir sammeln! Topluyoruz! Looking For! Mi Sakupljamo! Eine Initiative in Tirol sammelt und archiviert Migrationsgeschichte*, in: *Stimme. Zeitschrift der Initiative Minderheiten* 99, Sommer 2016, S. 25f.
- ¹⁵ Becker, Franziska: *Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde*, Göttingen 1994, S. 20.

FAKTENLISTE ZUR ARBEITSMIGRATION TIROL

ARBEITSMIGRATION TIROL

FAKTENLISTE: EREIGNISSE UND GESETZE

zusammengestellt von Gerhard Hetfleisch

1925

Inländerschutzgesetz: Der Vorrang von österreichischen vor ausländischen Staatsangehörigen auf dem Arbeitsmarkt wird etabliert.

1938

Ausländerpolizeiverordnung der NS-Zeit: Die Einreise und der Aufenthalt von „Fremden“ im Deutschen Reich und nach dem „Anschluss“ im Gebiet des heutigen Österreich wird geregelt.

1941

Deutsche Reichsverordnung über ausländische Arbeitskräfte: Diese Verordnung des NS-Regimes löst das Inländerschutzgesetz ab. Die Beschäftigungsbewilligung für ArbeitgeberInnen und verpflichtende Arbeiterlaubnis für ausländische ArbeitnehmerInnen werden eingeführt.

1945

Reichsüberleitungsgesetz: Die Reichsverordnung über ausländische Arbeitskräfte wird in den Rechtsbestand der Zweiten Republik übernommen und bleibt bis Ende 1975 in Kraft.

1949

Staatsbürgerschaftsrechtsnovelle: Eheliche Kinder bzw. legitimierte uneheliche Kinder erwerben die Staatsbürgerschaft nach dem Vater, uneheliche Kinder nach der Mutter. Voraussetzung: Ausscheiden aus dem alten Staatsverband und ein zehnjähriger rechtmäßiger Aufenthalt in Österreich.

1951

Beschluss der Genfer Flüchtlingskonvention: 1954 von Österreich ratifiziert, tritt 1955 in Kraft.

1954

Fremdenpolizeigesetz wird eingeführt.

14,4 % Arbeitslosigkeit: Die höchste Arbeitslosigkeit seit Ende des Zweiten Weltkriegs in Tirol.

Wirtschaftsaufschwung setzt im Herbst ein. Ende der 1950er Jahre wird die Vollbeschäftigung erreicht und bald zeichnet sich Arbeitskräftemangel ab.

1955

Aufhebung der Sichtvermerkplicht (Visum) zwischen der Türkei und Österreich.

1956/57

Ungarnkrise: 160.000 Flüchtlinge in Österreich, nur wenige bleiben dauerhaft im Land.

1961

Kontingentvereinbarung zwischen Wirtschaftskammer und ÖGB (Raab-Olah-Abkommen): Ab 1962 konnten Unternehmen Beschäftigungsgenehmigungen für ausländische ArbeitnehmerInnen bis zur jährlich vereinbarten Höchstzahl (Kontingent) von den Landesarbeitsämtern ohne weitere Prüfung des Arbeitsmarktes erteilt werden.

1962

Anwerbeabkommen mit Spanien, 1964 ratifiziert.

1963

Assoziierungsabkommen oder Ankara-Abkommen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) mit der Türkei (Ankara Anlaşması).

1964

Anwerbeabkommen mit der Türkei.

1965

Aufhebung der Sichtvermerkplicht (Visum) zwischen der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien (SFRJ) und Österreich.

1966

Anwerbeabkommen mit Jugoslawien (SFRJ).

Einführung der Ausländer-Arbeitskarte: Arbeitsort, Arbeitgeber, aber auch die „sanitätspolizeiliche Unbedenklichkeit“ wird darauf vermerkt.

1968

Erstes Asylgesetz tritt in Kraft.

1972

Meldegesetz: Meldezettel von ausländischen Staatsangehörigen sind mit einem „A“ zu versehen und vom Meldeamt der Fremdenpolizei zu übermitteln.

1973/74

Anwerbestopp infolge der weltweiten wirtschaftlichen Rezession („Ölkrise“).

1974

Ohne gesetzliche Grundlage werden Sichtvermerke von ausreisenden ausländischen Beschäftigten mit einem „A“ gekennzeichnet, wenn sie zur Erwerbstätigkeit nach erneuter Einreise berechtigt sind (bis 1988).

1976

Ausländerbeschäftigungsgesetz löst die Reichsverordnung über ausländische Arbeitskräfte ab.

1979

Errichtung der Islamischen Glaubensgemeinschaft in Österreich (IGGiÖ).

1983

Novelle des Staatsbürgerschaftsgesetzes: Eheliche Kinder erwerben bei Geburt die österreichische Staatsbürgerschaft, wenn ein Elternteil diese hat, uneheliche, wenn die Mutter österreichische Staatsbürgerin ist.

1985

Erllass des Innenministeriums schränkt die Praxis der Fremdenpolizei ein, Aufenthaltsverbote gegen MigrantenInnen nach dem Verlust eines Arbeitsplatzes bzw. dem Ende der Arbeitslosenunterstützung wegen des „mangelnden redlichen Erwerbs der Unterhaltsmittel“ (§ 3 FPG) zu verhängen, wenn ihr Lebensunterhalt durch andere Familienmitglieder gesichert werden kann.

1986

Die Familienbeihilfe wird bei Auszahlung ins Ausland um die Hälfte gekürzt.

1987

§ 3 Fremdenpolizeigesetz (Aufenthaltsverbot) wird zwei Mal aufgehoben, weil er das Menschenrecht auf Privat- und Familienleben (Art 8 EMRK) nicht ausreichend schützt.

1988

Erleichterter Zugang zum Befreiungsschein für Jugendliche bei Nachweis von Schulbesuchszeiten in Österreich. Das bedeutete freien Zugang zum Arbeitsmarkt. Davor musste eine Beschäftigungsbewilligung vom Arbeitgeber/von der Arbeitgeberin beantragt werden.

1989

Einem reduzierten Kreis der Zugewanderten, nämlich Beschäftigten mit Befreiungsschein und Flüchtlingen, wird die Notstandshilfe nach dem Arbeitslosenbezug auf maximal ein Jahr beschränkt zugestanden.

Das Ausländerbeschäftigungsgesetz wird zwischen 1989 und 1998 zwanzig Mal novelliert.

Mehrjähriges starkes Wirtschaftswachstum geht mit einer rasant steigenden Zuwanderung in Österreich einher.

1990

Einführung der Arbeiterlaubnis. Bestimmungen für den Befreiungsschein werden zugunsten von Zugewanderten geändert.

1991/92

Beginn des Zerfalls der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien (SFRJ): 90.000 Flüchtlinge in ganz Österreich und etwa 3.000 in Tirol.

1992

Neues Asylgesetz löst das Asylgesetz 1968 ab: erschwerte Möglichkeiten zur Antragstellung.

1993

Fremdengesetz und Aufenthaltsgesetz (Quotenregelung für die Niederlassung und Saisonier-Regelung) wird eingeführt.

PERSPEKTIVEN AUF GESCHICHTE UND POLITIK

1994

Der Arbeitsmarkt wird für bosnische Flüchtlinge, die zwar kein Asyl, aber ein „befristetes Aufenthaltsrecht“ erhalten haben, geöffnet. 1998 wird „gut integrierten“ Bosnien-Flüchtlingen ein unbefristetes Aufenthaltsrecht zugestanden.

1995

Österreich tritt der Europäischen Union bei. Staatsbürger von Ländern der EU erhalten ein gesetzliches Aufenthaltsrecht in Österreich.

Die Türkei führt die Mavi Kart (Blaue Karte) ein, die im Ausland lebende ehemalige türkische Staatsbürger beantragen können, die eine andere Staatsbürgerschaft erworben haben. Damit bleiben ihnen wesentliche Staatsbürgerrechte erhalten, wie das Erbrecht, Grundbesitz, unbegrenztes Aufenthaltsrecht, Arbeitserlaubnis, nicht aber das Wahlrecht. Ein Nebeneffekt des Gesetzes sind stark steigende Anträge auf Erteilung der Staatsbürgerschaft von türkischen Staatsangehörigen in Österreich.

1996

Anerkennung des Assoziationsabkommens der EU mit der Türkei durch österreichische Behörden; bei Familienzusammenführung müssen daher keine Deutschkenntnisse nachgewiesen werden.

1998

Das Integrationspaket tritt in Kraft. Das neue Fremden-gesetz ermöglicht die Aufenthaltsverfestigung nach acht Jahren. Integration soll vor Neuzuwanderung stehen, daher wird der Unterschied von befristeten Aufenthalten und dauernder Niederlassung gesetzlich festgeschrieben. Kinder dürfen nur noch bis zum 14. Lebensjahr zu ihren Eltern nachziehen.

Novelle des Staatsbürgerschaftsgesetzes: Verschärfung der Bestimmungen für vorzeitige Einbürgerung, es müssen „entsprechende Kenntnisse der Deutschen Sprache“ nachgewiesen werden.

2000

Der Integrationserlass öffnet den Arbeitsmarkt für nachgezogene Familienmitglieder.

EU Richtlinien gegen die ethnische Diskriminierung am Arbeitsmarkt, bei Sozialleistungen, im Gesundheits- und Bildungsbereich sowie beim Zugang zu öffentlichen Gütern und Dienstleistungen einschließlich Wohnraum (Gemeindewohnungen).

2002

Ausländerpaket: Nach fünf Jahren ununterbrochenen legalen Aufenthalts in Österreich erhalten MigrantInnen den freien Zugang zum Arbeitsmarkt. Im Rahmen der Integrationsvereinbarung muss ein Sprachkenntnisnachweis in Form eines Diploms mit Niveau A1 nachgewiesen werden.

2006

Fremdenrechtspaket: Es umfasst ein neues Fremdenpolizeigesetz, Asylgesetz, Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz und Staatsbürgerschaftsgesetz mit weitreichenden restriktiven Bestimmungen, die zum rasanten Rückgang der Staatsbürgerschaftsanträge führen. Aufenthaltstitel können nur im Ausland beantragt werden.

Das Konzept zur Integration MIT Zugewanderten in Tirol wird vom Fachbereich Integration des Landes Tirol präsentiert, es ist das erste eines Bundeslandes in Österreich.

2009/11

Fremdenrechtsänderungsgesetz: Verschärfungen im Asylgesetz, im Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz und im Staatsbürgerschaftsgesetz. Das nachzuweisende Niveau der Sprachkenntnisse bei der Einbürgerung wird angehoben, die Rot-Weiß-Rot-Karte eingeführt, die Integrationsvereinbarung wird ausgeweitet.

2013

Novelle des Staatsbürgerschaftsgesetzes: Erleichterungen bei vorzeitiger Einbürgerung bei nachweislich sehr guten Deutschkenntnissen.

2014

Fremdenrechtnovellierungsgesetz mit völliger Neustrukturierung des Fremdenwesens.

MIGRATIONSSTRÖME IM ALTEN UND NEUEN TIROL ZWISCHEN 1880–1950

ÖKONOMISCHE UND POLITISCHE HINTERGRÜNDE – LEBENSWELTLICHE KONSEQUENZEN

Ingo Schneider

AUS DER GESCHICHTE KÖNNTE MAN SO MANCHES LERNEN

Binsenweisheiten müssen keineswegs immer banal sein. So versteht es sich zwar von selbst, dass Migration ein historisches Phänomen darstellt. Dennoch ist es nicht banal, angesichts der gegenwärtig so emotional geführten und politisch instrumentalisierten Diskurse über aktuelle Migrationsbewegungen auf eben diese Historizität hinzuweisen. Dies ist das Anliegen des folgenden Beitrags, der Streiflichter auf die Migrationsgeschichte Tirols im ausgehenden 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirft. Dabei geht es nicht allein darum, exemplarisch die Geschichtlichkeit des Phänomens an sich vorzuführen. Wir werden auch sehen, dass sich die Motive für Ab- und Zuwanderung ebenso wie die konkreten Probleme in den Aufnahmegesellschaften früher und heute in vieler Hinsicht ähneln.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war Migration in Tirol alles andere als ein neues Phänomen. Da gab es bereits eine lange Geschichte der zeitlichen Auswanderung von Wanderhändlern, Handwerkern und landwirtschaftlichen Hilfskräften aus vielen Teilen des alten Tirol, da gab es die Vertreibung der Protestant_innen aus dem Zillertal 1837 oder – wie andernorts auch – die Auswanderung nach Nord- und Südamerika. Die ins Auge gefasste Zeitspanne von 1880 bis 1950 stellt jedoch eine Phase besonders intensiver Migrationsbewegungen dar, die gut geeignet ist, das Zusammenspiel ökonomischer und politischer Hintergründe sowie die lebensweltlichen Dimensionen der Wanderungen zu veranschaulichen. Arbeits- oder Fluchtmigration stellen immer komplexe gesellschaftliche Prozesse dar, die staatliche Einrichtungen und Zivilgesellschaften herausfordern, die von einem dichten Geflecht öffentlicher und informeller Diskurse begleitet und politisch instrumentalisiert werden. Ebenso gilt, dass Emigrations- wie Immigrationsbewegungen stets wechselseitige und nachhaltige Effekte auf den Alltag in den Abwanderungs- wie den Zielregionen zeitigen.

Vier Wanderungsbewegungen sollen im Folgenden beispielhaft beleuchtet werden: erstens die Auswanderung von Arbeitskräften aus dem Trentino und anderen norditalienischen Regionen im Kontext der Industrialisierung Vorarlbergs sowie der Bahnbauten und anderer großer Bauvorhaben dort, zweitens die durch die „kleine Option“ erzwungene Abwanderung altösterreichischer Beamter nach dem Ende des Ersten Weltkriegs aus den an Italien gefallen Teilen Tirols, drittens die Zuwanderung Trentiner und norditalienischer Arbeitskräfte während des Faschismus nach Südtirol sowie viertens die durch die „große Option“ (1940–43) verursachte Abwanderung von Südtiroler_innen vorwiegend nach Österreich sowie deren teilweise Rückwanderung nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Die genannten Wanderungsbewegungen sind je für sich zu komplex, um auf wenigen Seiten ihrer Bedeutung entsprechend abgehandelt zu werden. Im Folgenden geht es vielmehr darum, unser Verständnis für die historischen und lebensweltlichen Dimensionen des ubiquitären Phänomens Migration im Raum Tirol grundsätzlich zu vertiefen. Es gilt einmal mehr, dass man aus der Geschichte doch so einiges lernen kann.

ITALIENISCH-TRENTINISCHE MIGRATIONS- STRÖME NACH VORARLBERG

Wie in weiten Teilen Tirols sahen sich viele Bewohner des bevölkerungsreichen Trentino ab dem 17., verstärkt aber ab dem 18. Jahrhundert zur saisonalen oder endgültigen Auswanderung gezwungen. Die Gründe dafür waren in etwa immer dieselben: Das Bevölkerungswachstum überstieg die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Region. Dazu kam das vorherrschende Erbrecht der Realteilung, das die landwirtschaftlichen Güter in Kleinstgüter – Microfondi – zerstückelt hatte. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatte einzig die Seidenraupenzucht bzw. Seidenindustrie zahlreiche Arbeitsplätze geboten. Dann fiel die Region in eine schwere wirtschaftliche Krise¹, die mit dem Ausbruch der Raupenkrankheit 1855 einsetzte. Dazu kamen der Verlust wertvoller Absatzgebiete durch

die Abtretung des Königreichs Lombardo-Venetien zuerst an Frankreich (1859) und dann an das Königreich Italien (1866), die Schließung der letzten Bergbaue sowie der Umstand, dass das Trentino erst spät von der Industrialisierung erfasst wurde. Als die Region in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den Ausbau der Bahnlinien an den internationalen Markt angeschlossen wurde, war die traditionelle Seidenraupenzucht der hochindustriellen Konkurrenz nicht mehr gewachsen. Viele Menschen verloren ihre Arbeit. Ihnen blieb nur die Auswanderung. Nicht wenige entschieden sich, in die Neue Welt zu gehen; fast die Hälfte der Trentiner migrierte aber innerhalb Tirols, vor allem nach Vorarlberg, welches zu jener Zeit verwaltungsmäßig zu Tirol gehörte. Dort bestand – namentlich in der Bauwirtschaft (Eisenbahn-, Straßenbau, Wasserregulierungen und Entwässerungen) und der aufkommenden Textilindustrie – großer Bedarf an Arbeitskräften.

Der Großteil der Trentiner Arbeiter fand Beschäftigung beim Bau der Eisenbahnlinien. Genaue Zahlen sind schwer zu benennen, da diese gerade in der Bauwirtschaft innerhalb kurzer Zeit stark schwanken oder jeweils nur für einzelne Bauabschnitte gelten. So wurde etwa beim Bau des Arlberg隧nells und der dazugehörigen Installationsanlagen im Oktober 1883 mit 2689 Arbeitern ein Höchststand erreicht. Bei den Arbeiten an der Westrampe war dies im Juni 1884 mit 4829 Mann der Fall.² Wie viele davon Italiener und gar Trentiner waren, ist nicht exakt zu sagen. Zweifellos bildeten sie die große Mehrheit, ja: Die Eisenbahnlinien Tirols und Vorarlbergs wurden aufs Ganze gesehen überwiegend von italienisch sprechenden Arbeitern gebaut.³ Ein im Vorarlberger Landesarchiv verwahrtes „Logiejournal“ verzeichnet namentlich und mit Herkunftsorten alle in Baracken untergebrachten Arbeiter.⁴ Sämtliche 706 dort eingetragenen Bauarbeiter waren Italiener, allein 343 davon Trentiner.⁵ Die umgangssprachlich „Aisenponeri“⁶ genannten Arbeiter fanden als solche mediale Aufmerksamkeit. Noch 1888 berichtete die „Feldkircher Zeitung“:

„Wie die Zugvögel, so kommen in jedem Frühjahr, seit die Eisenbahnen einen lebhaften internationalen Personenverkehr ermöglichen, stattliche Scharen italienischer Männer, um zu suchen und zu finden, was sie daheim nicht in genügendem Maße erlangen können: Arbeit [...]“⁷

Trentiner und andere Italiener arbeiteten vor allem als Steinbrecher, Maurer und Mineure, während Arbeits-

kräfte aus anderen Teilen der Monarchie auf andere Tätigkeiten spezialisiert waren – Slowenen und Kroaten etwa auf Steinhauen und Brückenbau.⁸ Beeindruckend sind aus heutiger Sicht das Tempo und die straffe Organisation der Anwerbung und Verteilung der Arbeitskräfte, wofür zentrale Arbeitsagenturen in Wien verantwortlich waren. Ihre Agenten standen mit sogenannten Capos in den Gemeinden im Trentino und anderen italienischen Regionen in Verbindung, die innerhalb kürzester Zeit die Arbeitskräfte in ihren Dörfern organisieren konnten. So waren beispielsweise bereits drei Tage nach Vergabe der Arbeiten am Arlbergtunnel Hunderte von Italienern aus dem Piemont, Triest und dem Trentino vor Ort.⁹

Zwischen der Zuwanderung der Trentiner zu den Großbaustellen, vorwiegend dem Eisenbahnbau, und jenem in die Vorarlberger Textilfabriken bestanden gravierende Unterschiede. In der Bauwirtschaft arbeiteten vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich Männer, in der Textilindustrie hingegen waren Frauen, Kinder und Männer vertreten, in der Stickerei überwogen die Arbeiterinnen sogar bei weitem. Während die Großbaustellen entweder nur saisonal oder für die Dauer des jeweiligen Bauvorhabens über mehrere Jahre Arbeit boten, lockte die Textilindustrie mit Dauerarbeitsplätzen. Die Trentiner und andere Italiener kamen in diesem Fall also, um zu bleiben. Dass die Vorarlberger Textilindustrie ab Anfang der 1870er Jahre überhaupt Arbeitskräfte in großer Zahl benötigte, war Folge einer vorausgegangenen schweren Krise. Auslöser waren der Verlust von Absatzmärkten in der Lombardei und in Venetien gewesen, auch der fast völlige Zusammenbruch der Baumwolleneinfuhr infolge des amerikanischen Bürgerkriegs. Viele Fabriken mussten geschlossen werden, andere standen über Jahre still. Als eine Reihe revolutionärer Erfindungen die Produktionsweise in der Textilindustrie völlig veränderte und zudem Fabrikanten aus Böhmen und Mähren mit neuen, maschinell gefertigten Buntgeweben auf den Markt kamen, waren die Vorarlberger Industriellen zum Handeln bzw. zu großen Investitionen gezwungen. Am frühesten investierte die Firma Getzner, Mutter & Cie in Bludenz, die innerhalb eines Jahres eine Weberei mit 288 mechanischen Webstühlen errichtete und in kurzer Zeit einen hohen Bedarf an Arbeitskräften hatte. Dasselbe galt fast zeitgleich für die auf Spinnerei spezialisierte Firma Jenny & Schindler. Beide nutzten die bereits eingespielten Kanäle der Arbeitsvermittler, die im Trentino Arbeiter_in-

nen anwarben, nicht ohne vorher erfolglos nach einheimischen Arbeitskräften gesucht zu haben. Förderlich für die Anstellung von italienischsprachigen Arbeiter_innen war, dass die Vorarlberger Fabrikanten schon lange Geschäftsbeziehungen mit Oberitalien gepflegt, teilweise in den dort errichteten Niederlassungen gearbeitet hatten und der italienischen Sprache mächtig waren.¹⁰ Anders als im Baugewerbe wurde nicht nur nach einzelnen Arbeiter_innen gesucht, sondern auch nach Familien, da in den Fabriken Frauen, Männer und Kinder benötigt wurden. So kamen denn auch mitunter sehr kinderreiche Familien nach Vorarlberg.¹¹

Genaue Zahlen über das Ausmaß der italienischen Zuwanderung anzugeben, fällt auch im Bereich der Textilindustrie schwer. Zum einen erfassten entsprechende Erhebungen nicht nur in der Textilindustrie Arbeitende und da auch nur solche mit österreichischer Staatsangehörigkeit und italienischer Muttersprache, also nur die Trentiner. Zum anderen war ihr sozialer Status so niedrig, dass viele bereits nach einer Generation Deutsch als Muttersprache angaben und teilweise auch deutsche Namen annahmen. Entsprechende Zahlen geben also mit Sicherheit kein exaktes Bild, aber dennoch eine richtige Tendenz wieder. So stieg die Zahl der österreichischen Staatsbürger_innen mit italienischer Muttersprache in Vorarlberg von 1428 im Jahre 1880 auf 5857 im Jahr 1910.¹² Fest steht, dass sie in allen Bereichen der Textilindustrie Arbeit gefunden hatten (Spinnerei, Weberei, Stickerei, Veredelung) und dass ihr Kommen und Bleiben wesentlich nachhaltiger wirkte als jenes der Arbeiter auf den Großbaustellen.

Tageszeitungen und andere zeitgenössische Quellen vermitteln einen guten Einblick in unterschiedliche Aspekte der sozialen Organisation der zugewanderten Italiener_innen, in die meist ungesunden Arbeitsverhältnisse, in unterschiedliche Facetten alltäglichen Lebens, aber auch in Fragen des Zusammenlebens mit den Einheimischen. So organisierten sich die Trentiner nicht nur in eigenen Musik-, Gesangs- oder Theatervereinen¹³, sondern auch politisch in sozialdemokratischen wie katholischen Arbeitervereinen.¹⁴ Sie lasen italienische Zeitungen und verfügten über italienische Bibliotheken und Wirtshäuser. Auch gab es von Italienern veranstaltete Feste.¹⁵ Mit der Zeit traten die Trentiner auch verschiedenen Vereinen der einheimischen Bevölkerung bei, was mitunter kri-

tisch beäugt wurde. So kritisierte der „Vorarlberger Volksfreund“ 1909, dass nicht nur die Mehrheit der Italiener in Hard dem ortsansässigen katholischen Textilarbeiterverein angehörte, sondern einzelne sogar in der Vereinsleitung tätig wären.¹⁶

In den ersten Jahrzehnten der Zuwanderung war die Entlohnung der italienischen Arbeitskräfte ausgesprochen schlecht. Erst 1895 erreichte sie in Vorarlberg das Existenzminimum.¹⁷ Bis dorthin wurden Diebstähle und Bettetelei beklagt. Es ist nicht verwunderlich, dass diese Situation in den Medien zur Stimmungsmache gegen die Italiener_innen genutzt wurde. So war im „Vorarlberger Volksblatt“ 1877 zu lesen:

„Wie bereits bemerkt wurde, gehören die Fabrikarbeiter in Bürs-Bludenz der italienischen Nation an; man redet von gegen 1000 Italienern, die in beiden genannten Gemeinden sich aufhalten [...] Niemand kann mit Recht etwas dagegen sagen, daß die Herren wälsche Arbeiter anstellen, sie könnten ebenso gut Chinesen oder Irokesen in den Dienst nehmen. [...] Aber Jedermann, der durch die Betteteilen der wälschen Arbeiter belästigt wird, hat ein Recht, gegen diese Praxis seine Stimme zu erheben. [...] Die Fabrikanten sollten nur so viele fremde Arbeiter und nur solche anstellen dürfen, die ihr Brod verdienen können. Muß also eine Arbeiterfamilie neben der Arbeit noch betteln, so werde sie einfach nach Hause geschickt.“¹⁸

Die starke Konkurrenz durch italienische Billigarbeitskräfte führte zu der paradoxen Situation, dass im ausgehenden 19. Jahrhundert aus Vorarlberg mehr Menschen aus-, als einwanderten.¹⁹

Auf weitere Aspekte der Alltagsbewältigung der Zugewanderten etwa in punkto Kleidung, Essen oder Wohnverhältnisse, die durchaus Ähnlichkeiten zur Situation exjugoslawischer und türkischer Arbeitnehmer_innen ab den 1960er Jahren aufweisen, kann im Rahmen dieses kurzen Aufrisses nicht eingegangen werden.²⁰ Auch hinsichtlich der Wahrnehmung der „Fremden“ durch die „Einheimischen“ lassen sich viele Gemeinsamkeiten mit den 1960er Jahren, aber auch mit der aktuellen Flüchtlingssituation beobachten. Die Vorarlberger griffen zu gängigen Topoi der Fremdbeschreibung wie mangelnder Reinlichkeit und Schamhaftigkeit, wiederholter Ruhestörung oder erhöhter Gewaltbereitschaft. Diese stereotypen Bilder fanden ihren Niederschlag im kommunikativen Gedächtnis der Vorarlberger in den sogenannten „Italienerliedern“, in denen allerdings nicht nur die negativen

Fremdzuschreibungen gegenüber den Italiener_innen in symbolischer Form verdichtet wurden, sondern durchaus auch positive Eigenschaften wie Fleiß, Geschick und Lebensfreude selbst unter widrigsten Umständen.²¹ Der Erste Weltkrieg stoppte die kontinuierliche italienische Arbeitsmigration. Insbesondere der Wechsel Italiens auf die Seite der Entente verschlechterte die Lage der Italiener_innen in Vorarlberg. Den damals noch österreichischen Trentiner_innen wehte ein feindlicher Wind entgegen. Sie gerieten unter erhöhten Anpassungsdruck, was nicht selten zur Verleugnung der Herkunft führte. Das Kriegsende versetzte die Trentiner_innen in den Zustand der Staatenlosigkeit. Etwa die Hälfte aller Italiener_innen im Ländle zog in der Folge in ihre Herkunftsregionen zurück, um die italienische Staatsbürgerschaft zu erhalten. Die Verbleibenden verschwanden weitgehend aus dem Blick der medialen Öffentlichkeit.²²

EIN BEINAHE VERGESSENES KAPITEL TIROLER MIGRATIONSGESCHICHTE: DIE KLEINE OPTION

In den an Italien abgetretenen Teilen Tirols – Südtirol und Trentino – setzte kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs eine andere, weitaus weniger beachtete Migrationsbewegung ein. Sie war Folge der im Friedensvertrag von St. Germain vorgesehenen Bestimmungen zur Vergabe der italienischen Staatsbürgerschaft an die Bewohner_innen der an Italien gefallenen Gebiete, die ja bis dahin Bürger der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gewesen waren. Als der Friedensvertrag am 10. Oktober 1920 in Kraft trat, fehlte es jedoch an entsprechenden Durchführungsbestimmungen. Der Generalzivilkommissar der Venezia Tridentina, so die neue Bezeichnung für die spätere Region Trentino-Südtirol, erließ deshalb bereits wenige Tage nach dem Inkrafttreten des Friedensvertrags eine erste entsprechende Bestimmung, die allen jenen die italienische Staatsbürgerschaft zusprach, „die in einer der Gemeinden geboren sind, die Kraft des Vertrages von S. Germain vom 10. September 1919 von der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie an Italien übergegangen sind, und überdies dort [...] vor dem 24. Mai 1915 das Heimatrecht besaßen“²³. Für rund 30.000 Personen trafen diese Bestimmungen nicht zu. Für sie begann eine Zeit großer Unsicherheit und Ungewissheit. Ihnen wurde unter bestimmten Voraussetzungen, die sich allerdings mehrmals änderten, entweder das Recht, für den Verbleib in Italien zu optie-

ren oder aber nur die Gelegenheit gewährt, um die italienische Staatsbürgerschaft anzuschauen. Während den zahlreichen aus dem Trentino ins Südtiroler Unterland migrierten Italiener_innen die Staatsbürgerschaft auch ohne Heimatrecht in einer Gemeinde problemlos zuerkannt wurde²⁴, war die Sache für die große Zahl deutschsprachiger Beamter wesentlich schwieriger. Viele Eisenbahner, Lehrer, Post- und Gerichtsbeamte und andere Angehörige des öffentlichen Dienstes hatten zwar mehrere Jahrzehnte in Südtirol gearbeitet, besaßen aber kein Heimatrecht in einer Gemeinde. Bei ihnen ging es auch um die Regelung der Pensionsansprüche. Die im ganzen Land eingesetzten Optionskommissionen – sie behandelten sowohl die Fälle von Optionsberechtigten wie die Ansuchen um Staatsbürgerschaft – entschieden wohl in vielen Fällen großzügig, teilweise aber auch mit parteipolitischen Kalkül, da es in jener Zeit auch um die Vorherrschaft zwischen den konservativen und den sozialdemokratischen Kräften im Land ging. Hinzu kam, dass die italienischen Behörden mit dem Erstarken des Faschismus zunehmend die Gelegenheit nutzten, politisch „unruhige Elemente“ auszuweisen. So wurde beispielsweise ein Bozner Gymnasiallehrer abgeschoben; nicht etwa, weil er in Nordtirol geboren war, sondern weil er einmal einen italienfeindlichen Artikel veröffentlicht hatte.²⁵ Am schwierigsten war die Lage für die Eisenbahner. Sie traten zwar im Frühjahr 1921 in einen einmonatigen Streik, an dem auch Italiener teilnahmen, die sich mit den Anliegen ihrer Kollegen identifizierten. Der Kampf gegen die drohenden Entlassungen, die Verweigerung der Staatsbürgerschaft und die Aberkennung der Pensionsansprüche blieb allerdings erfolglos. Bis 1923 mussten knapp 90 % der ehemaligen Südbahnbediensteten nach Nordtirol emigrieren. Allein in Franzensfeste und Mittenwald wanderten 150 von insgesamt 245 dort lebenden Eisenbahnerfamilien ab.²⁶ Aufgrund von Wohnungsmangel mussten die ausgewiesenen Eisenbahner, die nicht nur ihre gewohnte Lebensumwelt, sondern auch Arbeit und Pensionsansprüche verloren hatten, dann obendrein noch jahrelang in ausrangierten Waggons am Innsbrucker Bahndamm leben.²⁷ Auf's Ganze gesehen wurden an die 10.000 Ansuchen um Verleihung der italienischen Staatsbürgerschaft – ob auf der Basis der Optionsberechtigung oder nicht – abgelehnt. Den Betroffenen samt ihren Familien – die Gesuche wurden ja jeweils nur von den Familienoberhäuptern gestellt – blieb meist nur die Auswanderung nach Nordtirol.²⁸

ITALIENISCHE IMMIGRATION IN SÜDTIROL WÄHREND DES „VENTENNIO“²⁹

Die Nachbesetzung der freigewordenen Stellen im öffentlichen Dienst bildete den Auftakt zu einer massenhaften und folgenreichen italienischen Immigrationsbewegung nach Südtirol mit dem Ziel der vollkommenen Italianisierung der 1927 errichteten Provinz Bozen. Auf ihrem Höhepunkt im Jahr 1937 wanderten innerhalb eines Jahres ca. 24.000 Menschen ein, 10.000 davon allein nach Bozen.³⁰ Südtirol hatte freilich schon vor der Abtretung an Italien einen nennenswerten italienischen, vorwiegend aus dem Trentino stammenden Bevölkerungsanteil aufgewiesen. Die Schätzungen über dessen Ausmaß gehen allerdings zwischen der österreichischen und italienischen Seite stark auseinander. So wurde der Anteil der italienischen Bevölkerung aus politischen Gründen einmal zu niedrig, ein andermal zu hoch angesetzt. Zudem stammen die Schätzungen nicht aus demselben Jahr. Während 1910 von österreichischer Seite 6950³¹ oder 7339 in Südtirol ansässige Italiener gezählt wurden³², kam der italienische Geograf Antonio Renato Toniolo 1919 für Trentiner und „Reichsitaliener“ – dauerhaft Ansässige und Saisonarbeiter zusammengerechnet – auf 62.000³³, was knapp einem Viertel der damaligen Gesamtbevölkerung Südtirols entsprochen hätte. Mit Sicherheit lässt sich aber sagen, dass die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs im Lande befindliche italienische Minderheit, ähnlich wie in Vorarlberg, aus wirtschaftlichen Gründen migriert war. Die Zuwanderung in den folgenden Jahren war hingegen in erster Linie Ausdruck politischen Willens, wenn auch für die Einzelnen ökonomische Gründe abermals ausschlaggebend gewesen sein mögen, die Heimat zu verlassen. Die gezielte politisch gesteuerte Immigration von Italiener_innen – vor allem während des faschistischen „Ventennio“ in Südtirol – zeigt somit einmal mehr, wie Menschen zum Spielball macht- und herrschaftspolitischen Kalküls gemacht werden. Die Konsequenzen dieses Kalküls sind in diesem Fall auch noch 100 Jahre später spürbar.³⁴ Vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Einwanderung vorwiegend die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung aus dem Trentino betroffen, die ins Südtiroler Unterland gezogen war; in geringerem Maße und temporär zog es auch Bauarbeiter in die Städte. Die erste größere Einwanderungswelle nach dem Ersten Weltkrieg brachte dagegen, wie erwähnt, Beamte und Bedienstete für die neue staatliche Verwaltung: Lehrer, Militärangehörige,

Eisenbahner, Post-, Justiz-, Finanz- und Gemeindebeamte, also Angehörige der Mittelschicht, die zusehends den Kern der italienischen Bevölkerung in Südtirol bilden sollten. Auch hier handelte es sich hauptsächlich um Trentiner_innen, die wegen ihrer Kenntnisse der deutschen Sprache sowie der bisherigen österreichischen Verwaltungspraxis als für besonders geeignet die Ansiedlung erachtet wurden. Ihnen folgten seit der faschistischen Machtübernahme abermals viele Bauarbeiter für große staatliche Bauprojekte wie den Wohnungsbau für die Staatsbediensteten, für militärische Anlagen aber auch beispielsweise die Melioration im nahe Meran gelegenen Sinich. Dort wurde mit dem Stickstoffdüngerwerk die erste größere Industrieanlage errichtet. Die nächste Phase des Zuzugs begann 1927 mit der Einrichtung Bozens als Provinzhauptstadt. Zahlreiche Behörden und öffentliche Einrichtungen wurden nach Bozen verlegt und mit italienischem Personal besetzt. Bozen wurde zum Vorposten und Zentrum der Italianisierung des Landes. Ihren Höhepunkt erreichte diese durch die Errichtung der Industriezone im Süden der Stadt ab der Mitte der 1930er Jahre. Innerhalb weniger Jahre wurde Bozen zu einer mehrheitlich von Italiener_innen bewohnten Stadt und ist das bis heute geblieben. So stieg die Bevölkerung der Stadt von 30.424 im Jahre 1910 auf 64.464 im Jahr 1943³⁵ und der italienische Bevölkerungsanteil Bozens von 5,7 % im Jahre 1920 auf 76,6 % im Jahr 1943.³⁶ Der überwiegende Teil der nun aus verschiedenen Regionen Norditaliens Zugezogenen fand Arbeit in den neu errichteten Industrien, einem Chemiewerk, einer Magnesium- und Aluminiumhütte, einem Stahlwerk und einer Zweigstelle des Autobauers Lancia. Für sie wurden ebenfalls im Süden der Stadt ca. 2300 Sozialwohnungen errichtet, ein Großteil davon in Form von einfachen zweistöckigen Häusern mit kleinen Gärten, den später sogenannten „Semirurali“, die den Fabrikarbeitern und ihren Familien die Möglichkeit zur teilweisen Selbstversorgung boten.³⁷ Landesweit stieg der Anteil der italienischen Bevölkerung Südtirols von ca. 7000 (3 %) im Jahre 1910 auf nahezu 105.000 (36 %) im Jahr 1943. Die Italianisierung gelang allerdings nur in den größeren Städten Meran und Bozen, während im ländlichen Raum in den kleinen Gemeinden häufig nur wenige Staatsbedienstete ansässig wurden. Dennoch belegen die Zahlen eindrucksvoll das Ausmaß einer beispiellosen politisch gesteuerten Immigration.

VERSPRECHUNGEN, HOFFUNGEN UND ENT-TÄUSCHUNGEN: DIE GROSSE OPTION³⁸

Dass sich das absolute und prozentuelle Verhältnis der Sprachgruppen in Südtirol vor allem in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs so rasant zugunsten der Italiener_innen entwickelte, war nur teilweise der Immigration geschuldet. In beinahe ebenso großem Ausmaß war es Folge einer gegenläufigen Emigrationsbewegung deutschsprachiger Südtiroler_innen, die sich unter dem Stichwort „Option“ tief in das kollektive Gedächtnis Südtirols einschreiben sollte. Voraussetzung dafür war das am 21. Oktober 1939 in Berlin unterzeichnete deutsch-italienische Abkommen über die Umsiedlung deutscher Staatsangehöriger und der Südtiroler Bevölkerung ins Reich, dessen Ziel die endgültige Lösung des zwischen Deutschland und Italien schwelenden „Südtirol-Problems“³⁹ war. Binnen weniger Monate, genau bis zum 31. Dezember 1939, mussten sich die deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler⁴⁰ entscheiden, „[...] ob sie Italiener bleiben, als Brüder unter Brüdern, mit den anderen Bürgern des Königreiches, oder nach ihrem tiefinnerlich wurzelnden Gefühle deutsche Reichsangehörige werden und demgemäß ins Deutsche Reich abwandern wollen, wo sie alle vereint offene und herzliche Aufnahme und eine würdige und geziemende Ordnung ihres wirtschaftlichen Daseins finden werden“⁴¹.

Die Propaganda für dieses aberwitzige Projekt⁴² zur Abwanderung und geschlossenen Ansiedlung der Südtiroler_innen hatte freilich schon früher eingesetzt. Man kann sich gut vorstellen, wie schwierig und emotional belastend die Entscheidung, die Heimat zu verlassen oder dazubleiben, für die Betroffenen war, auch angesichts des Gewirrs aus Desinformationen, ungesichertem Wissen und Gerüchten. Die Option führte bereits damals zu tiefen Rissen innerhalb der Südtiroler Gesellschaft bis hinein in die Familien, nachdem die Haushaltsvorstände – de facto überwiegend die Männer – für die gesamte Familie zu optieren hatten. Das Ergebnis war klar, vor allem klarer als von italienischer Seite erwartet: 80 % der Wahlberechtigten optierten bis Jahresende 1939 für die deutsche Staatsbürgerschaft, also für die Abwanderung. Der Großteil der „Optant_innen“ wanderte bereits im Folgejahr aus. Ab 1941 verließen immer weniger Personen die Heimat, ehe die Kapitulation Italiens am 8. September 1943 und der faktische Anschluss Südtirols und die Einrichtung der Operationszone Alpenvorland die Umsiedlung zum Erliegen brachten. Bis zu diesem Zeitpunkt

hatten ca. 74.500 Personen – das entsprach einem Drittel der Optant_innen – Südtirol verlassen.

Ausgewandert waren zunächst und vor allem Personen, die keinen Besitz hatten, die nicht auf die langwierige Veräußerung ihrer Güter warten mussten, also jene, die am unteren Rand der Südtiroler Gesellschaft gestanden waren. Ihre Hoffnungen auf ein ihnen zunächst versprochenes geschlossenes Siedlungsgebiet im deutschen Reich – die Rede war unter anderem von Burgund, dem Beskidengebiet oder von der Halbinsel Krim – erfüllten sich freilich nicht. Der Großteil der Optant_innen wurde in Nordtirol und Vorarlberg (ca. 60 %) angesiedelt; etwa 20 % in den übrigen österreichischen Bundesländern, ca. 15 % auf dem Gebiet des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 und ca. 5 % in eroberten und besetzten Gebieten (Untersteiermark, Oberkrain, Böhmen und Mähren, Luxemburg oder Polen).⁴³ In Österreich wurde innerhalb kürzester Zeit und in großem Umfang in allen Bundesländern Wohnraum für die Südtiroler Migrant_innen geschaffen. Allein in Tirol und Vorarlberg wurden in fast allen größeren Gemeinden insgesamt knapp 7000 Wohnungen errichtet, die noch heute als „Südtiroler Siedlungen“ bekannt sind. Allein in Innsbruck entstanden damals 14 solcher Siedlungen mit 1859 Wohnungen. Für den Bau war fast ausschließlich die 1939 eigens dafür gegründete gemeinnützige Wohnbaugesellschaft „Neue Heimat“ verantwortlich. In ihrer „neuen Heimat“ wurden die ankommenden Südtiroler_innen allerdings nicht nur freundlich willkommen geheißen, vielmehr wegen der damals modernen Wohnungen sowie anderer Bevorzugungen, etwa auf dem Arbeitsmarkt, beneidet. Zudem sahen sich die Ankommenden mit Vorurteilen in Bezug auf ihren sozial schwachen Status konfrontiert und in ihren Zukunftserwartungen enttäuscht.

Eine letzte Enttäuschung bedeutete für viele das Scheitern der österreichischen Nachkriegsbestrebungen, Südtirol wieder an Österreich anzugliedern. Stattdessen standen die Umsiedler_innen nach einer zwischen Italien und Österreich getroffenen Vereinbarung im Februar 1948 ein weiteres Mal vor einer schweren Entscheidung: nämlich der Option, österreichische Staatsbürger_innen zu werden oder nach Südtirol zurückzukehren und die italienische Staatsbürgerschaft anzunehmen.⁴⁴ Ca. 20.000 Personen entschlossen sich in den folgenden Jahren zur Heimkehr, nachdem etwa 15.000 schon vorher illegal in ihre alte Heimat zurückgekehrt waren. Der Großteil von ihnen versuchte es über die „grüne Gren-

ze“ in der Brennergegend. Nachdem es dabei mehrfach zu Todesfällen gekommen war, vertrauten sich viele Rückkehrwillige gegen Bezahlung Schlepperbanden aus Nord- und Südtirol an. Die legale Rückwanderung wurde dann von österreichischer Seite durch die Bezahlung von Überbrückungsgeldern, Reise- und Transportkosten sowie durch Beihilfen zur Existenzgründung großzügig gefördert. Dass trotzdem weniger als 50 % der Optant_innen zurückkam, lag auch daran, dass sie in der alten Heimat abermals nicht willkommen geheißen wurden, sondern mit Ablehnung und Zurückweisung konfrontiert waren: Auch im Nachkriegssüdtirol waren die wirtschaftlichen Verhältnisse schwierig – vor allem aber wollten sich viele der Dagebliebenen nicht mit der jüngsten Vergangenheit auseinandersetzen, brachten den Rücksiedler_innen weder die notwendige materielle

noch ideelle Unterstützung entgegen und sahen in ihnen „mindere“ Leute. In den nun für einen Teil der Rücksiedler_innen gebauten Siedlungen in den größeren Städten – der Großteil davon wurde in Bozen errichtet – waren sie nun ein weiteres Mal isoliert, hatten Schwierigkeiten sich in der alten Heimat zu beheimaten, Arbeit zu finden und waren den gängigen Vorurteilen gegenüber Migrant_innen wie etwa einem besonderen Hang zu Kriminalität, Gewaltbereitschaft, Faulheit etc. ausgesetzt. Ihre Probleme waren also vielfach die gleichen wie bei der ersten Umsiedlung. Und sie glichen in vieler Hinsicht – das ist das bittere Fazit und die zentrale Aussage dieses Beitrags – jenen Anfeindungen und Unterstellungen, mit denen die Migrant_innen unserer Tage zu kämpfen haben. So gesehen haben wir aus der Geschichte – wieder einmal – nicht wirklich viel gelernt.

- ¹ Siehe dazu Penz, Hugo: Das Trentino als wirtschaftliche Krisenregion in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ursachen und Entwicklungstendenzen, in: Burmeister, Karl Heinz/Rolling, Robert (Hg.): Auswanderung aus dem Trentino – Einwanderung nach Vorarlberg. Die Geschichte einer Migrationsbewegung mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von 1870/80 bis 1919, Sigmaringen 1995, S. 127–150.
- ² Schön, Friedrich: Der Vorarlberger Eisenbahnbau und die Trentiner Zuwanderung, in: Burmeister/Rolling: Auswanderung (wie Anm. 1), S. 355–378, S. 363.
- ³ Schön: Eisenbahnbau (wie Anm. 2), S. 357.
- ⁴ Daneben gab es noch eine Reihe fest gebauter Häuser, in denen vorwiegend Arbeiter mit Familie untergebracht waren.
- ⁵ Logiejournal Vorarlberger Landesarchiv, zit. n. Schön: Eisenbahnbau (wie Anm. 2), S. 366–374.
- ⁶ Siehe dazu Rauch, Margot: Die Aisenponeri. Italienische Arbeitsmigranten in Tirol, in: Greussing, Kurt (Hg.), Die Roten am Land. Arbeitsleben und Arbeiterbewegung im westlichen Österreich, Steyr 1989, S. 39–42.
- ⁷ Feldkircher Zeitung, 9.4.1884, zit. n. Schön: Eisenbahnbau (wie Anm. 2), S. 357.
- ⁸ Schön: Eisenbahnbau (wie Anm. 2), S. 364.
- ⁹ Rauch, Margot: Für Arbeit am Wege, zur Arbeit an Wegen. Welschtiroler Wanderarbeiter und Eisenbahnbauer, in: Photodokument. Eine Ausstellungsreihe der Firma Durst über Photographie in Tirol. Bd 1: Transit, Brixen 1991, S. 129.
- ¹⁰ Rauch: Arbeit (wie Anm. 9), S. 383.
- ¹¹ Sinz, Egon: Kennelbach. Die Geschichte einer Industriegemeinde, Kennelbach 1987, S. 138, zit. n. Getzner, Manfred A.: Italienischsprachige Arbeitseinwanderer in der Vorarlberger Textilindustrie von 1871 bis 1918, in: Burmeister/Rolling: Auswanderung (wie Anm. 1), S. 379–421, S. 383.
- ¹² Burmeister, Karl Heinz: Die italienische Minderheit in Vorarlberg 1870–1918, in: Ethnos 10, 1971, S. 233–243, S. 234f.
- ¹³ Leipold-Schneider, Gerda: Das Alltagsleben der trentinischen und italienischen Migranten in den neuen Welten, in: Burmeister/Rolling: Auswanderung aus dem Trentino (wie Anm. 1), S. 323–354, S. 336ff.
- ¹⁴ Rauch: Aisenponeri (wie Anm. 6), S. 40f.
- ¹⁵ Leipold-Schneider: Alltagsleben (wie Anm. 13), S. 349.
- ¹⁶ Leipold-Schneider: Alltagsleben (wie Anm. 13), S. 239.
- ¹⁷ Johler, Reinhard: Mir parlen Italiano und spreggen Dütsch piano. Italienische Arbeiter in Vorarlberg 1870–1914, Feldkirch 1987, S. 20.
- ¹⁸ Vorarlberger Volksblatt, 20.11.1877; zit. n. Johler: Italiano (wie Anm. 17), S. 21f.
- ¹⁹ Sutterlüthi, Robert: Italiener in Vorarlberg 1870–1914, Hausarbeit, Innsbruck 1981, S. 135; zit. n. Johler: Italiano (wie Anm. 17), S. 20.
- ²⁰ Siehe dazu Leipold-Schneider: Alltagsleben (wie Anm. 13). – Getzner: Arbeitseinwanderer (wie Anm. 11). – Johler: Italiano (wie Anm. 17).
- ²¹ Ausführlich bei Johler: Italiano (wie Anm. 17), S. 115–138.
- ²² Johler: Italiano (wie Anm. 17), S. 139f. – Burmeister/Rolling: Auswanderung (wie Anm. 1).
- ²³ Bolletino Ufficiale del Commissariato Generale Civile per la Venezia Tridentina, 16.10.1920, 479; zit. n. Lechner, Stefan: Die Erste Option. Die Vergabe der italienischen Staatsbürgerschaft an die Südtiroler in Folge der Annexion 1920, in: Obermair, Hannes/Risse, Stefanie/Romeo, Carlo (Hg.): Regionale Zivilgesellschaft in Bewegung. Cittadini innanzi tutto. Festschrift für/Scritti in onore di Hans Heiss, Wien–Bozen 2012, S. 219–235, S. 220f.
- ²⁴ Lechner: Option (wie Anm. 23), S. 222.
- ²⁵ Lechner, Stefan: Annexion. Schock der Entfremdung, in: Solderer, Gottfried (Hg.): Das 20. Jahrhundert in Südtirol, Bd. 2: 1920–1939.
- Faschistenbeil und Hakenkreuz, Bozen 2000, S. 12–39, S. 35.
- ²⁶ Hartungen, Christoph von/Kiem, Othmar/Zendrom, Alexandra: Umbrüche, in: Erhard, Benedikt (Hg.): Option – Heimat – Optioni. Eine Geschichte Südtirols. Una Storia dell Alto Adige, Bozen 1989, S. 6–41, S. 25.
- ²⁷ Lechner: Annexion (wie Anm. 25).
- ²⁸ Hartungen/Kiem/Zendrom: Umbrüche (wie Anm. 26), S. 23.
- ²⁹ Wertvolle Angaben für den folgenden Abschnitt verdanke ich einem noch unveröffentlichten Manuskript von Di Michele, Andrea: Die italienische Binnenwanderung nach Südtirol in der Zwischenkriegszeit, in: Taiani, Rodolfo/Wedekind, Michael (Hg.): La regione Trentino-Alto Adige/Südtirol nel XX secolo, Bd. III: La popolazione della regione Trentino-Alto Adige/Südtirol. Bevölkerungsgeschichte der Region Trentino-Südtirol [in Vorbereitung]. – Weiters Ders.: L'italianizzazione imperfetta. L'amministrazione pubblica dell'Alto Adige tra Italia liberale e fascismo, Alessandria 2003.
- ³⁰ Mezzalira, Giorgio: L'immigrazione italiana in Alto Adige nel Ventennio: aspetti politici e sociali, in: Bonoldi Andrea/Obermair, Hannes (Hg.): Tra Roma e Bolzano: nazione e provincia nel Ventennio fascista. Zwischen Rom und Bozen. Staat und Provinz im italienischen Faschismus, Bozen 2006, S. 93–104, S. 97.
- ³¹ Mezzalira Giorgio: L'immigrazione (wie Anm. 30), S. 97.
- ³² Landesinstitut für Statistik AST (Hg.): Statistisches Jahrbuch der Provinz Bozen, Bozen 2010, S. 120.
- ³³ Toniolo, Antonio Renato: La nuova terra italiana dell'Alto Adige. in: Archivio per L'Alto Adige con Ampezzo e Livinallongo, Gleno 14, 1919, S. 5–90, S. 42; zit. n. Di Michele: Binnenwanderung (wie Anm. 29).
- ³⁴ Siehe dazu etwa Giudiceandrea, Lucio: Spaesati. Italiani in Südtirol, Bolzano 2007.
- ³⁵ Mezzalira: L'immigrazione (wie Anm. 30), S. 96.
- ³⁶ Mezzalira: L'immigrazione (wie Anm. 30), S. 96. – Leidlmair, Adolf: Bevölkerung und Wirtschaft in Südtirol, Innsbruck 1958, S. 53f.
- ³⁷ Von wenigen Gebäuden abgesehen, wurde diese Arbeiterwohnsiedlung, ein einzigartiges Beispiel des faschistischen Wohnungsbaus, in den 1980er Jahren abgerissen.
- ³⁸ Vgl. dazu Stuhlpfarrer, Karl: Umsiedlung Südtirol 1939–1940. 2 Bde., Wien–München 1985. – Alexander, Helmut/Lechner, Stefan/Leidlmair, Adolf: Heimatlos. Die Umsiedlung der Südtiroler. Wien 1993. – Erhard: Option (wie Anm. 26). – Pallaver, Günther/Steurer, Leopold (Hg.): Deutsche! Hitler verkauft euch! Das Erbe von Option und Weltkrieg in Südtirol, Bozen 2011. – Pflanzel, Eva: Option und Gedächtnis. Erinnerungsorte der Südtiroler Umsiedlung, Bozen 2015.
- ³⁹ Es ging dabei um die Frage, ob das seit 1918 vom übrigen Tirol abgetrennte Südtirol dem Dritten Reich einverleibt werden oder bei Italien verbleiben sollte.
- ⁴⁰ Im Detail war eine etappenweise Umsiedlung beschlossen worden, die zwischen Reichsdeutschen, bodengebundenen und nicht bodengebundenen Volksdeutschen unterschied. In der Praxis bestand keine Klarheit über diese Gruppierungen.
- ⁴¹ [o. Verf.]: Die Richtlinien für die Rückwanderung der Reichsdeutschen und Abwanderung der Volksdeutschen aus dem Alto Adige ins Deutsche Reich, in: Alpenzeitung, 26.10.1939.
- ⁴² Die Absurdität des Vorhabens offenbart sich unter anderem auch in dem Plan, den einmal umgesiedelten Südtiroler innen ihre gesamte Kultur „gesäubert“ von christlichen und nichtdeutschen Elementen, sorgfältig in Bildern und Texten dokumentiert, in die neuen geschlossenen Siedlungsgebiete nachzuliefern. Zu diesem Zweck wurde die dem SS-Ahnenerbe unterstellte „Kulturkommission für Südtirol“ eingerichtet. Siehe dazu Bockhorn, Olaf: Volkskundliche Filme des „SS-Ahnenerbes“ in Südtirol, in: Johler, Reinhard et al. (Hg.): Südtirol

im Auge der Ethnographen, Wien–Lana 1991, S. 105–136. – Oesterle, Anka: Die volkskundlichen Forschungen des „SS-Ahnenerbes“ mit Berücksichtigung der „Kulturkommission Südtirol“, in: Johler et al.: Südtirol, S. 76–90. – Schwinn, Peter: „SS-Ahnenerbe“ und „Volks-tumsarbeit in Südtirol“, in: Johler et al.: Südtirol, S. 91–104. – Köstlin, Konrad: Erinnerungsorte? Südtirol, die „Kulturkommission“ und Richard Wolfram, in: Nikitsch, Herbert/Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie (= Ver-

öffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien 38), Wien 2014, S. 325–342. – Dow, James R.: In Search of All Things Nordic, in South Tyrol (Italy): The SS Ancestral Inheritance's Cultural Commission 1939–1943, in: Journal of American Folklore 127/506, 2014, S. 365–399.

⁴³ Alexander/Lechner/Leidlmair: Heimatlos (wie Anm. 38).

⁴⁴ Siehe dazu Lechner, Stefan: Der lange Weg zurück, in: Erhard: Option (wie Anm. 26), S. 327–339.

DIE KURZE MIGRATIONSGESCHICHTE TIROLS IN DER ZWEITEN REPUBLIK

Gerhard Hetfleisch

Im Folgenden geht es um einen Abriss der kurzen Migrationsgeschichte Tirols.¹ Kurz ist diese Geschichte in zweifacher Hinsicht: Migration hat als Arbeitsmigration in Tirol wie in Österreich im Vergleich zu anderen Ländern Europas erst Anfang der 1960er Jahre durch die „Fremdarbeitervereinbarung“² im Raab-Olah-Abkommen der Sozialpartner aus dem Jahr 1961 und gezielte Anwerbung durch die Bundeswirtschaftskammer in der Türkei (1964) und der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien (1966) „Fahrt aufgenommen“. Sie ist zudem kurz, da sie Teil der wesentlich längeren Migrationsgeschichte des Landes und in diesen Kontext zu stellen ist. Die Darstellung und Analyse im Beitrag geht davon aus, dass Arbeitsmigration bzw. das Arbeitskräftebegehren im modernen Sinn Frucht der Entwicklung kapitalistischer Produktionsverhältnisse ist – ohne diese These im gegebenen Rahmen ausführlich erläutern zu können. Arbeitsmigration hat sich zuerst in Überformung feudaler, dann feudal-kolonialistischer und merkantiler Wirtschaftsverhältnisse entwickelt, kam im bürgerlich-kapitalistisch und imperialistisch geprägten gesellschaftlichen Rahmen zur vollen Entfaltung und zeigt heute unter high-tech-kapitalistischen Voraussetzungen und Gesellschaftsverhältnissen Erscheinungs- und Übergangsformen, die aus einer post- und transmigrantischen Perspektive verstehbar sind.³

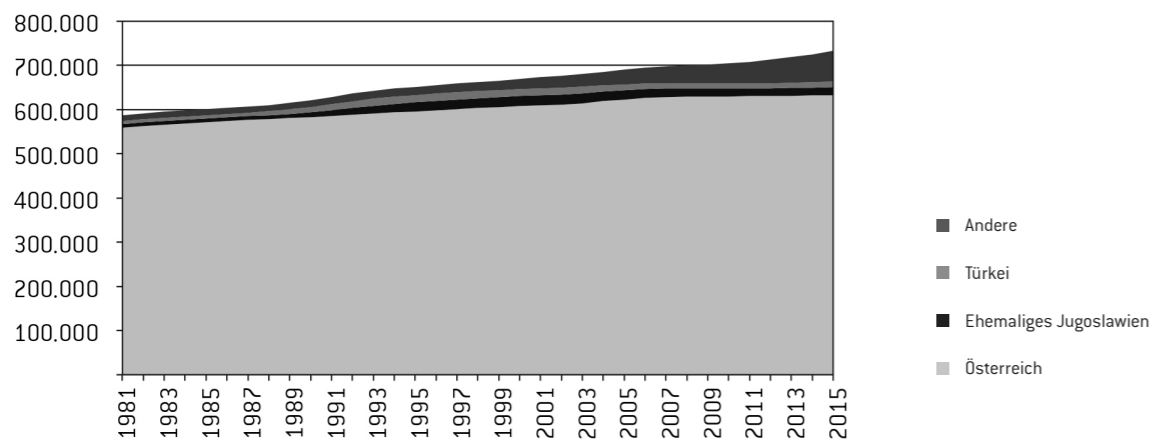
In diesen größeren Kontext gestellt, erstaunt es außerordentlich, dass sich erst nach dem Millennium ein Teil der politischen Elite, der Medien und der WissensproduzentInnen an den Universitäten in Tirol dazu aufgerafft haben, die Arbeit und gesellschaftliche Teilhabe von MigrantInnen und im Lande verbliebenen Flüchtlingen⁴ als wesentlichen Beitrag zum Wohlstand der Gesellschaft und einer ebenso prosperierenden Wirtschaft anerkennend in den Blick zu nehmen. Dennoch wird das Bekenntnis zur Einwanderungsgesellschaft Tirol von politischer Seite noch immer hinter vorgehaltener Hand geäußert. Es fällt Politik, Arbeitnehmervertretung, aber auch den Wirtschaftstreibenden als der von Migration am meisten profitierenden Gruppe,

noch immer schwer, zur Sonnenseite der Migrationsgeschichte des Landes zu stehen wie zu den dramatischen Versäumnissen. In den ersten Jahrzehnten der Einwanderung wurden für die Migrierten kaum soziale, rechtliche, politische Brücken in den Mainstream Tiroler gesellschaftlicher Verhältnisse gebaut. Ihre Randständigkeit wurde einfach billigend in Kauf genommen, wenn nicht befördert. In den Medien wiederum findet man primär das Echo der Versäumnisse. Derart brüchig vorgetragen werden daher politisch verstärkt und medial unterschwellig eher Resentiments bedient als abgebaut. Daran knüpfen gesellschaftspolitische Kräfte mit einem Migrationsverständnis an, das ihrer populistischen bis rassistischen Agenda entspricht und beim berühmten-berüchtigten Stammtisch andockt. Dem setzt der Beitrag eine primär historische Perspektive entgegen, an den Stand der wissenschaftlichen Forschung anschließend, um aktuelle Migrationsphänomene im Spiegel der Vergangenheit transparent und verstehbar zu machen.⁵

TIROL 1945 BIS ZUR WELTWIRTSCHAFTS- KRISE AB 1973

Die Nachkriegsjahre waren in Tirol von gravierenden Versorgungsengpässen und Ernährungsproblemen geprägt. Dazu kamen die unmittelbaren Kriegsschäden, die es zu beseitigen galt. Die Wirtschaft erholte sich nur langsam. Im Vordergrund stand die Versorgung der autochthonen Bevölkerung. Die in Tirol gestrandeten aus Ost- und Zentraleuropa vertriebenen Angehörigen der deutschen Minderheiten und die zweite große Gruppe der Displaced Persons – das waren vom NS-Regime meist zwangsrekrutierte „Fremdarbeiter“, Kriegsgefangene und Überlebende aus Konzentrationslagern – wurden eher als Konkurrenz um die geringen Ressourcen angesehen, ihre Ab- und Weiterwanderung in andere Aufnahmestaaten mehr oder weniger ausdrücklich gewünscht und gefordert. Wesentlicher erscheint aber, dass die Politik diese Einstellungen bestärkte, wie der Zeithistoriker Oliver Rathkolb etwa am Beispiel von Bundeskanzler Leopold Figl illustriert, der im

BEVÖLKERUNG TIROLS NACH STAATSANGEHÖRIGKEIT 1981–2015



Quelle: Landesstatistik Tirol 1981–2013 Jahresdurchschnittswerte, 2014/15 Jahresendwerte

Ministerrat die ausnahmslose Abschiebung von Sudetendeutschen und „Volksdeutschen“ forderte: 160.000 bis 180.000 abgeschobene Personen würden die Ernährungslage erleichtern, argumentierte der Kanzler.⁷ Die Medien zeichneten zudem ein außerordentlich nachteiliges Bild der „Fremden“. In der „Tiroler Tageszeitung“ von 1945 bis 1949 finden sich 135 Artikel zum Themenbereich Migration und Flucht, darunter 73 Beiträge zum Stichwort „DPs/Flüchtlinge“ und zwölf zum Stichwort „Volksdeutsche“. Die Prioritäten von Medien, Politik und Bevölkerung im Umgang mit den „Fremden“ werden überdeutlich, indem es thematisch in den 135 Artikeln der Tiroler Tageszeitung 39 Mal um „Kriminalität“, 23 Mal um das Motiv „Belastung“ und 29 Mal um „Repatriierung“ geht, womit die Kernthemen der öffentlichen Diskussion zu Migration und Flucht bezeichnet sind.⁸ Vor allem die Displaced Persons wurden von der Politik und Bevölkerung zum Problem hochstilisiert, sie erinnerten ja ad personam an die Folgen und die Verbrechen der NS-Zeit. Die Einbürgerung und Arbeitsmarktintegration der „Volksdeutschen“ erfolgte daher we-

niger zögerlich als dies bei den Displaced Persons der Fall war, die erst 1952 den freien Zugang zum Arbeitsmarkt und 1954 zur erleichterten Einbürgerung bekamen.⁹ Die Zuwanderung anderer ausländischer Staatsangehöriger zu Arbeitszwecken stand aus wirtschaftlichen Gründen noch nicht auf der Agenda.

Der harte Winter 1953/54 brachte in Tirol im Februar 1954 eine Rekordarbeitslosigkeit von 14,5%.¹⁰ Ab Sommer 1954 setzte völlig überraschend für Politik und ExpertInnen aus Gewerkschaft und Wirtschaft ein beispielloses Wirtschaftswachstum ein. Es sollte abgesehen von kleineren konjunkturellen Einbrüchen zwanzig Jahre, bis Mitte der 1970er Jahre, anhalten. Selbst am Tiefpunkt der Konjunkturphasen lag das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) in Österreich beim Minimum von 4 % und erreichte Maximalwerte bis zu 8 %; in Tirol lag es bei 3 % mit Spitzenwerten bis zu 6 %. Die anhaltende Konjunktur führte in nahezu allen Wirtschaftszweigen zu einem heute kaum mehr nachvollziehbaren Arbeitskräftemangel. „Anhalten-

des hohes Wirtschaftswachstum, Schrumpfen der industriellen Arbeitskraftreserven unter der Landbevölkerung, Stagnieren oder Sinken der Frauenerwerbsbeteiligung aufgrund hoher Geburtenziffern und sozialer Geschlechterbarrieren und schließlich eine verlängerte Bildungsphase für Jugendliche bewirkten wie in anderen westeuropäischen Staaten zusätzliche Nachfrage am Arbeitsmarkt.“¹¹ Dazu kam die 1959 gesetzlich von 48 auf 45 Stunden verkürzte Wochenarbeitszeit.¹² Die Arbeitskraftreserven waren bis Ende der 1950er Jahre völlig ausgeschöpft, es gab wesentlich mehr offene Stellen als Arbeitslose, die in der Regel zudem eingeschränkt arbeitsfähig waren. Das Landesarbeitsamt Tirol, heute Arbeitsmarktservice Tirol, versuchte, inländische Arbeitskräfte zu aktivieren und verstärkte daher vorerst die Anwerbung aus anderen Bundesländern. Die getroffenen Maßnahmen reichten aber nicht, daher folgte man dem Weg, den Deutschland mit dem 1955 unterzeichneten Anwerbeabkommen mit Italien vorgegeben hatte, und sah sich im Ausland nach Arbeitskräften um. Die Anwerbung aus den Nachbarregionen Südtirol und dem Trentino war naheliegend, wo die Arbeitslosigkeit noch hoch und das Unterfangen daher leichter erscheinen musste.¹³ Die Anwerbung durch Tiroler Unternehmen war dennoch schwierig und letztlich nur mäßig erfolgreich. In der ersten Qualifikationsarbeit an der Universität Innsbruck zur Lage und Rechtsstellung von ausländischen Arbeitskräften in Tirol schrieb Gernot Wörner dazu: „Heutzutage sehen sich alle Tiroler Unternehmer gezwungen, Schmiergelder zu zahlen und dem umworbenen Arbeiter sonstige Konzessionen zu machen, um ihn nach Tirol zu bringen.“¹⁴ Abgesehen davon waren die Spannungen zwischen Österreich und Italien rund um die Südtirolfrage wenig hilfreich. Im Jahr 1962 waren laut Landesarbeitsamt Tirol von 6.039 „ausländischen Arbeitern“ 3.871 „Italiener (größtenteils Südtiroler)“, das war ein Anteil von 64 %. Die zweitgrößte Gruppe bildeten zu dieser Zeit mit 1.276 Personen die Deutschen.¹⁵ Die weitere Liberalisierung der Arbeitsmigration in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in den 1960er Jahren machte es für italienische Staatsangehörige dann völlig unattraktiv, in Tirol Arbeit aufzunehmen, da etwa in Deutschland meist höhere Löhne bezahlt wurden als in Österreich.¹⁶

Nach mehrjährigem beständigem Druck der Bundeswirtschaftskammer schlossen Wirtschaft und Gewerkschaften 1961 einen „Deal“, der einerseits die Stellung des österreichischen Gewerkschaftsbundes (ÖGB) im Rahmen der

Sozialpartnerschaft wesentlich stärkte, andererseits dem Wunsch der Wirtschaft nach Arbeitskräften entgegenkam. Die „Fremdarbeiter-Kontingentvereinbarung“¹⁷ im Rahmen des sogenannten Raab-Olah-Abkommens wurde bis 1975 zum zentralen Lenkungsinstrument der Ausländerbeschäftigung in Österreich. Dadurch entfiel die Überprüfung der Arbeitsmarktlage durch die Arbeitsämter. Im Jahr 1962 wurde ein Kontingent von 47.000 AusländerInnen für Österreich festgelegt, das nicht ausgeschöpft wurde. Es fehlte an Interesse und Nachfrage im Ausland. Die Bundeswirtschaftskammer übernahm daher die Rekrutierung ausländischer Arbeitskräfte durch Anwerbestellen in Belgrad und Ankara. Zusätzlich abgeschlossene Anwerbeabkommen mit Spanien 1962, der Türkei 1964 und mit Jugoslawien 1966 sollten die Anwerbung weiter erleichtern. Die ausländischen Beschäftigten waren in den ersten Jahren überwiegend junge Männer zwischen 20 und 30. Man nannte sie in den 1960er Jahren „Gastarbeiter“, da sie nur vorübergehend bleiben sollten, bezeichnete sie aber auch – ganz in der Diktion der NS-Zeit – als „Fremdarbeiter“. 1973 wurde in Tirol mit 10 % der höchste Anteil an AusländerInnen an den Beschäftigten während der 1970er Jahre erreicht. 70 % der Genehmigungen wurden an jugoslawische, 19 % an türkische „GastarbeiterInnen“ erteilt. Die überwiegende Mehrzahl fand Arbeit in Bauberufen, in der Industrie, vor allem der Textilindustrie, und in Hotel-, Gaststätten- und Küchenberufen.¹⁸ Mehr als die Hälfte der ausländischen Beschäftigten waren in Innsbruck und im Bezirk Innsbruck Land tätig, an der zweiten Stelle folgt der Bezirk Kufstein mit 11, gefolgt von Kitzbühel mit 8 und Reutte mit 7%.¹⁹

VON DER WELTWIRTSCHAFTSKRISE MITTE DER 1970ER JAHRE BIS ZUM EU-BEITRITT 1995

Die unmittelbare Folge der radikalen Erhöhung der Rohölpreise durch die Organisation der arabischen Erdölexportierenden Staaten (OAPEC) war eine schwere Rezession in den Industriestaaten und eine weltweite Wirtschaftskrise, die – von Stagnation und hoher Inflation begleitet – eine fundamentale Krise im Kapitalismus offenlegte und daher nur oberflächlich als „Ölkrise“ bezeichnet werden kann. In den Industriestaaten reagierte man von 1973 an mit einem radikalen Wechsel in der Beschäftigungspolitik und verhängte „Ausländerstopps“, die für viele Betroffene bittere Konsequenzen hatten. In Tirol wurden in den Jahren 1974 und verstärkt 1975 präventiv die Kontingente gekürzt und viele ausländische Arbeitskräfte abgebaut, obwohl die Arbeitslosenzahlen an sich Vollbeschäftigung

STUDIE DES LANDEsarBEITsAMTES TIROL 1964

„Die Fremdarbeiter [sic!], vor allem Türken, sind meist ungelernete Kräfte und werden fast ausschließlich als Hilfsarbeiter verwendet. Allgemein wurden, abgesehen von wenigen Ausnahmen, mit ausländischen Arbeitern gute Erfolge erzielt. Ihr Verhältnis zur inländischen Arbeitskraft kann als gut bezeichnet werden, wenn auch vereinzelt die Leistungen der Fremdarbeiter herabgesetzt werden. Erfreulich ist die Tatsache, daß die Fluktuation ausländischer Arbeiter weit geringer ist als die der einheimischen. Die vorerst bestehenden Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten konnten durch zeitweilig eingestellte Dolmetscher beseitigt werden. Nicht zuletzt sind die Fremdarbeiter [sic!] von sich aus bestrebt, möglichst rasch die deutsche Sprache zu erlernen. Die Ausländer kehren mit Saisonende in ihre Heimat zurück.“

Landesarbeitsamt Tirol: Jahresbericht 1964, S. 36.

ANWERBUNG UND ABWANDERUNG VON EINHEIMISCHEN ARBEITSKRÄFTEN VERHINDERN! 1962

„Nach der Verordnung über Vermittlung, Anwerbung und Verpflichtung von Arbeitnehmern nach dem Auslande [28.6.1935] bedürfen Zeitungsinserate, durch die Arbeitskräfte für eine Stelle im Ausland geworben werden, der vorherigen Zustimmung des Landesarbeitsamtes. Im Jahr 1962 wurde lediglich in 21 Fällen die Zustimmung gegeben. Bescheidmäßig abgelehnt mußten hingegen 61 schriftliche Ansuchen [...] werden. Eine ebenso große Zahl von persönlich vorgebrachten Ansuchen wurde mündlich abgelehnt.“

Landesarbeitsamt Tirol: Jahresbericht 1962, S. 21.

ANWERBESTRATEGIEN INNSBRUCKER TEXTILBETRIEBE 1972

Franz Rauter stellt in einer Studie 1972 fest, dass das korrekte und legale Prozedere mit einem sogenannten A-Visum, das zur Arbeitsaufnahme berechtigt und vor der Einreise im Herkunftsland beantragt werden musste, für die untersuchten Textilbetriebe zu langwierig und umständlich sei. Daher würden „nur wenige Anwerbungen im offiziellen Weg durchgeführt.“ Es habe sich „der am Rande der Legalität liegende ‚Dritte Weg‘ durchgesetzt. Die Fremdarbeiter reisen als Touristen nach Österreich ein und beantragen erst hier die Ausstellung des A-Visums. [...] In den 3 Berichtsbetrieben zeigt sich die Vorliebe für die zeit- und kostensparende dritte Methode.“ Zwar wären die als TouristInnen einreisenden MigrantInnen auszuweisen, betont Rauter, doch würde das Fremdenpolizeigesetz wegen der „angespannten Arbeitsmarktlage“ nur sehr milde angewendet. Statt einer möglichen Geldstrafe in Höhe von „bis zu 30.000 S [...], wird der Strafsatz zur Zeit meist mit 500 S bemessen, ein Betrag, der von den Betroffenen nicht als Strafe, sondern als Gebühr für die Erteilung des Sichtvermerkes verstanden wird.“

Rauter, Franz: Das Fremdarbeiterproblem in Innsbrucker Textil- und Bekleidungsbetrieben (= Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Sozialforschung, Folge 145), Innsbruck 1972, S. 17, S. 44.

signalisierten und die Winterolympiade 1976 vor der Tür stand. An der Politik der geschlossenen Grenzbalken für Arbeit suchende MigrantInnen wurde auch in den Folgejahren festgehalten, obwohl erst nach der sogenannten „zweiten Ölkrise“ 1979/80 die Arbeitslosigkeit in Tirol auf 5,5 % stieg. Mit 1. Jänner 1976 trat schließlich das Ausländerbeschäftigungsgesetz in Kraft, mit dem der Zuzug neuer Arbeitskräfte aus dem Ausland präzise gesteuert werden konnte.²⁰ Der Anteil ausländischer Beschäftigter fiel in Tirol von 9 % im Jahr 1973 auf rund 5,2 % im Jahr 1984. Damit wurde allerdings der Tiefststand erreicht. Einerseits wollten die Unternehmen auf die in den Betrieben gut integrierten – d. h. bestens geschulten und eingearbeiteten – „AusländerInnen“ nicht verzichten und die „Gastarbeiter“ scheuten die Gefahr, durch Unterbrechung einer Beschäftigung das A-Visum²¹ zu verlieren und damit an der Rückkehr nach Österreich nach Auslandsaufenthalten gehindert zu werden. Die Perspektive der „Gastarbeiter“ verschob sich daher deutlich auf längerfristigen Verbleib. Logische Konsequenz war, dass vielfach wegen der damit verbundenen Unsicherheiten zuerst nur die EhegattInnen, später – und oft erst nach vielen Jahren – die Kinder, nachgeholt wurden. An der zunehmenden Zahl der PflichtschülerInnen²² und der hohen Zahl von MigrantInnen mit einem Befreiungsschein oder einer Arbeitserlaubnis (55 %) ab den späten 1980er Jahren lässt sich der Prozess der fortschreitenden Integration in den Arbeitsmarkt gut ablesen. Das „Gastarbeiter“-System der 1960er und '70er Jahre mit kurzer, meist saisonaler Beschäftigung, ohne dauerhafte Integrationsmöglichkeit, kam so fast von alleine an ein Ende.

Nach der Rezession 1983/84 kam es ab 1985 zu einem vorerst verhaltenen, ab 1987 kräftigen Wirtschaftsaufschwung in Österreich und Deutschland. Daran schloss 1989 nach dem „Mauerfall“ eine Sonderkonjunktur infolge der rigorosen Abwicklung zahlloser als nicht konkurrenz- und überlebensfähig angesehener DDR-Betriebe und der Öffnung der Märkte Osteuropas. Deutschland und Österreich profitierten im Vergleich zu anderen europäischen Ländern von dieser Entwicklung überproportional. Deutschland hatte 1990 einen Spitzenwert des BIP von 5,26 % aufzuweisen, Österreich von 4,35 %. Das Arbeitskräftebegehren lebte in Österreich ab 1988 wieder in den Mustern der alten „Gastarbeiterpolitik“ auf. Es kam wie schon in den 1960er Jahren zur Einreise von zehntausenden Arbeitssuchenden aus Jugoslawien und der Türkei

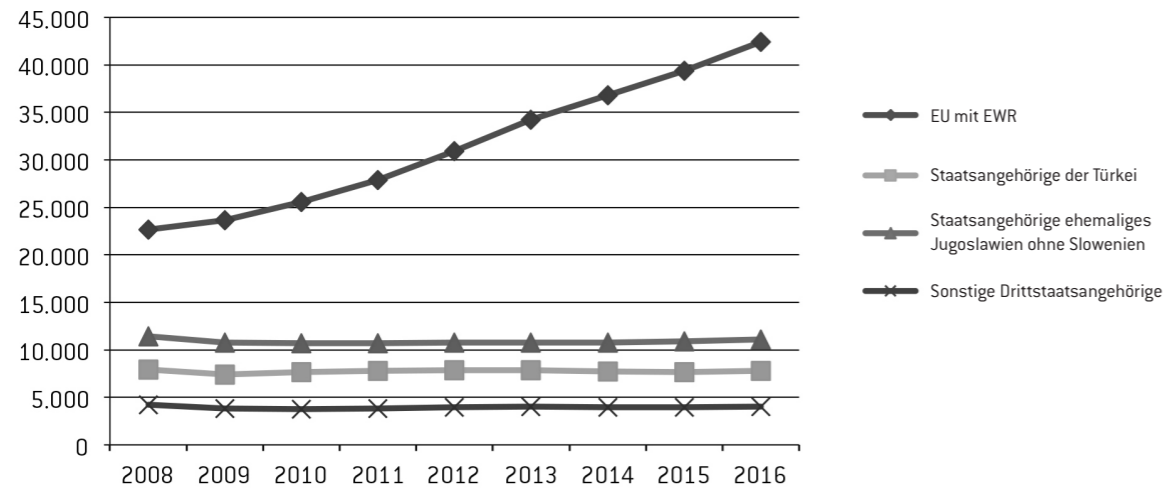
mit Touristenvisum, darauffolgender rascher Arbeitsaufnahme und nachträglicher Legalisierung des Aufenthalts bei Begleichung einer geringen Verwaltungsstrafe. Anfang der '90er Jahre steuerte die Politik zwar dagegen, machte die Grenzen soweit wie möglich dicht. Nicht abweisen konnte man anfänglich ab 1991 aber die zehntausenden Flüchtlinge, die aus den Bürgerkriegsgebieten Jugoslawiens flohen. Rund 5.000 Menschen fanden Schutz in Tirol. Die meisten der Flüchtlinge kamen bei Verwandten unter, rund 2.000 davon wurden im Auftrag des Landes von der Caritas Tirol und dem Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT) unterstützt und betreut. Die Anzahl der MigrantInnen inklusive Flüchtlingen an der Bevölkerung stieg zwischen 1988 bis 1994 um rund 40 %, nämlich von 5,2 % auf 8,4 % Anteil an der Gesamtbevölkerung. Eine Reihe von Gesetzesänderungen war die unmittelbare Folge der unkontrollierten Öffnung des Arbeitsmarktes in Österreich.²³ Die visafreie Einreise aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei wurde unmöglich, und die Antragstellung für Visa in das jeweilige Herkunftsland bzw. die dortigen Botschaften Österreichs verlegt.

Der EU-Beitritt Österreichs 1995 brachte trotz langanhaltender Verzögerungstaktik des Gesetzgebers und der Behörden nicht nur geänderte gesetzliche Rahmenbedingungen für die Integration und Zuwanderung von Drittstaatsangehörigen, sondern vor allem Niederlassungsfreiheit für alle BürgerInnen der EU. Wirklich sichtbar wurde das erst nach dem EU-Beitritt der mittel- und südosteuropäischen Länder.²⁴ Zwischen 2000 und 2015 zogen in Tirol rund 41.000 Menschen zu, nun überwiegend aus EU-Ländern; der Bevölkerungsanteil ausländischer Staatsangehöriger in Tirol stieg 2015 auf 14,3 % zum Jahresende.²⁵ Nur noch 28,4 % der ausländischen Wohnbevölkerung stammt 2015 aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien. Im Jahr 2000 waren es aber noch 61 %.²⁶ Von den 2016 in Tirol beschäftigten 65.325 ausländischen Staatsangehörigen stammten 7.774 aus der Türkei und 9.265 aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie 6.323 aus sonstigen Drittstaaten (nicht EU), hingegen 41.992 aus der EU.²⁷

INTEGRATION ALS AGENDA

In den 1960er Jahren wurde die Eingliederung der „Gastarbeiter“ immer wieder thematisiert, wobei es primär um die oft prekären Wohnverhältnisse und die kaum vorhandenen Freizeitmöglichkeiten bzw. störenden Freizeitaktivitäten ging. Befürchtet wurden berechtigterweise eine er-

UNSELBSTÄNDIGE AUSLÄNDISCHE BESCHÄFTIGTE IN TIROL 2008–2016

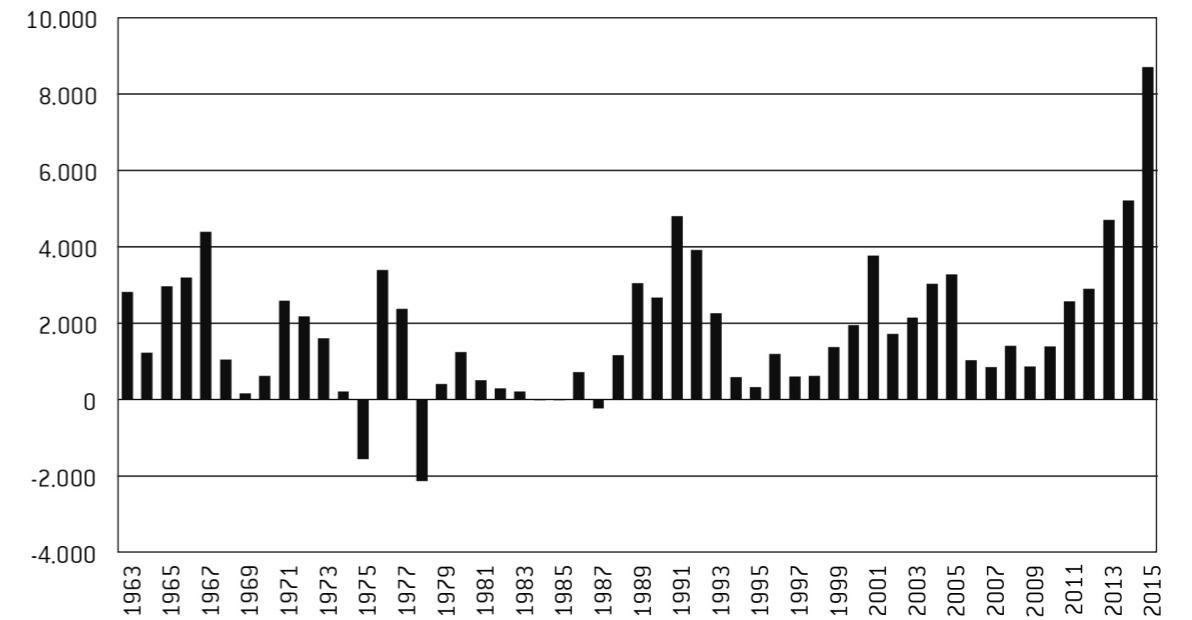


Quelle: Statistik, Arbeitsmarktservice Tirol

höhte Fluktuation in den Betrieben und die Abwanderung gut geschulter Arbeitskräfte in das benachbarte Ausland, wo die Lebensbedingungen oft besser, vor allem aber die Löhne höher waren als in Tirol. Ab den 1970er Jahren verstärkte sich der Familiennachzug und brachte die Integration von Kindern und Jugendlichen in das Bildungssystem sukzessive auf die Agenda. Von der öffentlichen Verwaltung, dem Land Tirol, den Städten und Gemeinden wurde aber nur wenig getan um hier gezielt Abhilfe zu schaffen. Die ersten Schritte in die Gesellschaft blieben daher weitgehend den MigrantInnen selbst überlassen, angeleitet von bereits mit den Lebensverhältnissen in Tirol vertrauten Landsleuten. Selbsthilfestrukturen spielten also eine große Rolle.²⁸ Vereine oder in vereinsähnlichen Strukturen kooperierende Gruppierungen gaben den neu zuwandernden Personen und Flüchtlingen Rückhalt und eine erste Orientierung im „Gastland“. Einer der ersten registrierten Vereine ausländischer Staatsangehöriger in Tirol war der 1957 in Innsbruck gegründete Ungarisch-Österreichische

Kultur- und Schulverein.²⁹ Am 27. März 1972 wurde der Jugoslawische Kultur- und Sportverein Bratstvo in Tirol mit Sitz in Innsbruck als erste Anlaufstelle für Staatsangehörige der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien gegründet. In den meisten Bezirken Tirols entstanden nach diesem Vorbild in den 1980er Jahren weitere Vereine, die sich im Jahr 1986 zum Dachverband der Jugoslawischen Vereine in Tirol zusammenschlossen.³⁰ Unterstützung erhielten die Vereine primär vom ÖGB Tirol und der Arbeiterkammer Tirol, vereinzelt auch von Betrieben und im Anlassfall auch von Gemeinden. In die 1970er Jahre fällt die Gründung erster Vereine türkischer Staatsangehöriger. Der Bund türkischer Arbeiter in Tirol konstituierte sich 1978 als Verein. 1987 wurde der Verein Föderation der Arbeiter und Jugendlichen aus der Türkei in Österreich, Tirol (ATIGF) gegründet, der auch noch heute aktiv ist.³¹ 1986 schlossen sich KurdInnen aus der Türkei zur Gruppe Sozialistische Einheit Kurdistans (YSK) zusammen. Zugleich entstand schon früh eine Reihe von religiös orientierten

WANDERUNGSBILANZ TIROL: SALDO DER ZUZÜGE AUS DEM UND DER WEGZÜGE INS AUSLAND 1963–2015



Quelle: Statistik Austria, Landesstatistik Tirol

Vereinen. Die ersten Moscheen wurden eröffnet, vielfach in unscheinbar wirkenden Gebäuden und Hinterzimmern. 1976 wurde beispielsweise der Verein Kulturelle Moslemische Jugendunion Innsbruck (*Ensar Camii*) gegründet, 1979 der Türkische Kulturverein und 1981 das Islamische Kulturzentrum (*Valide Sultan Camii*).³² Subventionen gab es für türkische Vereine nur ausnahmsweise und anlassbezogen. Vereine blieben aber zentrale und wichtige Begegnungsorte in der Freizeit, fungierten als informelle Börse für Wohnungen und Arbeit, Hilfsnetz in sozialen Problemlagen, Informationsdrehscheibe sowie Einkaufsmöglichkeit für schwer bei einheimischen Läden erhältliche Lebensmittel. Sie sorgten für jene Integration, die Land, Stadt und Gemeinden verabsäumten, da sie hinsichtlich der fremden- und sozialrechtlichen Angelegenheiten die Bundesregierung und Bundesstellen in der Verantwortung sahen. Landesmittel zur Unterstützung in sozialen Problemlagen, wie die Schulstart- und Mietzinsbeihilfe, blieben bedürftigen Einheimischen vorbehalten und wurden nur ausnahmsweise MigrantInnen gewährt.

Die Hilfsstrukturen verbesserten sich vorerst nur in kleinen Schritten. 1984 wurde der Verein zur Beratung und Betreuung von Ausländern in Tirol gegründet, den es heute noch unter dem Namen Zentrum für Migranten und Migrantinnen in Tirol (ZeMiT) gibt. Die vom Verein 1985 eingerichtete Ausländerberatungsstelle bot Einzelfallhilfe mit anfangs drei und dann ab 1988 mit fünf Vollzeit beschäftigten BeraterInnen, die erstmals in Tirol muttersprachliche Beratung für die Hauptgruppen der Zugewanderten in Tirol anboten und einzelne MigrantInnenvereine beratend unterstützten, administrativ bei Subventionsanträgen und personell bei öffentlichen Veranstaltungen aushalfen. Sie wurde bis Anfang 2000 fast ausschließlich von der Arbeitsmarktverwaltung und über EU-Projektgelder finanziert. Ansätze zu einem Perspektivenwechsel in der Bevölkerung zeichneten sich ab 1991 bei der Bewältigung der Flüchtlingsdramen ab, die die Kriegsereignisse und Bürgerkriege am Balkan nach sich zogen. Die Erstaufnahme der Flüchtlinge wurde von der Caritas und der Ausländerberatungsstelle Tirol bis Mitte 1994 übernommen. Ab Herbst 1992 stellte das

Land einen Flüchtlingskoordinator, der ab 1994 die meisten Agenden an sich zog. Entscheidend für die gelungene Integration der Kriegsflüchtlinge waren eher die Einzelinitiative vieler engagierter Einheimischer sowie die Selbsthilfe der Flüchtlinge, die auf die Unterstützung ihrer Landsleute und der bereits als Migranten im Land lebenden Angehörigen zurückgreifen konnten. In den 1990er Jahren gab es neben kleineren Initiativen und Komitees Gründungen von Vereinen, die integrative und sozialpolitische Arbeit leisteten, wie die Initiative Minderheiten Tirol (gegründet 1991), Verein Multikulturell (1993), ARGE Schubhaft Tirol (1997), Caritas Integrationshaus (1998).

Ein nachhaltiger Perspektivenwechsel vollzog sich mit der Jahrtausendwende. Fünf Integrationsbälle mit bis zu 4000 Besuchern, veranstaltet von ZeMiT, Initiative Minderheiten Tirol und Caritas Integrationshaus, die jeweils im Jänner von 2000 bis 2004 stattfanden und von einem außerordentlich positiven Medienecho begleitet wurden, waren sichtbarer Ausdruck dieses Wandels und signalisierten nicht nur der Politik im Land das breit gewordene Interesse an Fragen der Migration. Es entstanden weitere integrative Vereine, wie beispielsweise Frauen aus allen Ländern, Diakonie Flüchtlingsdienst Tirol, Ankyra – Zentrum für interkulturelle Psychotherapie Tirol, Plattform Rechtsberatung, Verein Integrationsbüro, Innovia. Das Haus der Begegnung in Innsbruck entwickelte einen integrativen Arbeits- und Veranstaltungsschwerpunkt. Von besonderer Bedeutung aber war der Regierungsbeschluss der Tiroler Landesregierung vom 17. Juli 2001, mit dem in der Abteilung JUFF der Fachbereich Integration, wie er sich heute nennt, eingerichtet wurde. 2006 wurde nach dreijähriger Arbeit das Integrationskonzept des Landes Tirol präsentiert, das erste eines Bundeslandes in Österreich. Einige Gemeinden Tirols setzten zudem eigenständige Akzente, wie beispielsweise Innsbruck, Wörgl, Hall, Jenbach, Telfs und Imst. Den Grundmodus der Migrationspolitik bestimmt allerdings bis heute das Postulat „Integration vor Neuzuzug“ und das nur hinter vorgehaltener Hand geäußerte Bekenntnis, dass Österreich wie alle Länder Europas zu einem Einwanderungsland geworden sei.

FAZIT

Die vielfältigen Integrationsaktivitäten in den letzten Jahren können nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in den Jahrzehnten davor gravierende Versäumnisse gab, die bis heute nachwirken und noch lange nicht abgearbeitet sind. Dazu kommen die jüngsten Fluchtereignisse. Rund 6000 Flüchtlinge aus Syrien, dem Irak, aus Afghanistan und einigen Ländern Afrikas haben 2016 in Tirol Zuflucht gefunden. Populistisch bis rassistisch agierende Gruppierungen und Parteien nutzen die Situation und instrumentalisieren die Schicksale der Flüchtlinge für ihre politischen Zwecke, wobei ihnen die Versäumnisse der Vergangenheit zuarbeiten. Dem stehen Maßnahmen entgegen, die Anlass zur Hoffnung geben. 2015 wurden die landeseigenen Tiroler Soziale Dienste GmbH (TSD) gegründet. Ihr Zweck ist die Erstbetreuung von Flüchtlingen und die Unterstützung der ersten integrativen Schritte in die Gesellschaft. Hinzu kommen finanziell gut dotierte Programme, die eine rasche Integration der Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt ermöglichen sollen. Nicht zu unterschätzen sind die Hilfsbereitschaft und das private Engagement eines nicht unbedeutenden Teils der Tiroler Bevölkerung. Im Vergleich zu vergangenen Flucht- und Migrationsereignissen kann heute betont und auch anerkannt werden, dass sehr viel mehr getan und unternommen wird, obwohl im Jahr 2017 und mit Blick auf Wahlen viel vom integrativen Elan der ersten Monate des Jahres 2015 – mit für Flüchtlinge noch geöffneten Grenzen – von Politik und Medien zurückgenommen wurde. Ob die vielen positiven Aktivitäten insgesamt ausreichen bzw. nicht zu spät kommen, um dem dominanten populistisch-nationalistischen bis rassistisch-diskriminierenden Diskurs von Politik und Stammtisch entgegenzuwirken, der oft ungefiltert Eingang in den Medien findet, ist schwer abzuschätzen. Die anstehenden Wahlkämpfe werden ein Indikator sein – sowohl für gelingende integrative Maßnahmen der Flüchtlingspolitik wie für Versäumnisse der Migrationspolitik in Vergangenheit und Gegenwart.

- ¹ Der Beitrag entstand als Teilarbeit im Rahmen des von der Autonomen Provinz Bozen – Südtirol finanzierten Forschungsprojektes „(Arbeits-) Migration in Südtirol seit dem Zweiten Autonomiestatut“, das vom Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Freien Universität Bozen durchgeführt wurde. Mehrere ältere Beiträge des Autors zur Tiroler Migrationsgeschichte sind der Ausgangspunkt: Hetfleisch, Gerhard: Auf vielen Wegen nach Tirol, Aspekte der Zuwanderungsgeschichte Tirols in der Zeiten Republik, in: Pflanzelter, Eva/Rupnow, Dirk (Hg.), einheimisch – zweiheimisch – mehrheimisch. Geschichte(n) der neuen Migration in Südtirol, Bozen 2017, S. 117–132. – Ders.: Geschichte der Arbeitsmigration Tirols 1945–2013 [= Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raums 11], St. Pölten 2015, S. 95–125. – Ders.: Einwanderungsland Tirol. Kurze Geschichte der Migration in Tirol 1945 bis 2013, in: Tiroler Chronist. Fachblatt von und für Chronisten in Nord-, Süd- und Osttirol 133, 2014, S. 8–11.
- ² Der Sammelbegriff „Fremdarbeiter“ für die im Deutschen Reich mehr oder weniger freiwillig angeworbenen, zur Zwangsarbeit gezwungenen ausländischen Arbeitskräfte ist durch die Schrecken des Nationalsozialismus vor allem in Deutschland und Österreich negativ konnotiert und diskreditiert.
- ³ Yildiz, Erol/Hill, Marc: Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft, Bielefeld 2014.
- ⁴ Die Sicht auf die Fluchtereignisse nach 1945 gerät mit Ausnahme der Nachkriegsjahre eher kurz, im Hinblick aber auf das Schwerpunktthema „Arbeitsmigration der Ausstellung Hier zuhause. Migrationsgeschichten in Tirol“ erscheint dies aber gerechtfertigt.
- ⁵ Rupnow, Dirk: Deprovincializing Contemporary Austrian History. Plädoyer für eine Geschichte Österreichs als Migrationsgesellschaft in transnationaler Perspektive, in: Zeitgeschichte 40/1, 2013, Arbeitsmigration in Österreich. Historische Perspektiven und methodische Herausforderungen, S. 5–21. – Hahn, Sylvia/Stöger, Georg: 50 Jahre österreichisch-türkisches Anwerbeabkommen, Salzburg 2014.
- ⁶ Der Begriff „Volksdeutsche“ impliziert eine gemeinschaftliche Zugehörigkeit und Herkunft aller „Deutschen“, vorgestellt als ein „Volk“ und unabhängig von den sich historisch verändernden Staatsgrenzen, die es so in Deutschland und in den deutschsprachigen Enklaven und Territorien niemals gegeben hat. Er ist Ausdruck einer weit verbreiteten ethnisch-nationalistischen und vor allem zu Politikzwecken politisierenden und hierarchisierenden ideologischen Grundhaltung von Politikern und Bevölkerungsschichten, die auf dem rassistischen *ius soli* vor allem des Staatsbürgerschaftsrechts „aufsitzen“.
- ⁷ Rathkolb, Oliver: Die paradoxe Republik, Wien 2005, S. 29f., S. 40ff., S. 310ff.
- ⁸ Berger, Brigitte: Die Tagespresse und ihr Umgang mit dem Themenkomplex „AusländerInnen“. Eine empirische Untersuchung der Jahre 1945–1995 im Auftrag des Zentrums für MigrantInnen in Tirol, unveröffentlichte Studie, Innsbruck [1996], S. 14.
- ⁹ Stieber, Gabriele: Volksdeutsche und Displaced Persons, in: Heiss, Gernot/Rathkolb, Oliver (Hg.): Asyl und Wider Willen. Flüchtlinge in Österreich im europäischen Kontext seit 1914, Wien 1995, S. 140–156, hier S. 149.
- ¹⁰ Diese exorbitante Arbeitslosenrate von 1953 wurde erst wieder zur Jahreswende 2013/2014 mit 14,8 Prozent übertroffen.
- ¹¹ Bauböck, Rainer/Perchinig, Bernhard: Migrations- und Integrationspolitik in Österreich (Stand Dezember 2003), S. 6, <http://www.okay-line.at/file/656/osterr-migr-integr-politik.pdf> (Zugriff: 5.4.2017).
- ¹² Wien Geschichte Wiki, Arbeitszeit: <https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Arbeitszeit> (Zugriff: 20.4.2017).
- ¹³ Landesarbeitsamt Tirol (LAAT): Jahresberichte (JB) 1958, 1959, 1960, 1961 und 1962.
- ¹⁴ Wörner, Gernot: Die Beschäftigung von Fremdarbeitern in der gewerblichen Wirtschaft Tirols, unveröffentlichte sozialwissenschaftliche Diplomarbeit, Innsbruck 1962, S. 62.
- ¹⁵ LAAT: JB 1962, S. 17.
- ¹⁶ 1970 waren von 12.374 im Kontingentverfahren beschäftigten ausländischen Arbeitskräften 278 Italiener, ihr Anteil lag damit bei nur noch 2,25 Prozent, ungefähr gleich hoch war der Anteil der Deutschen: LAAT, JB 1970, S. 28.
- ¹⁷ Durch die Bezeichnung der Vereinbarung als Fremdarbeiter-Kontingentvereinbarung wurde der Begriff „Fremdarbeiter“ de facto legitimiert, wie der häufigere Gebrauch in den Jahresberichten der Arbeitsmarktverwaltung Tirol und der Tiroler Tageszeitung nach 1961 nahelegt.
- ¹⁸ LAAT: JB 1973, S. 17.
- ¹⁹ LAAT: JB 1973, S. 16.
- ²⁰ LAAT: JB 1975, S. 12.
- ²¹ Ohne gesetzliche Grundlage werden Sichtvermerke von ausreisenden ausländischen Beschäftigten ab 1974 mit einem „A“ gekennzeichnet, wenn diese zur Erwerbstätigkeit berechtigt sind (gilt bis 1988).
- ²² Hetfleisch, Gerhard: Rotation statt Integration? AusländerInnenengesetze in Österreich und AusländerInnenbeschäftigungspolitik am Beispiel Tirols, in: Gesellschaft für Politische Aufklärung/Verein zur Betreuung und Beratung von AusländerInnen in Tirol (Hg.): Integration oder Assimilierung, Innsbruck 1991, S. 69–75.
- ²³ Siehe die Faktenliste S. 18–20 sowie den Beitrag von Dirk Rupnow S. 43–47 in diesem Band.
- ²⁴ Im Mai 2004 wurden die Tschechische Republik, Ungarn, Polen, Slowenien, Slowakei, Zypern, Estland, Lettland, Litauen und Malta in die EU aufgenommen, 2007 Rumänien und Bulgarien, 2013 Kroatien.
- ²⁵ Demographische Daten Tirol 2015, Landesstatistik Tirol, S. 14.
- ²⁶ Demographische Daten der Landesstatistik Tirol 2000 und 2015 im Vergleich (eigene Berechnung).
- ²⁷ Quelle: Arbeitsmarktservice Tirol. Referenz
- ²⁸ Waldrauch, Harald/Sohler, Karin: Migrantenorganisationen in der Großstadt. Entstehung, Strukturen und Aktivitäten am Beispiel Wien [= Europäisches Zentrum Wien 14], Frankfurt a. M.–New York 2004.
- ²⁹ Aniko, Miklos: Das Ungarische Gymnasium in Innsbruck und seine Rolle in der Integration, unveröffentlichte Diplomarbeit, Innsbruck 2007, S. 65.
- ³⁰ KJR Bratstvo (Innsbruck), KJR Sloga (Hall), KJR 25. Mai (Wattens), KJR Bratstvo (Jenbach), KJR Nas Svijet (Reutte), KJR Nasa Domovina (Neustift), KJR Jedinstvo (Wörgl), KJR Mladost (Tannheim), KJR Jugoslavija (Kufstein), KJR Sloga (Kitzbühel).
- ³¹ http://www.talktogether.org/index.php?option=com_content&task=view&id=68 (Zugriff: 2.9.2016).
- ³² Viehböck, Eveline: Die kurdische und türkische Linke in der Heimat und Migration: kurdische und türkische Widerstandsorganisationen in der Türkei und im deutschsprachigen Raum unter besonderer Berücksichtigung von Tirol im Zeitraum von 1960 bis 1990, unveröffentlichte phil. Dissertation, Innsbruck 1990, S. 637.
- ³³ <https://www.tirol.gv.at/integration> (Zugriff: 2.9.2016).
- ³⁴ <http://www.tsd.gv.at/> (Zugriff: 2.9.2016).

RECHT UND DIFFERENZ DAS „GASTARBEITER“-REGIME IN ÖSTERREICH

Dirk Rupnow

Die Vorgeschichte des „Gastarbeiter“-Regimes, das Anfang der 1960er Jahre in Österreich installiert wurde, reicht bis in die Erste Republik zurück.¹ Österreich schloss schon in dieser Zeit erste Abkommen ab, die die Anwerbung von Saisonarbeitern für die Landwirtschaft regelten – mit der Tschechoslowakei, Ungarn und Polen. Es handelte sich dabei um Bestimmungen zu den zwischenstaatlichen Arbeitsmarktbeziehungen in den beiderseitigen Handelsverträgen, teilweise ausgeführt in Verwaltungsabkommen: Die individuelle Wanderung blieb zugunsten kollektiver Anwerbung ebenso ausgeschlossen wie eine langfristige Ansiedlung, die Arbeitsmarktpräsenz wurde entsprechend zeitlich begrenzt, die Organisation lag in staatlicher Hand, wurde aber mangels administrativer Strukturen im Allgemeinen delegiert.² Nicht zufällig handelte es sich bei den drei Vertragspartnern um Länder, die ganz oder teilweise aus der untergegangenen Habsburgermonarchie hervorgegangen waren: Internationale Abkommen mussten nun die zuvor interregionale Arbeitsmigration regulieren. Dies betraf in den Jahren vor 1933 allerdings nur jeweils einige Tausend Menschen jährlich. Österreicher gingen währenddessen ab 1928 als Saisonarbeitskräfte in die deutsche Landwirtschaft, wo ihre Arbeitsverträge und Aufenthaltsgenehmigungen ebenfalls jährlich begrenzt waren. Ab 1930 sicherte der deutsch-österreichische Handelsvertrag österreichischen Arbeitnehmern in Deutschland die vollständige Gleichstellung mit Inländern zu. Auch mit Frankreich gab es seit Mai 1930 ein Abkommen, das die Entsendung österreichischer Arbeitskräfte regelte.³

Die österreichische Politik wurde von Anfang an von einem äußerst restriktiven Umgang mit Migranten dominiert: Eine selektive Einwanderung unter dem Vorbehalt ökonomischen Nutzens für das Land und eine dezidierte Abwehrpolitik waren stets eng miteinander verknüpft.⁴ Deutlichster Ausdruck dessen war das sogenannte Inländerarbeiterschutzgesetz von 1925.⁵ Eigentlich auf die „Dauer der außerordentlichen Arbeitslosigkeit im Bundesgebiet“ beschränkt, untersagte es jegliche Beschäftigung von Ausländern ohne behördliche Genehmigung. Ausnahmen

konnten nur befristet bewilligt werden, wenn die Arbeitsmarktlage es zuließ oder volkswirtschaftliche Interessen es erforderten, außerdem aufgrund von Familienrücksichten oder aus Gründen der Menschlichkeit. Es schrieb somit die prinzipielle Bevorzugung inländischer Arbeitskräfte gegenüber ausländischen Arbeitnehmern fest.

Mit dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 wurde auch die deutsche Ausländerpolitik übernommen. Österreich war folglich in das umfangreiche Zwangsarbeitssystem eingebunden, mit dem die Nazis fast 15 Millionen Menschen quer durch Europa verschoben und knapp drei Millionen von ihnen zu Tode brachten. Im Herbst 1944 leisteten über eine Million Menschen Sklavendienste auf dem Gebiet des heutigen Österreich.⁶

Am 1. Oktober 1938 wurde im gesamten Deutschen Reich die Ausländerpolizeiverordnung eingeführt, die implizit die erste österreichische Fremdenrechtsordnung darstellt.⁷ Bis dahin galt noch das Schubgesetz aus dem Jahr 1871, das sich allerdings auch auf Inländer erstreckte, die sich außerhalb ihrer Zuständigkeitsgemeinde aufhielten und an ihrem Aufenthaltsort nicht mehr erwünscht waren. Der Aufenthalt von Ausländern wurde nun 1938 einer grundsätzlichen Genehmigungspflicht unterworfen, außerdem wurden die Zwangsmittel Schubhaft und Abschiebung geschaffen. Grundlegend hieß es: „Der Aufenthalt im Reichsgebiet wird Ausländern erlaubt, die nach ihrer Persönlichkeit und dem Zweck ihres Aufenthalts im Reichsgebiet die Gewähr dafür bieten, dass sie der ihnen gewährten Gastfreundschaft würdig sind.“ Ein Aufenthaltsverbot konnte u. a. gegen einen Ausländer erlassen werden, „dessen Verhalten geeignet ist, wichtige Belange des Reichs oder der Volksgemeinschaft zu gefährden“. Die Inhalte blieben nach 1945 weitgehend erhalten, das Fremdenpolizeigesetz 1954 löste formell die Ausländerpolizeiverordnung aus der NS-Zeit ab, schrieb dessen Regelungen aber großteils fort.⁸ Zusammen mit dem Passgesetz aus dem Jahr 1969 war es für lange Zeit die Basis der österreichischen Fremdenpolitik.⁹ Für einen rechtmäßigen Aufenthalt in Österreich bedurfte es eines Sichtvermerks im Reisepass. Die Behörde hatte bei dessen

Erteilung „auf die persönlichen Verhältnisse des Sichtvermerkswerbers und auf die öffentlichen Interessen, insbesondere auf die wirtschaftlichen und kulturellen Belange, auf die Lage des Arbeitsmarktes und auf die Volksgesundheit Bedacht zu nehmen“. Solange die passrechtlichen und fremdenpolizeilichen Voraussetzungen nicht erfüllt waren, wurde die Bewilligung der Beschäftigung verweigert.

Ebenfalls in der NS-Zeit, im Jahr 1941, wurde in Österreich die Deutsche Reichsverordnung über ausländische Arbeitnehmer vom 23. Jänner 1933 in Kraft gesetzt.¹⁰ Sie war noch vor der nationalsozialistischen Machtübernahme, in den letzten Tagen der Weimarer Republik erlassen worden, um den deutschen Arbeitsmarkt gegen ausländische Arbeitnehmer abzuschotten. Die Verordnung etablierte auf Seiten der Arbeitgeber die Notwendigkeit einer Beschäftigungsbewilligung für ausländische Arbeitnehmer, auf Seiten der Arbeitnehmer eine Arbeitsbewilligung. Sie löste das Inländerarbeiterschutzgesetz ab, wurde nach Kriegsende als gültiges Recht von der Zweiten Republik übernommen und blieb bis zum Inkrafttreten des Ausländerbeschäftigungsgesetzes 1975 die rechtliche Grundlage der Beschäftigung von NichtösterreicherInnen. Mit der grundsätzlichen Beschränkung von Beschäftigungsgenehmigung (§ 4) wie auch Arbeitserlaubnis (§ 11) wurde das Rotationsprinzip eingeführt.

Wie schon nach Ende des Ersten Weltkriegs bestimmte auch nach 1945 die Abwehr der Einwanderung von ethnischen oder kulturellen Minderheiten die österreichische Politik. 1947 kam ein erstes Wanderungsabkommen für Saisonarbeitskräfte mit Italien zustande, das aber bedeutungslos blieb.¹¹ Den Flüchtlingen des Kalten Krieges diente Österreich vor allem als Transitland, wenn auch durch die anfängliche Aufnahmebereitschaft nachhaltig sein Image als solidarisch und weltoffen begründet werden konnte. Im Laufe der 1950er Jahre begann die Wirtschaft immer vehementer eine flexiblere Politik einzufordern, die ihr die Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer erlaubte. Angesichts von Hochkonjunktur und de facto-Vollbeschäftigung sowie einer großen Zahl von ÖsterreicherInnen, die im Ausland tätig waren, der Einführung des neunten Schuljahrs und einer verbesserten Pensionsversicherung, wodurch dem Arbeitsmarkt sowohl Jugendliche wie auch ältere Arbeitskräfte entzogen wurden, einigten sich Gewerkschaftsbund und Wirtschaftskammer Ende 1961 im sogenannten Raab-Olah-Abkommen auf ein vereinfachtes Verfahren: Jährlich wurde eine Höchstzahl von ausländischen Arbeitnehmern definiert, die ohne Einzelfallprüfung

für begrenzte Zeit einer Erwerbstätigkeit in Österreich nachgehen durften. Mit diesen Kontingentvereinbarungen, einem Grundstein der Sozialpartnerschaft, etablierte sich eine Rechtspraxis jenseits der aufwändigen doppelten Bewilligungspflicht des Einzelfalls. Arbeitgeber mussten nicht länger nachweisen, dass für die auszuübende Beschäftigung keine inländische Arbeitskraft zur Verfügung stand. Die Notwendigkeit einer Aufenthaltserlaubnis wie einer Beschäftigungsbewilligung blieb allerdings erhalten.

Inländerprimat und Rotation, die schon bisher entscheidende Rahmenbedingungen für die Beschäftigung von ausländischen ArbeitnehmerInnen waren, wurden nun zu den bestimmenden Prinzipien des neu etablierten „Gastarbeiter“-Regimes: die grundsätzliche Bevorzugung von ÖsterreicherInnen auf dem Arbeitsmarkt und die Befristung der Erwerbstätigkeit von ausländischen ArbeitnehmerInnen. Damit war auch gewährleistet, dass flexibel auf die Interessen der Wirtschaft reagiert werden konnte. Und obwohl dem Rotationsprinzip in der Realität kaum Bedeutung zukam, weil die Betriebe weder auf ihre angelerten ArbeiterInnen verzichten noch diese ihre Arbeitsplätze verlassen wollten, wurde damit die tatsächlich stattfindende Niederlassung vollkommen ausgeblendet.

Die Kontingentvereinbarungen mussten allerdings von Anwerbeabkommen mit einzelnen Staaten flankiert werden, um ausreichend Arbeitskräfte nach Österreich holen zu können: 1962 mit Spanien, das jedoch weitgehend folgenlos blieb, 1964 mit der Türkei und 1966 mit Jugoslawien. Es gibt jedoch keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der tatsächlichen Ausländerbeschäftigung und dem Abschluss der Anwerbeabkommen: Eine „vorläufige Vereinbarung“ mit der Türkei ermöglichte es beispielsweise der Außenhandelsstelle in Istanbul bereits 1962, mit der Anwerbung zu beginnen. Zeitgleich mit dem ersten Anwerbeabkommen nahm die „Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte“ in der Bundeswirtschaftskammer ihre Arbeit auf. Das offizielle Prozedere sah vor, dass die österreichischen Betriebe bei der Arbeitsgemeinschaft anfragten und gegen eine Gebühr Arbeitskräfte vermittelt bekamen, die sich bei den Anwerbekommissionen in Belgrad oder Istanbul beworben hatten.

Grundsätzlich war eine Gleichbehandlung der im Rahmen der Kontingentregelung nach Österreich gekommenen Arbeiter vorgesehen. Tatsächlich wurde durch die rigide Befristung von Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen auf ein Jahr sowie das sogenannte Inländerprimat eine Gleichberechtigung verwehrt. Anfang der 1990er Jahre



„Lichtermeer“: Aktion gegen FPÖ-Volksbegehren „Österreich zuerst“ in Wien, 1993, Foto: ZeMIT

diagnostizierte Christof Parnreiter, dass es der Zweck des irreführenderweise „Gast“arbeit genannten Systems sei, „den Zentren wirtschaftlicher Entwicklung entsprechend deren jeweiligen Bedürfnissen die benötigten Arbeitskräfte in ausreichendem Umfang und, mindestens ebenso wichtig, größtmöglicher Rechtlosigkeit zur Verfügung zu stellen. Gewanderte Arbeitskraft ist nicht nur zusätzliche Arbeitskraft, sondern sie ist in der Regel jene, welche die niedrigsten Löhne für diese miesesten Arbeiten erhält.“¹² Der Wirtschafts- und Sozialhistoriker verwies außerdem darauf, dass eine gezielte „Auslösung“ der Arbeitskräfte aus ihrer traditionellen Umgebung notwendig sei. Die „Gastarbeiter“ kamen nicht einfach von selbst, um – wie üblicherweise angenommen – Arbeitslosigkeit und Armut zu entfliehen, um ein besseres Leben und mehr Wohlstand zu suchen. Immerhin handelte es sich ja auch um ein „Anwerben“, das von entsprechenden Stellen betrieben wurde, nicht um eine „Auswahl“ von Arbeitskräften. Zumindest am Anfang sind die Anwerbestellen tatsächlich entscheidend gewesen: In den ersten Jahren kamen prak-

tisch alle ausländischen Arbeitskräfte über diese Stellen nach Österreich. Allerdings sank der Anteil der von der „Arbeitsgemeinschaft“ Vermittelten bereits Mitte der 1960er Jahre schnell auf 50 %, 1967 auf unter 20 %.¹³ Wichtig war aber anfangs offenbar die Bereitstellung von Infrastruktur, die administrative Abwicklung, finanzielle Versprechungen, Organisation des Transports usw. Die Mobilisierung reproduzierte sich dann schnell selbst: Ausländische Arbeitskräfte holten – auch auf Wunsch der Firmen, bei denen sie beschäftigt waren – Verwandte, Freunde und Bekannte nach. Auf dem Weg der „Familienzusammenführung“ wurden Frauen nach Österreich gebracht. Schließlich wurde die Einreise mit einem Touristenvisum und die nachträgliche Beantragung der notwendigen Papiere üblich. Türkische und jugoslawische Staatsangehörige durften sich seit 1955 bzw. 1965 bis zu drei Monate ohne Visum in Österreich aufhalten. Ungeachtet der rasch schwindenden Bedeutung der Anwerbekommissionen bleiben sie interessanterweise lange erhalten, wohl auch, um eine staatliche Kontrolle über den gesamten Prozess zu demonstrieren.

In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre zogen jährlich zwischen 10.000 und 20.000 Personen nach Österreich, Anfang der 1970er Jahre waren es sogar 25.000 bis 40.000 jährlich. Der Höhepunkt wurde 1973 erreicht – mit etwa 230.000 ausländischen Arbeitskräften, die fast 9 % der Beschäftigten im Land ausmachten. Auf die Ölkrise wurde mit einem Anwerbestopp und einem Einfrieren der Ausländerbeschäftigung auf dem Stand von 1973 reagiert. Während einem Viertel der ausländischen Arbeitskräfte die Aufenthalts- und Arbeitsbewilligungen entzogen wurde, kam es jedoch zu verstärktem Familiennachzug. Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre kam es erneut zu einer Steigerung von etwa 60 % auf über 260.000 ausländische Beschäftigte. Die Zahl der in Österreich lebenden Ausländer verdoppelte sich aufgrund einer hohen Nachfrage nach Arbeitskräften und der Jugoslawienkriege zwischen Ende der 1980er und Mitte der 1990er Jahre auf über 700.000. Während Mitte der 1960er Jahre nur etwa 10 % der auch überwiegend als männlich wahrgenommenen „Gastarbeiter“ Frauen waren, waren es Mitte der 1970er Jahre schon um die 30 %, Mitte der 1980er schließlich 40 %. Etwa zwei Drittel der „Gastarbeiter“ kamen aus Jugoslawien, unter 20 % aus der Türkei, der Rest aus Deutschland, Spanien, Italien, Portugal und Nordafrika.¹⁴ Das neue Ausländerbeschäftigungsgesetz von 1975, das die oben erwähnte während der NS-Zeit in Kraft gesetzte Reichsverordnung über ausländische Arbeitnehmer ablöste, spiegelt den Einstellungswandel der Mehrheitsbevölkerung wider. Das Inländerprimat wurde noch einmal bekräftigt (§ 8), die Autonomie der Arbeitgeber zugleich eingeschränkt. Die Beschäftigungsbewilligung für einen konkreten ausländischen Arbeitnehmer wurde nun zahlreichen Voraussetzungen unterworfen, etwa dem Vorliegen eines ärztlichen Zeugnisses, dem Nachweis einer für Inländer ortsüblichen Unterkunft, der Verständigung von Betriebsrat bzw. Personalvertretung sowie einer Übernahmeerklärung für etwaige Kosten im Zusammenhang eines Aufenthaltsverbots einschließlich einer Schubhaft (§ 4). Die betrieblichen Mitbestimmungsmöglichkeiten von Nicht-Österreichern, beispielsweise das (passive) Betriebsratswahlrecht, blieben beschränkt. In den 1980er Jahren musste klar geworden sein, dass die „Gastarbeiter“ zu einem Teil der österreichischen Wohnbevölkerung geworden waren und ihre Integration dementsprechend eine Aufgabe darstellt.¹⁵ In den Diskussionen um die Reform des Ausländerbeschäftigungsgesetzes 1988 schlägt sich dies schließlich nieder. Sie bedeutet letztlich

das Ende der offiziellen Ära der Rotation. Dennoch überwiegend weiterhin Restriktion und Exklusion – auch im Gedenkjahr 1988.¹⁶ Die 1990er Jahre stellen mit neuen Fremden- und Aufenthaltsgesetzen, einer Asylgesetznovelle, mit dem Anti-Ausländer-Volksbegehren „Österreich zuerst“ der FPÖ und dem darauf antwortenden „Lichtermeer“ eine entscheidende Phase für die Fremden- und Migrationspolitik in Österreich dar. Es beginnt eine Politisierung der Migrationspolitik, die bisher durch die Sozialpartnerschaft weitgehend dem politischen Einfluss und der politischen Debatte entzogen war. Dies geschieht unter den seit den 1980er Jahren stark veränderten Rahmenbedingungen der österreichischen politischen Landschaft: mit einer sich zu einer rechtspopulistischen Volkspartei wandelnden FPÖ mit Jörg Haider als Obmann und den Grünen als neuer vierter politischer Kraft.¹⁷ Mit dem Fremden- und Aufenthaltsgesetz 1992, die das Fremdenpolizeigesetz von 1954 ablösten, nahm der österreichische Gesetzgeber erstmals zur Kenntnis, dass Menschen ins Land kommen, um hier zu leben und sich niederzulassen, nicht ausschließlich um zu arbeiten (und letztlich das Land wieder zu verlassen).¹⁸ Bis zum Ende der 1990er Jahre setzte sich das Prinzip „Integration vor Neuzuzug“ durch – allerdings mit einem Fokus auf dem Zuwanderungsstopp und nicht der Integration. Interessanterweise ist dieses Motto bis heute in der österreichischen Politik in Geltung geblieben.¹⁹ Der Blick auf die gesetzlichen Rahmenbedingungen des „Gastarbeiter“-Regimes macht deutlich, welche weitreichenden Kontinuitäten in Österreich den Umgang mit Menschen bestimmen, die zeitweise als nützlich gelten, aber nicht als zugehörig betrachtet werden. Diese Kontinuitäten reichen – über historische Brüche hinweg – hinter die NS-Zeit zurück, schließen diese aber durchaus ein.²⁰ Die österreichische Politik wurde von Anfang an von einem äußerst restriktiven Umgang mit MigrantInnen dominiert: Eine selektive Einwanderung unter dem Vorbehalt ökonomischen Nutzens für das Land und eine dezidierte Abwehrpolitik, vor allem durch hohe Barrieren für eine permanente Niederlassung und die Übernahme der Staatsbürgerschaft, waren stets eng miteinander verschränkt. Diese Doppelstrategie hat sich lange gehalten. Der belgisch-amerikanische Migrationsforscher Aristide Zolberg hat die grundsätzliche Ambivalenz gegenüber „fremden“ Arbeitskräften in praktisch allen Kontexten und über einige Jahrhunderte hinweg, seit der Kolonisierung der Welt durch europäische Nationen, prägnant zusammengefasst: „Wanted but not Welcome“.²¹

Der vorliegende Text entstand im Rahmen des FWF-Projekts P 24468-G18 „Deprovincializing Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien (ca. 1960–heute)“, das am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck angesiedelt ist (11/2012–10/2017) und von Dirk Rupnow geleitet wird.

- ¹ Einen sehr guten Überblick über die relevanten Gesetze und ihren historischen Kontext bietet: Gächter, August/Recherchegruppe: Von Inlandarbeiterschutzgesetz bis Eurodac-Abkommen, in: Hakan Gürses/Cornelia Kogoj/Sylvia Mattl (Hg.): Gastbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration, Wien 2004, S. 31–45. – Vgl. auch die juristischen Timelines in: Vida Bakondy et al. (Hg.), Viel Glück! Migration heute. Wien, Belgrad, Zagreb, Istanbul, Wien 2010, S. 208–238 [(De)Regulation], S. 248–269 [Work and Welfare], S. 278–297 [Citizenship], S. 306–316 [Queer Migration]. – Eine beeindruckende, gut recherchierte und dokumentierte, zugleich äußerst positionierte, dabei gut lesbare Studie hat vorgelegt: Grösel, Lisa: Fremde von Staats wegen. 50 Jahre „Fremdenpolitik“ in Österreich, Wien 2016. – Ältere, aber weiterhin zentrale Literatur zum Thema: Faßmann, Heinz/Münz, Rainer: Einwanderungsland Österreich? Historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen, Wien 1995. – Rainer Bauböck: ‚Nach Rasse und Sprache verschieden‘. Migrationspolitik in Österreich von der Monarchie bis heute [= IHS/Reihe Politikwissenschaft 31], Wien 1996. – Ders.: Migrationspolitik, in: Dachs, Herbert et al. (Hg.): Handbuch des politischen Systems Österreich. Die Zweite Republik, Wien 1997, S. 678–689. – Perchinig, Bernhard: Migration, Integration und Staatsbürgerschaft in Österreich seit 1918, in: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 151, 2009, S. 88–118.
- ² Rass, Christoph: Institutionalisierungsprozesse auf einem internationalen Arbeitsmarkt: Bilaterale Wanderungsverträge in Europa zwischen 1919 und 1974 [= Studien zur Historischen Migrationsforschung 19], Paderborn u. a. 2010, S. 121–128, S. 380–383. Es handelt sich um das Handelsübereinkommen der Republik Österreich und dem Königreich Ungarn vom 8.2.1922 mit einem Zusatzprotokoll vom 9.4.1926, das Handelsübereinkommen zwischen der Republik Österreich und Polen vom 25.9.1922 und das Handelsübereinkommen zwischen der Republik Österreich und der Tschecho-Slowakei vom 4.5.1921 mit einem ausführenden Verwaltungsabkommen vom 24.6.1925.
- ³ Rass: Institutionalisierungsprozesse (wie Anm. 2), S. 363.
- ⁴ Bauböck, Rainer: Immigration Control without Integration Policy. An Austrian Dilemma, in: Brochmann, Grete/Hammar, Tomas (Hg.): Mechanisms of Immigration Control. A Comparative Analysis of European Regulation Policies, Oxford–New York 1999, S. 97–134.
- ⁵ Bundesgesetz vom 19. Dezember 1925 über die zeitweilige Beschränkung der Beschäftigung ausländischer Arbeiter und Angestellter, BGBl. 457/1925. – Davy, Ulrike/Çinar, Dilek: Österreich, in: Davy, Ulrike (Hg.): Die Integration von Einwanderern, Bd. 1: Rechtliche Regelungen im europäischen Vergleich [= Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung 9.1], Frankfurt a. M.–New York–Wien 2001, S. 567–708, S. 591–596.
- ⁶ Freund, Florian/Perz, Bertrand/Spoerer, Mark: Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf dem Gebiet der Republik Österreich 1939–1945 [= Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission 26/1], Wien–München 2004. – Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939–1945, Stuttgart–München 2001, S. 219–229 [zur Statistik der NS-Zwangsarbeit].
- ⁷ Ausländerpolizeiverordnung vom 22.8.1938, DRGBl. I 1938, S. 1053.
- ⁸ Bundesgesetz vom 17. März 1954, betreffend die Ausübung der Fremdenpolizei, BGBl. 75/1954.
- ⁹ Davy/Çinar: Österreich (wie Anm. 5), S. 567ff.
- ¹⁰ Verordnung über ausländische Arbeitnehmer, DRGBl. I 1933, S. 26. – DRGBl. I 1941, S. 44. – StGBI. 6/1945.
- ¹¹ The International Labour Code 1951. A Systematic Arrangement of the Conventions and Recommendations Adopted by the International Labour Conference, 1919–1951, Bd. II: Appendices, Genf 1952, S. 1156. – Rass: Institutionalisierungsprozesse (wie Anm. 2), S. 124.
- ¹² Parnreiter, Christof: ... alle Arbeitskräfte des Erdenrunds. Über den Import ausländischer Arbeitskräfte nach Österreich und ihren Nutzen für die Wirtschaft, in: Prader, Thomas (Hg.): Moderne Sklaven. Asyl- und Migrationspolitik in Österreich, Wien 1992, S. 70–91, S. 70. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch: Fischer, Peter A./Martin, Reiner/Straubhaar, Thomas: Should I Stay or Should I Go?, in: Hammar, Thomas et al. (Hg.): International Migration, Immobility and Development. Multidisciplinary Perspectives, Oxford–New York 1997, S. 49–90.
- ¹³ Parnreiter: Arbeitskräfte (wie Anm. 12), S. 71ff.
- ¹⁴ Biffl, Gudrun: Der Strukturwandel der Ausländerbeschäftigung in Österreich, in: WIFO-Monatshefte 11/12, 1984, S. 649–664.
- ¹⁵ Stiegnitz, Peter: Gastarbeiter in Österreich, in: Europäische Rundschau 9/4, 1981, S. 79–83. Interessanterweise taucht der Begriff „Fremdarbeiter“ völlig unkommentiert noch in den 1980er Jahren in wissenschaftlichen Studien (Biffl) auf.
- ¹⁶ Zu diesem interessanten Verweis, der sich in einem Debattenbeitrag des NR Guggenberger (SPÖ) findet, vgl. Grösel: Fremde (wie Anm. 1), S. 123f.
- ¹⁷ Çinar, Dilek: Österreich ist kein Einwanderungsland, in: Gürses, Hakan/Kogoj, Cornelia/Mattl, Sylvia (Hg.): Gastbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration, Wien 2004, S. 47–52, S. 47.
- ¹⁸ Jawhari, Reinhold: Wegen Überfremdung abgelehnt. Ausländerintegration und symbolische Politik [= Studien zur politischen Wirklichkeit 9], Wien 2000, S. 3.
- ¹⁹ Duzdar stellt Integration vor Neuzuzug, in: orf.at, 12.2.2017, <http://orf.at/#/stories/2379085/> [Zugriff: 12.2.2017].
- ²⁰ Bakondy, Vida/Winter, Renée: Marginalisierte Perspektiven. Kontinuitäten der Arbeitsmigrationspolitik in Österreich, in: Zeitgeschichte 40/1, 2013, S. 22–34.
- ²¹ Zolberg, Aristide: Wanted but not Welcome. Alien Labor in Western Development, in: Alonso, William (Hg.): Population in an Interacting World, Cambridge 1987, S. 36–73: „Of particular interest in this respect is that imported labor tends to be alien in the deep sense – that, not merely foreign, but representing for the receiving society an undesirable ‚otherness‘. This is by no means happenstance, as it is precisely the alien character of the labor that makes its importation profitable in the first place; and it is also the case that the people involved remain alien afterward as a consequence of the role to which they are confined in the receiving society. It follows that by using alien labor a hegemonic society tends to foster an increase in its own heterogeneity, an outcome that commonly gives rise to severe political strains pertaining to issues of societal identity and cohesion.“ – Vgl. in diesem Zusammenhang auch Ha, Kien Nghi: Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik, in: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch?, Münster 2003, S. 56–107, S. 67: „Abwehrpolitik‘ und selektive Zuwanderung unter Nützlichkeitsvorbehalt als Gegensätze anzusehen, wäre eine zu vordergründige Sichtweise, die übersieht, dass diese sich ergänzenden Positionen die moderne Ambivalenz des Rassismus widerspiegeln.“

„OHNE GASTARBEITER KEINE RÖHRENWERKE“¹

MIGRANT*INNEN IN DEN TIROLER RÖHREN- UND METALLWERKEN IN HALL IN TIROL

Verena Sauermann

VORGESCHICHTE: MIGRATION NACH HALL

Die Kleinstadt Hall, mit heute über 13.000 Einwohner*innen, zehn Kilometer östlich von Innsbruck, der Landeshauptstadt Tirols, war vor allem als Wirtschaftsstandort von großer Bedeutung – dies ist heute fast vergessen. Hall war seit dem Mittelalter Anziehungspunkt wegen des florierenden Handels, der Münzprägestätte (1477–1809) und des Salzbergbaus (1256–1967).² Dem Mittelalter kommt in der Geschichtsschreibung Halls ein hoher Stellenwert zu, Migration wird dabei aber nur am Rande erwähnt.³

Zu Beginn des 20. Jahrhundert lebten über 6.000 Menschen in Hall.⁴ Die wichtigsten Beschäftigungsmöglichkeiten blieben zunächst Saline und Handwerk.⁵ Um 1900 wurden neue Betriebe gegründet, die teilweise bis heute die Haller Industrielandschaft prägen: die Teigwarenfabrik Recheis (1889), die Turbinenfabrik Geppert (1896) sowie

die Baufirmen Johann Huter & Söhne (1860), Josef Riehl (1870 gegründet, seit 1916 Innerebner & Mayer) und Seraphin Pümpel & Söhne (1912).⁶

Der Beginn des Ersten Weltkrieges rief in ganz Europa eine „ungeheure Bevölkerungswanderung“ hervor. Auch in Tirol waren Flüchtlinge, Kriegs- und Zivilgefangene untergebracht und wurden für Straßen- und Befestigungsarbeiten sowie für die Landwirtschaft herangezogen.⁷ Um die damaligen Bevölkerungsbewegungen nach Hall zu beziffern, fehlen jedoch die Quellen. In der Zwischenkriegszeit hatte Hall mit einer großen Ernährungs- und Wohnungsnot umzugehen, die finanzielle Lage der Stadt wurde immer prekärer, die Ausgaben für das städtische Fürsorgewesen stiegen weiter an.⁸ 1934 waren über 8.300 Personen in Hall gemeldet, die Mehrzahl (etwa 2.700) davon war in Industrie und Handwerk beschäftigt, etwa 2.300 Personen waren nicht erwerbstätig und in der Versorgung anderer.⁹



Luftaufnahme der Tiroler Röhren- und Metallwerke, um 1950, Archiv der Tiroler Rohre GmbH

Für den Zweiten Weltkrieg sind verschiedene Migrationsbewegungen auf dem Gebiet des heutigen Österreich feststellbar: Umsiedlungen von deutschsprachigen Minderheiten sowie Zwangsarbeitsmigration und Zwangsrekrutierung, Deportationen und Vertreibungen von Personengruppen aufgrund ethnischer Homogenisierungspläne der Nazis, beispielsweise Alfred Grünmandl (Kaufmann in Hall), der von den Nazis als Jude definiert wurde und 1943 für vier Wochen ins Reichenauer Lager musste¹⁰, oder von den Nazis als „Zigeuner“ entrechtete Personen aus Hall, von denen manche in Auschwitz ermordet wurden.¹¹

INDUSTRIEBETRIEBE IN HALL NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Die Umstellung von einer Kriegs- auf eine Friedensproduktion ging in Tirol relativ schnell, um 1949 begann sich die industrielle Produktion zu stabilisieren. Dies zeigt sich auch an der Neugründung von Unternehmen, in Hall etwa wurden 1947 die Tiroler Röhren- und Metallwerke (TRM).¹² Nachdem die Saline Ende der 1960er Jahre endgültig ihre Tore schloss, nahm die Beschäftigung in der Metall-, Maschinen- und Textilindustrie zu; 1963 waren beispielsweise die Haller Textilwerke in Betrieb genommen worden. Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung 1950 bis 1960, nicht zuletzt ausgelöst von der Marshall-Plan-Hilfe nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, hatte auch Auswirkungen auf die Kleinstadt Hall.

Der Industriesektor in Tirol konnte sich behaupten und sogar ausbauen, immer wieder brachte aber ein Fach- und Hilfsarbeitermangel Probleme mit sich. Dieser Mangel konnte in vielen Bereichen nur mit sogenannten ausländischen Arbeitnehmer*innen behoben werden.¹³ Es fehlte vor allem an Arbeiter*innen „im unteren Segment des Arbeitsmarktes“, der Bedarf an „billigen und unorganisierten Arbeitskräften“ wuchs.¹⁴

Die Eisen- und Metallindustrie stellte Anfang der 1970er Jahre die „bedeutendste Gruppe der heimischen Industrie“ dar, 1972 gab es in Tirol 86 einschlägige Betriebe mit insgesamt fast 7.700 Beschäftigten. Die Planseewerke bei Reutte, die Jenbacher Werke und die TRM waren die produktions- und beschäftigungsstärksten Betriebe in Tirol.¹⁵

Die erste schriftliche Erwähnung eines türkischen Migranten in der Migrationsgeschichte Halls findet sich in den „Betriebsnachrichten“ der TRM: Im Dezember 1963

findet sich in der Rubrik „Es wurden geboren“ vermerkt, dass Niyazi Akdemir eine Tochter, Sabriye, geboren wurde.¹⁶ Akdemir, 1937 in Of geboren, war 1963 in Hall gemeldet¹⁷, meldete sich bereits 1964 nach Ampass ab, nach Dezember 1964 verliert sich seine Spur.¹⁸ Die Quellenlage in Hall wie in ganz Österreich zur Migrationsgeschichte im 20. Jahrhundert ist schlecht¹⁹, manchmal waren es leicht zu übersehende Spuren, die Migrationsgeschichten greifbar machen.

Die Bevölkerung Halls veränderte sich durch höhere Lebenserwartung und Zuzug: Zwischen 1951 und 1961 waren etwa 500 Migrant*innen in Hall gemeldet, 1971 waren es bereits 2.000 (14,7 % der Einwohner*innen), ihr prozentualer Anteil pendelte von 1971 bis 2000 zwischen 15 und 18 %.²⁰ Die Geschichte Halls ist seit jeher auch eine vom Kommen, Bleiben und Gehen. Dies ist jedoch, wie in der österreichischen Geschichtsschreibung generell, in der Selbstdarstellung der Stadt bemerkenswert unsichtbar, obwohl die Stadt als äußerst geschichtsbewusst gelten kann.²¹

Deshalb wurde im Herbst 2012 ein Projekt lanciert, das auf Spurensuche zur lokalen Migrationsgeschichte ging: In dem vom Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft im Rahmen des „Sparkling Science“-Programmes geförderten Forschungsprojekt „Spurensuche: Hall in Bewegung. Feldforschung und Ausstellung zur Arbeitsmigration in Hall und Umgebung (1960er Jahre bis heute)“ recherchierten Wissenschaftler*innen vom Institut für Zeitgeschichte der Innsbrucker Universität²² gemeinsam mit Kooperationspartner*innen und Schüler*innen aus drei Schulklassen die lokale Migrationsgeschichte. Im Herbst 2014 wurde eine Ausstellung in der Salvatorgasse der Haller Altstadt gestaltet, die erstmals Migrationsgeschichten als sichtbaren und integrierten Teil der Stadtgeschichte präsentierte.²³

DIE TIROLER RÖHRENWERKE

Die TRM wurden von einer kleinen Gruppe von Aktionären, dem Creditanstalt-Bankverein als Hauptaktionär und der Bank für Tirol und Vorarlberg 1947 gegründet, um Österreich vom Import gusseiserner Rohre unabhängig zu machen und Arbeitsplätze zu schaffen. 1949 konnte die Produktion von Gusseisenrohren im Schleudergussverfahren aufgenommen werden.²⁴ Dies wurde mit „massiver ausländischer Hilfe“ erreicht, die TRM bezogen hohe Darlehen aus den Geldern des Marshall-Plans.²⁵ Bereits



Blick in die Ausstellung „Hall in Bewegung. Spuren der Migration in Tirol“ zum Themenbereich „Arbeit“, Foto: Verena Saueremann

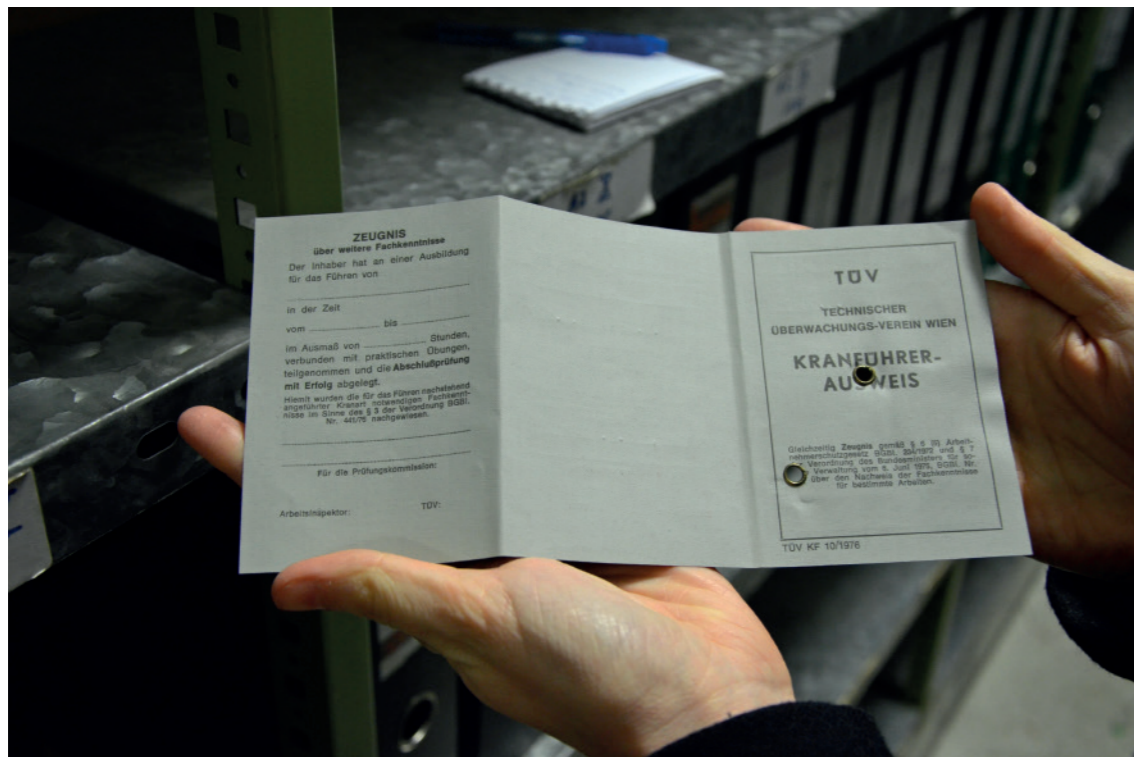
1951 wurde der Bedarf in Österreich durch die Produktion in den TRM gedeckt, 1954 zählten die Werke etwa 400, in den 1970er Jahren wuchs die Zahl auf über 1.000 Beschäftigte. Die TRM zählten zu den „großen Sieben“ der Tiroler Industrie.²⁶

Wichtige Personen in der Gründungszeit waren Werner Zimmermann, Herbert Platzer und Guido Holzmeister²⁷; Herbert Pichler, Verwalter bei den Jenbacher Werken, hatte die Gründung der TRM angeregt und selbst Kapital investiert; Leo Brodawka wurde Direktor des Werkes und beteiligte sich ebenfalls finanziell²⁸; Hans Malzacher wurde 1949 mit der „obersten Leitung“ der TRM betraut.²⁹ Malzacher konnte auf langjährige Erfahrungen in der Metallbranche zurückgreifen, er hatte vor allem während der NS-Zeit eine Karriere in der Rüstungsindustrie gemacht.

Die mediale Berichterstattung kritisierte die TRM hinsichtlich der Leitung oder auch der Arbeitsbedingungen mit keinem Wort.³⁰ Über die wirtschaftliche Leistung hinaus wurden im Gegenteil verschiedene werksseitige Anstrengungen gelobt, das Gemeinschaftsbewusstsein zu fördern, etwa die Organisation eines künstlerischen Wettbewerbs³¹, kulturelle und soziale Leistungen für die Belegschaft wie Werkskapelle, Sängerrunde und Fußballmannschaft³² oder Betriebsarzt, Werksküche, Bücherei, Werkswohnungen sowie ganz allgemein das gute Arbeitsklima, „in dem die Gastarbeiter integrierter Bestandteil sind“³³.

OHNE GASTARBEITER KEINE RÖHRENWERKE

Ein multiperspektivisches Bild der TRM darf sich freilich nicht auf die Selbstdarstellung des Betriebes oder die mediale Berichterstattung beschränken, wo Arbeiter*innen³⁴



Kranführerausweis eines in Serbien geborenen Arbeiters. Archiv der Tiroler Rohre GmbH, Foto: Veronika Settele



Arbeiter in den TRM, undatiert, Fotoarchiv der Stadt Hall in Tirol

– migrantisch wie nicht-migrantisch – kein Stimmrecht haben und nur von Anderen beschrieben werden. Die Geschichten, die migrantische wie nicht-migrantische Beschäftigte erzählen, zeugen im Unterschied zur medialen Berichterstattung und den Betriebspublikationen von Eigeninitiative und Handlungsoptionen und enthalten auch Kritik an den Arbeitsbedingungen in den TRM.

Viele Quellen zur sogenannten Gastarbeitsmigration – mit Ausnahme von Zeitzeug*innen-Interviews³⁵ – haben die Tendenz, Migrant*innen zu verobjektivieren, sie als Verschubmasse am Arbeitsmarkt zu beschreiben.³⁶ Auch in Firmenarchiven dominiert die Sicht der Arbeitgeber. Eine Ausnahme stellen Personalakten dar, sie konzentrieren sich auf eine Person und ermöglichen so, individuelle Erwerbsbiografien zu rekonstruieren, vorausgesetzt die Akten wurden konsistent geführt. Der Aufbau des Archivs der TRM ermöglicht zwar keine seriellen

Auswertungen, bietet jedoch bemerkenswerte singuläre Quellen. Die Personalakten beinhalten Meldezettel, Lohnabrechnungen, Kündigungsschreiben, Zeugnisse, Briefe und vieles mehr.³⁷

Sogenannte „Gastarbeiter“ wurden nicht namen- und geschichtslos als Arbeitskräfte geordert, sie waren auch selbst aktiv und wandten sich an den Arbeitgeber. Davon zeugen in den Personalakten abgelegte Briefe. K. wandte sich 1972 an seinen ehemaligen Arbeitgeber: Er habe in der Türkei den Militärdienst geleistet und sei nun „wieder frei“ und auf der Suche nach einer Arbeitsstelle. Er bittet in dem Schreiben die TRM um die namentliche Anforderung durch das zuständige Arbeitsamt.³⁸ Der bürokratisch aufwändige, von den Sozialpartnern und den Entsendeländern vorgesehene Weg der strukturierten Gastarbeitsmigration³⁹ wurde von Herrn K. von der anderen Seite beschriftet.

Die Durchsicht von Personalakten und Gespräche mit Vertreter*innen von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite weisen darauf hin, dass der vorgegebene Weg über das Haller Arbeitsamt und die Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, einer Organisation der Bundeswirtschaftskammer zu den Anwerbestellen in den Entsendeländern, von den TRM so nie begangen wurde. Ein Schreiben der TRM an die Fremdenpolizei-Abteilung der Bezirkshauptmannschaft Innsbruck zeichnet den üblichen Weg der Beschäftigung von mit einem Touristen-Visum eingereiste Migrant*innen nach: Das Unternehmen bittet um „Genehmigung der Erteilung der Aufenthaltserlaubnis“ für „zwei türkische Touristen“. Sie werden mit Namen, Geburtsdaten und Wohnadressen in Tirol angeführt. Sie seien vom Betrieb „getestet“ und „ärztlich untersucht“ und im Oktober 1971 als Gießereiarbeiter eingestellt worden.⁴⁰ Die beiden waren mit einem Visum für Tourist*innen eingereist, das Unternehmen hatte die ärztliche Untersu-

chung organisiert, die Arbeiter dann eingestellt und erst im Nachhinein um eine Aufenthaltserlaubnis angesucht. Peter Reiter (1945 in Tirol geboren), lange Jahre in der Abteilung für Arbeitsrecht der Tiroler Wirtschaftskammer für das sogenannte „Gastarbeiterreferat“ zuständig, erzählt aus der Arbeitspraxis: Es sei zwar verboten gewesen, als Tourist*innen eingereiste Personen zu beschäftigen, die Strafe für Unternehmen sei aber in etwa gleich hoch wie die an die Anwerbekommissionen in den Entsendeländern zu zahlende Vermittlungspauschale gewesen. So hätten sich Firmen meist für die Strafe entschieden, um sich die Arbeiter*innen selbst aussuchen zu können.⁴¹

Norbert Klotz (1956 in Innsbruck geboren) war 33 Jahre lang Betriebsratsvorsitzender der TRM und beschreibt die Arbeit im Werk als hart, schwer und gefährlich. Mitarbeiter in der Gießerei seien oft nicht älter als 60 Jahre geworden. Vor allem in dieser Abteilung hätte sich „fast keine einhei-



Ante Blatančić bei der Arbeit im Modellbau, Original bei Ante Blatančić

mischen Mitarbeiter“ gefunden.⁴² Klotz beschreibt den Arbeitnehmerschutz und die Arbeitsbedingungen in Gießerei, Kernmacherei, Schleiferei und Schmelzerei als „sehr, sehr schlecht“. Die Arbeiten dort seien vor allem von „Gastarbeitern“ gemacht worden, nur die Facharbeitertätigkeiten überwiegend von Österreichern. Das Unternehmen, so schildert der ehemalige Betriebsrat, ging mit den Beschäftigten schlecht um, bei zu langer oder häufiger Krankheit oder auch nach Unfällen seien viele einfach gekündigt worden; die betreffende Stelle wurde mit einer neuen Arbeitskraft besetzt. Diese Vorgangsweisen bestätigt ein weiterer Zeitzeuge und erzählt, dass allen Arbeiter*innen Angst gemacht worden sei, bei Krankenstand gekündigt zu werden. Er selbst habe infolge der schweren Arbeit zwei Leistenbrüche erlitten.⁴³

Klotz kandidierte mit seinem Arbeitskollegen Adi Wulz 1977 auf einer Betriebsratsliste und meint, sie seien vor allem von migrantischen Arbeiter*innen gewählt worden.⁴⁴ Die Facharbeiter aus Tirol seien eher unter sich geblieben und der Ansicht gewesen, die „Gastarbeiter sollen buckeln und sonst haben sie keine Rechte“, so Klotz. Migrantische Arbeitskolleg*innen seien zudem im Kampf um Arbeitsrechte verlässlicher gewesen – „die türkischen Kollegen und die jugoslawischen Kollegen [sind] gestanden wie ein Panzer“. Es sei nicht nur zu Spannungen und Auseinandersetzungen zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen gekommen: „Die Türken sagen Scheiß Jugo, die Jugo sagen Scheiß Tiroler, die Tiroler sagen Scheiß Türken, na es war schlimm.“ Der Betriebsrat habe sich, um auf diese Spannungen zu reagieren, dazu entschieden,

sogenannte „Gastarbeitersprecher“ wählen zu lassen, damit auch Migrant*innen im Betriebsrat vertreten sind. Gemeinsam wurden Veranstaltungen für die Belegschaft organisiert – Eisstock- und Luftgewehrschießen, Minigolf-Turniere, Kinderfeste und viele Fußballturniere.

Für Klotz waren Migrant*innen ein wichtiger Teil der Belegschaft: „Ich sage heute noch, dass es unsere Firma nicht gäbe, wenn es keine Gastarbeiter gegeben hätte.“ Eine ehemalige Angestellte der Personalabteilung erinnert sich, sie seien froh gewesen, überhaupt Arbeiter*innen für bestimmte Tätigkeiten zu finden. Einmal in der Woche habe sich das Personalbüro um neue Anstellungen gekümmert, der Gang sei mit Arbeitssuchenden voll gewesen, viele seien aber nach nur wenigen Tagen wieder gegangen.⁴⁵

Ante Blatančić (1942 in Mahovljani im heutigen Bosnien und Herzegowina geboren) arbeitete im Modellbau, Klotz stieg dort als Lehrling in den Betrieb ein. Blatančić war zwölf Jahre lang „Gastarbeitersprecher“ im Betriebsrat der TRM. Er habe verschiedene Schulungen und Seminare der Gewerkschaft besucht und in seiner Betriebsratsfunktion vor allem vermittelt und übersetzt, so Blatančić.⁴⁶ Ayhan Karagüzel (1960 in Adapazarı in der Türkei geboren), auch er war früher „Gastarbeitersprecher“, erzählt, er sei vor allem Ansprech- und Vertrauensperson für türkische Arbeiter gewesen und habe sich bemüht, deren Probleme zu lösen. Er berichtet im Weiteren vor allem über allgemeine Probleme zwischen Arbeitern und deren Vorgesetzten und notwendige arbeitstechnische Neuerungen und Sicherheitsvorkehrungen.⁴⁷ Ein gravierendes Problem stellte auch die Suche nach geeignetem Wohnraum dar. Migrant*innen waren am Wohnungsmarkt oftmals benachteiligt und bezogen Substandardwohnungen in der Haller Altstadt. Alte Gasthäuser, etwa der „Gasthof Bären“ oder der „Schwarze Adler“, entwickelten sich zu „Massenquartieren“ für Migrant*innen.⁴⁸

Manche großen Betriebe reagierten darauf und bauten bzw. mieteten Werkwohnungen – so auch die TRM, die Baufirma Fröschl und die Teigwarenfabrik Recheis. Das erste offiziell „Arbeiterwohnhaus“ genannte Heim der TRM wurde 1964 mit 50 Betten insbesondere für „Gastarbeiter“ aus Südtirol und Jugoslawien errichtet.⁴⁹ 1971 wurde eine zweite Arbeiterunterkunft für 100 Personen, auch „Ledigenheim“ genannt, gebaut. Damit sollten, so der Bericht in der Werkszeitung, „vor allem jene ausländischen

Arbeitskräfte eine ordentliche Unterkunft erhalten, die bisher – entgegen unserem Wunsche – sich in unzulänglichen Lokalen einquartiert haben“⁵⁰. Blatančić war neben seiner Tätigkeit im Betriebsrat zehn Jahre im sogenannten „Ledigenheim“ als Hausmeister tätig. Er beschreibt, dass migrantische Arbeitskollegen, die weder in Werkswohnungen noch im Ledigenheim untergebracht werden konnten, „wirklich miserable“ Wohnbedingungen ertragen mussten. Viele hätten sich beim Betriebsrat beschwert – beangstandeten katastrophale Zustände in den Wohnungen und auch, dass sie oft keinen ordentlichen Mietvertrag abschließen konnten, wie er für die Ausstellung einer Aufenthaltbewilligung notwendig war.⁵¹ Die lokale Berichterstattung äußerte sich durchwegs positiv über die Arbeiterwohnheime – es war nicht selbstverständlich, dass ein großes Unternehmen Investitionen tätigte, die nicht direkt mit der Arbeitszeit der Arbeiter*innen zusammenhingen. Es gab keine negativen Schlagzeilen über die Zustände in den Arbeiterwohnheimen, dies fällt vor allem im Vergleich zu Berichten in den 1960er bis 1990er Jahren über Substandardwohnungen in und außerhalb der Haller Altstadt auf.

FAZIT

Im heutigen Stadtbild von Hall in Tirol ist der Einfluss von Migration nicht zu übersehen: Es gibt von Migrant*innen geführte Supermärkte und Restaurants, zwei große muslimische Vereine und viele Einwohner*innen, die selbst oder deren Eltern bzw. Großeltern Migrationsbiografien zu erzählen haben. Migration verändert und bewegt die Haller Gesellschaft auch aktuell: Im Februar 2016 wurde für etwa 240 Flüchtlinge eine Traglufthalle aufgestellt, die mehrere Monate lang bewohnt, von verschiedenen Seiten heftig kritisiert und bei den Gemeinderatswahlen 2016 zum Wahlkampfthema gemacht wurde. Alle in den Gemeinderatswahlen 2016 zur Wahl stehende Fraktionen kommentierten die Anwesenheit der „neuen“ Haller*innen, die Haller Freiheitlichen konnten große Zuwächse verbuchen.

Der Wirtschaftsaufschwung vieler Betriebe im 20. und 21. Jahrhundert konnte auch in Hall nur mithilfe migrantischer Arbeiter*innen erreicht werden, ohne sogenannte „Gastarbeiter“ hätten vor allem Industriebetriebe unter großem Arbeitskräftemangel gelitten. Aber Migrant*innen sind auch als Kulturschaffende, Angestellte, Unternehmer*innen und Nachbar*innen ein nicht zu negierender Teil der Stadtgeschichte. Darauf wollte die Ausstellung „Hall in Bewegung

Spuren der Migration in Tirol“ im Herbst 2014 in der Salvatorgasse aufmerksam machen, dies ist ihr auch gelungen. Viele Schulklassen nahmen das Vermittlungsangebot in Anspruch, auch die Medien berichteten positiv.⁵² Die Migration nach Hall in Tirol ist nach wie vor ein vernachlässigter Teil der Stadtgeschichte. Dabei gilt Migration als „eines der entscheidendsten Elemente zum Verständnis der europäischen Nachkriegsgeschichte und Gegenwart“⁵³. Darum macht das Erzählen von Migrationsgeschichte(n) Sinn: Es kann der gegenwärtigen Diskussion historische Tiefenschärfe verleihen. Langfris-

tig sinnvoll für das Schreiben einer neuen Stadtgeschichte ist folglich auch das systematische Sammeln von Migrationsgeschichte(n) in Archiven.⁵⁴ Die Rechercheergebnisse des Projektes „Spurensuche: Hall in Bewegung. Feldforschung und Ausstellung zur Arbeitsmigration in Hall und Umgebung“ machten für Hall den Anfang. Die in diesem Zusammenhang gesammelten und generierten Materialien werden im Stadtarchiv aufbewahrt und sind dort zugänglich. Nur so kann Migration als entscheidender gesellschaftlicher Faktor in eine neue Historiografie der Stadt inkludiert werden.

Der Artikel basiert auf dem Dissertationsprojekt: Sauer mann, Verena: Hall in Bewegung. Die Migrationsgeschichte einer österreichischen Kleinstadt (an der Universität Innsbruck).

¹ Norbert Klotz, Interview mit Verena Sauer mann/Veronika Settele, Hall, am 18.2.2013. Audiodatei im Besitz der Verfasserin.

² Brandstätter, Klaus: Hall in der Zeit von Hippolyt Guarinoni, in: Amann, Klaus/Siller, Max (Hg.): Hippolytus Guarinonius. Akten des 5. Symposiums der Sterzinger Österspiele (= Schlern-Schriften 340), Innsbruck 2008, S. 25–38, S. 28. – Ders.: Ratsfamilien und Tagelöhner. Die Bewohner von Hall in Tirol im ausgehenden Mittelalter (= Tiroler Wirtschaftsstudien 54), Innsbruck 2002, S. 50.

³ Sauer mann, Verena: Migrationsgeschichte(n) in Hall in Tirol – ein Stadtpaziergang, in: Thomas Geisen/Christine Riegel/Erol Yıldız (Hg.): Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten, Wiesbaden 2017, S. 423–440.

⁴ Hochenegg, Hans: Abriss der Stadtgeschichte, in: Hall in Tirol (Hg.): Stadtbuch, Innsbruck 1996, S. 8–35, S. 16. – Solbad Hall in Tirol (Hg.): Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Hall in Tirol 1964, S. 19. – Brandstätter: Ratsfamilien und Tagelöhner (wie Anm. 2), S. 33f.

⁵ Gerstenbauer, Ursula: Hall in Tirol in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Geschichte einer Kleinstadt im Vormärz und im Zeitalter der Industriellen Revolution, phil. Diss., Innsbruck 1995, S. 62.

⁶ Alexander, Helmut: Geschichte der Tiroler Industrie. Aspekte einer wechselvollen Entwicklung, Innsbruck 1992, S. 121. – Hagen, Günter: Hall in Tirol. Stadtentwicklung im Spannungsfeld von Altstadterneue-

rung und Ausländersituation (= Innsbrucker Geographische Studien 34), Innsbruck 2003, S. 27.

⁷ Kuprian, Hermann: Zwangsmigration, in: Ders./Überegger, Oswald (Hg.): Katastrophenjahre. Der Erste Weltkrieg und Tirol, Innsbruck 2014, S. 217–240, S. 217 und S. 229.

⁸ Wiener, Melanie: Hall in Tirol 1918–1938, Univ. Dipl., Innsbruck 2002, S. 132f.

⁹ Stolz, Otto: Zur Wirtschaftsgeschichte (überarbeitet von Grass, Nikolaus/Hye, Franz-Heinz), in: Stadtgemeinde Hall in Tirol (Hg.): Stadtbuch, Innsbruck 1996, S. 120–149, S. 144.

¹⁰ Albrich, Thomas: Die Jahre der Verfolgung und Vernichtung unter der Herrschaft von Nationalsozialismus und Faschismus 1938 bis 1945, in: Ders. (Hg.): Jüdisches Leben im historischen Tirol, Bd. 3: Von der Teilung Tirols 1918 bis in die Gegenwart, Innsbruck–Wien 2013, S. 187–356, S. 322f. – Ausführlich zur Lebensgeschichte von Grünmandl siehe hier: Sauer mann, Verena: Alfred Grünmandl – ein jüdischer Migrant in Tirol, in: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 35, 2016, S. 123–144.

¹¹ Seifert, Oliver: Roma und Sinti im Gau Tirol-Vorarlberg. Die „Zigeunerpolitik“ von 1938 bis 1945 (= Tiroler Studien zu Geschichte und Politik 6), Innsbruck 2005, S. 31–47.

¹² Alexander: Tiroler Industrie (wie Anm. 6), S. 192.

¹³ Alexander: Tiroler Industrie (wie Anm. 6), S. 194.

¹⁴ Wollner, Eveline, Maßnahmen Jugoslawiens und der Türkei zur Regulierung der Arbeitsmigration während der 1960er Jahre, in:

Bakondy, Vida/Ferfoglja, Simonetta/Janković, Jasmina/Kogoj, Cornelia/Ongan, Gamze/Pichler, Heinrich/Sircar, Ruby/Winter, Renée (Hg.): Viel Glück! Migration heute. Wien, Belgrad, Zagreb, Istanbul, Wien 2010, S. 80–87, S. 81.

¹⁵ Staudinger, Ligia: Die Gastarbeiterbeschäftigung in der Eisen- und Metallindustrie Tirols, Innsbruck 1974, S. 11ff.

¹⁶ Es wurden geboren, in: Betriebsnachrichten der Tiroler Röhren- und Metallwerke-Aktiengesellschaft 62, 1963, S. 17.

¹⁷ Mündliche Auskunft von Christa Hollaus, Meldeamt Hall, März 2014, Notizen im Besitz der Verfasserin.

¹⁸ Schriftliche Auskunft von Tamara Irschara, Gemeinde Ampass, 21.3.2014, E-Mail im Besitz der Verfasserin.

¹⁹ Rupnow, Dirk, Migration – Archiv – Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, in: Ders./Pfanzer, Eva (Hg.): einheimisch – zweiheimisch – mehrheimisch, Bozen 2017, S. 25–32.

²⁰ Hagen: Hall, (wie Anm. 6) S. 121 ff.

²¹ Vgl. Sauer mann, Verena/Settele, Veronika: Migration sichtbar und erzählbar machen. Zeithistorische Migrationsforschung in einer Tiroler Kleinstadt, in: Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 11, 2014, S. 126–145, S. 129ff.

²² Leiter: Dirk Rupnow, Projektmitarbeiterinnen: Verena Sauer mann, Veronika Settele und Katharina Santer.

²³ Sauer mann, Verena/Settele, Veronika/Rupnow, Dirk: „Hall in Bewegung“. Ein kleinstädtisches Ausstellungsprojekt im österreichischen Jubiläumsjahr 2014, in: Rass, Christoph A. (Hg.): IMIS-Beiträge. Die Szenographie der Migration in stadt- und regionalgeschichtlicher Ausstellungspraxis [im Druck]; Auf der Homepage www.hall-in-bewegung.at sind sämtliche Inhalte der Ausstellung abgebildet.

²⁴ Alexander: Tiroler Industrie (wie Anm. 6), S. 192. – Mathis, Franz: Big Business in Österreich. Österreichische Großunternehmen in Kurzdarstellungen, Wien 1987, S. 313–314, S. 313.

²⁵ Alexander: Tiroler Industrie (wie Anm. 6), S. 193.

²⁶ Alexander: Tiroler Industrie (wie Anm. 6), S. 193.

²⁷ Zimmermann, Werner: Es begann vor 50 Jahren. Die Röhrenwerke „TRM“ – größte Gießerei und Paradeunternehmen Österreichs, in: Haller Lokalanzeiger, Nr. 15, 10.4.1997, S. 10.

²⁸ Mathis: Big Business (wie Anm. 24), S. 313.

²⁹ Bergat a. o. Prof. DDDr. Malzacher zwanzig Jahre Präsident der TRM, in: Tiroler Tageszeitung, Nr. 135, 1969, S. 6.

³⁰ Zum Zusammenhang von Migration und Geschlecht in den lokalen Medien ausführlich siehe: Sauer mann, Verena: „Türkenliebchen“. Ein geschlechtssensibler Blick auf lokalhistorische Quellen zur jüngeren Migrationsgeschichte, in: Gatt, Sabine et al. (Hg.): Geschlechterverhältnisse der Migrationsgesellschaften: Repräsentationen – Kritik – Differenz. Sondernummer der Österreichischen Zeitschrift für Soziologie 3/41, 2016, S. 79–94.

³¹ Arbeiter schufen in ihren Mußestunden Kunstwerke, in: Tiroler Tageszeitung, Nr. 291, 17.12.1956, S. 3.

³² Ein Besuch bei den Tiroler Röhren- und Metallwerken in Solbad Hall. Eisen Feuer Form, in: Tiroler Nachrichten, Nr. 286, 10.12.1960, S. 12.

³³ 25 Jahre Tiroler Röhren- und Metallwerke, in: Haller Lokalanzeiger, Nr. 23, 10.6.1972, S. 1.

³⁴ In den TRM waren vor allem männliche Arbeiter beschäftigt, weibliche Mitarbeiterinnen gab es in Verwaltung, beim Reinigungsdienst, in der Kantine und in der Kernmacherei. Im Text wird nur von Arbeitern geschrieben, wenn nachgewiesenermaßen keine Frauen mitgemeint werden können, ansonsten von Arbeiter*innen.

³⁵ An dieser Stelle möchte ich allen Zeitzeug*innen herzlich danken, die ihre Erfahrungen teilten.

³⁶ Vgl. Bakondy, Vida: Bitte um 4 bis 5 türkische Maurer. Eine Analyse von Anwerbeakten der österreichischen Wirtschaftskammer, in: Ders. et al. (Hg.): Viel Glück! Migration heute. Wien, Belgrad, Zagreb, Istanbul, Wien u. a. 2010, S. 68–79, S. 77.

³⁷ Settele, Veronika/Sauer mann, Verena: „Guter Eindruck!“. Arbeitsmigration seit 1960 in österreichischen Firmenarchiven, in: Archiv und Wirtschaft 47/2, 2014, S. 78–86.

³⁸ Brief von Herrn K. (aus Gürpınar, Türkei) an die Tiroler Röhrenwerke in Solbad Hall, 4.12.1972, Archiv der Tiroler Rohre GmbH.

³⁹ Etwa: Wollner, Eveline: Die Reform der Beschäftigung und Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte Anfang der 1960er Jahre in Österreich, in: Zeitgeschichte 34/4, 2007, S. 213–225.

⁴⁰ Brief der Tiroler Röhren- und Metallwerke an die Bezirkshauptmannschaft Innsbruck Abteilung Fremdenpolizei, Hall am 14.10.1971, Archiv der Tiroler Rohre GmbH.

⁴¹ Verena Sauer mann, Interview mit Peter Reiter, Innsbruck, am 28.9.2015. Audiodatei im Besitz der Verfasserin.

⁴² Norbert Klotz, Interview mit Sauer mann/Settele, Hall, am 18.2.2013. Audiodatei im Besitz der Verfasserin. Auch die folgenden Zitate stammen aus diesem Interview.

⁴³ Der Zeitzeuge möchte anonym bleiben. Audiodatei im Besitz der Verfasserin.

⁴⁴ Nicht-österreichische Arbeiter*innen hatten eigentlich kein Wahlrecht für den Betriebsrat, in den TRM wurde ihnen dieses aber zugesprochen.

⁴⁵ Hildegard Seekircher, Interview mit Verena Sauer mann/Veronika Settele/Matthias Breit, Hall, am 6.11.2012. Audiodatei im Besitz der Verfasserin.

⁴⁶ Ante Blatančić, Interview mit Verena Sauer mann, Hall am 4.11.2013. Audiodatei im Besitz der Verfasserin.

⁴⁷ Verena Sauer mann/Veronika Settele, Interview mit Ayhan Karagüzel, Hall, am 18.2.2013. Audiodatei im Besitz der Verfasserin.

⁴⁸ Hagen: Hall (wie Anm. 6), S. 188ff.

⁴⁹ Haensel, Georg: 1964 – ein bedeutsames Jahr, in: Betriebsnachrichten der Tiroler Röhren- und Metallwerke Aktiengesellschaft 68, 1965, S. 3–4, S. 4.

⁵⁰ Unsere neue Arbeiterunterkunft mit 100 Betten, in: information. Werkszeitung der Tiroler Röhren- und Aktiengesellschaft, Dezember 1971, S. 5.

⁵¹ Blatančić im Interview.

⁵² Ausstellung: Die Spuren der Migranten in Hall, in: tirol.orf.at, 26.9.2014, [http://tirol.orf.at/news/stories/2670698/] [Zugriff: 1.3.2017] – Ivona Jelcic, Heimat hinter fremden Fensterläden, in: Tiroler Tageszeitung, Nr. 269, 30.9.2014, S. 12. – Zwei Beiträge im ORF, beide einzusehen auf der Homepage: http://www.hall-in-bewegung.at/index.html?p=28.html.

⁵³ Rupnow, Dirk: Deprovincializing Contemporary Austrian History. Plädoyer für eine transnationale Geschichte Österreichs als Migrationsgesellschaft, in: zeitgeschichte 40/1, 2013, S. 5–21, S. 15.

⁵⁴ Siehe dazu die Kampagne für ein „Archiv der Migration“, http://www.archivdermigration.at/ [Zugriff: 31.1.2017] und Publikationen von Mitgliedern des Arbeitskreises: Rupnow, Dirk: Migration braucht ein Archiv – aber was für eines? In: Wiener Zeitung, 2.10.2012, http://www.wienerzeitung.at/meinungen/gastkommentare/491144_Migration-braucht-ein-Archiv-aber-was-fuer-eines.html [Zugriff: 31.1.2017]. – Bratić, Ljubomir: Ein Ort namens „Archiv der Migration“, in: kulturrisse. Zeitschrift für radikaldemokratische Kulturpolitik 4, 2013, http://kulturrisse.at/ausgaben/Archiv%20der%20Migration%2C%20jetzt/oppositionen/ein-ort-namens-201earchiv-der-migration201c [Zugriff: 31.1.2017].

ZUWANDERUNG AUS DEN PHILIPPINEN

Gerhard Hetfleisch

Der forschende Blick zurück in die Migrationsgeschichte Österreichs erfasst nach wie vor wenig mehr als die wesentlichen Eckdaten des Geschehens, zeichnet die großen Linien seit Mitte der 1950er Jahre nach, soweit man diese aus den spärlichen und eher mühsam zu erschließenden und verstreuten Quellen zu lesen meint bzw. zu rekonstruieren vermag. Dies ist auch dem Umstand geschuldet, dass in den historischen Fächern bis vor wenigen Jahren Migration ein Randthema war und in den Bundesländern wenig bis überhaupt nicht im Fokus stand. Von Interesse war etwa in der Tiroler Regionalgeschichte die Auswanderung nach Dreizehnlinden in Brasilien, die aus einem primär kulturalistisch-ethnisierenden und nationalistischen Blickwinkel medial immer wieder breitgetreten wurde. Aus den Versäumnissen der zeitgeschichtlichen Forschung resultierte auch ein gravierender Rückstand hinsichtlich Detailstudien, die nicht nur ein vollständigeres, sondern auch ein wesentlich realistischeres Bild von Migration zeichnen könnten. Im Narrativ zur Migrationsgeschichte Österreichs und Regionalgeschichte Tirols dominiert zudem die Erzählung von der Zuwanderung aus der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien (SFRJ) und aus der Türkei, stammt die Mehrzahl der MigrantInnen bis Ende der 1990er Jahre aus diesen Ländern. Die Zuwanderung aus anderen Teilen der Welt wird nachrangig behandelt. Im folgenden Beitrag steht daher die ganz besondere und von den großen Migrationsgruppen so unterschiedliche Zuwanderung der Filipinas in den 1970er Jahren im Mittelpunkt.¹ Deren Migration ging auf die Privatinitiative eines Ordenspriesters und Missionars zurück und nahm in Westösterreich ihren Anfang. Die Migration aus den Philippinen ab 1971 nach Österreich war – im Gegensatz zur Migration aus der Türkei und SFRJ – im ersten Jahrzehnt eine ausschließlich weibliche, die als solche vom Mainstream der Forschung noch nicht entsprechend aufgegriffen wurde. Im Beitrag wird zudem der transnationale Charakter der Migration aus den Philippinen angesprochen. Anfang der 1990er war von Nina Glick Schiller, Linda Basch und Christina Szanton-Blanc² an Grundmustern der Migra-

tion der Filipinos als wissenschaftlich analytisches Werkzeug der Begriff „Transmigration“ entwickelt, der weltweit von Forschenden aufgegriffen wurde und die Sichtweise auf Migration nachhaltig verändert hat.

DIE ANWERBUNG DER FILIPINAS ANFANG DER 1970ER JAHRE

Der auf den Philippinen seit 1938 im St. Josephs Missionsordens von Mill Hill tätige Pater Eugenio Daberto (1913 – 1977)³ erfuhr 1970 während eines Heimatbesuchs in Italien von einer Nichte, die in Feldkirch in Vorarlberg ebenfalls in einem Orden lebte und arbeitete, vom Mangel an Pflegepersonal in Österreichs kirchlichen Einrichtungen. Nach seinem einjährigen Sabbatical kehrte der Missionar nicht wieder nach Sebaste zurück. Er ließ sich in Manila, der Hauptstadt der Philippinen nieder, um dort seinem neuen Projekt die geeignete Basis zu geben. Er hatte die Absicht, Frauen aus Sebaste und aus weiteren Gemeinden der Provinz Antique auf Panay, einer zu den Visayas gehörenden Insel, Arbeit im Ausland zu verschaffen. Hintergrund war die zunehmende Verarmung der philippinischen Landbevölkerung. Zahllose Filipinas aus Panay zogen seit Ende der 1960er aufgrund der tristen Lebensverhältnisse in den ländlichen Kommunen nach Manila, wo sie sich meist als Haushaltshilfen mit wenig mehr als dem Lebensnötigsten und einem monatlichen Taschengeld als Verdienst durchschlugen. Dabertos Idee war eine Art Entwicklungshilfe auf privater Basis: Die im Ausland arbeitenden Filipinas sollten durch größte Sparsamkeit und behütet im kirchlichen Kontext den Großteil ihres Einkommens für Projekte in der Heimat einsetzen. Sie sollten ihre Familien unterstützen, den Geschwistern und Verwandten den Schulbesuch finanzieren und in den Bau eines Hauses investieren. Es gelang Daberto 1971, unter Mithilfe von William Parschalk, einem aus Vahrn nahe von Brixen in Südtirol stammenden Mill Hill Missionar, der ebenfalls einige Jahre auf der Insel Panay gewesen war, den ersten sieben Filipinas den Weg nach Feldkirch zu ebnen. Am 17. September 1971 landete die Gruppe in

Zürich und wurde dort von William Parschalk abgeholt. Wenig später nahmen sie ihre Arbeit in einer kirchlichen Einrichtung in Feldkirch/Vorarlberg auf. Ihnen folgten zahlreiche weitere Gruppen von Frauen, die in Tirol, vereinzelt auch Südtirol, Vorarlberg, später auch in Salzburg und anderen Bundesländern in kirchlichen Einrichtungen als Krankenschwestern und Hilfskräfte im Pflegedienst oder der Küche Arbeit fanden. Ende 1974 waren es um die 350 Frauen. Von den kirchlichen Arbeitgebern wurden Dreijahresverträge geboten, die grundsätzlich verlängerbar waren. Die Transfer- und Reisekosten nach Österreich wurden von den Organisatoren vorgestreckt.⁴ Das Missionshaus der St. Josephs Missionare von Mill Hill in Absam nahe Innsbruck, 1926 als erstes des Ordens in Österreich gegründet, wurde in diesen Anfangsjahren der Migration ein zentraler Ort der Begegnung für die stetig wachsende Philippinische Community, die sich später auch außerhalb des Ordens vereinsmäßig organisierte. Die laufende Betreuung der Filipinas in Österreich hatte von Anfang an Pater William Parschalk übernommen.⁵ Er war bis 1977 sechs Jahre lang Direktor des Missionshauses in Absam und davor ebenso lang Rektor des Ordenshauses in Brixen. Parschalk stand den Filipinas seelsorglich zur Seite, organisierte u. a. auch Freizeitaktivitäten, darunter eine Reise nach Rom. Die zentralen christlich-katholischen Feiertage wurden in Absam begangen. Nach dem frühen Tod von Parschalk 1980, der 1978 zu einem Missionsaufenthalt nach Chile aufgebrochen war und dort schwer erkrankte, wurde sein Grab in Vahrn bei Brixen in Südtirol zu einem Pilgerort für die philippinische Gemeinschaft. Das Projekt war innerhalb des Ordens nicht unumstrittenen und geriet auch in den Fokus philippinischer Behörden, da die Arbeitsvermittlung und damit die materielle Seite des Projektes so stark im Vordergrund stand, dass der religiöse Charakter des Projektes schwer auszumachen war. Ein Nachhall davon ist dem Vorwort eines zu Ehren von Eugenio Daberto 2013 auf den Philippinen erschienenen Bildbandes zu entnehmen: „The material testimonies to the success of Father Dab's missionary endeavors could be seen in some big houses built from money abroad in Sebaste and other places where those Antiquenos came from. [...] But have the values and perspectives of the people also changed to make them more pleasing to God and to the community?“⁶ Daberto musste seine Aktivitäten ab 1975 einschränken, auch auf Wunsch von Parschalk, der das Anliegen nicht mehr mittragen wollte. Die letzte von Daberto organisierte Gruppe von Filipinas reiste im Jahr seines Todes 1977

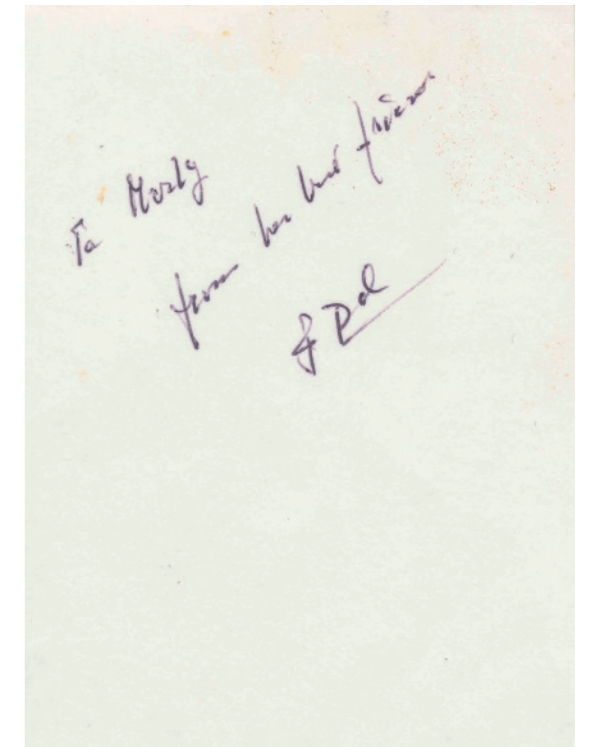
nach Hongkong. Insgesamt wurden von Daberto etwa 450 Filipinas ins Ausland vermittelt, der Großteil von ihnen nach Österreich. Damit blieb der Ordensmann zwar weit unter seinem Ziel von 2.000 in die Arbeit im Ausland vermittelter Filipinas, der langfristige Effekt des Arbeitskräftetransfers war jedoch beachtlich, Daberto allerdings nicht bewusst.⁷ Durch Kettenmigration, die die Anwerbung initiierte, kamen Tausende von Panay ins Ausland, die dem von den „Pinoy“⁸, den Pioniermigrantinnen, vorgezeigten Wegen nach Österreich und in die Welt folgten.

Das Beispiel der kirchlichen Einrichtungen machte zudem schon bald Schule. Die Stadt Wien beschloss die Anwerbung von diplomiertem Pflegepersonal für städtische Krankenhäuser und unterzeichnete 1972 mit dem Philippine Department of Labour eine entsprechende Vereinbarung.⁹ Hunderte Filipinas reisten auf diesem Weg nach Wien und fanden Arbeit als diplomierte Krankenpflegerinnen. Die Konditionen der Arbeitsverträge waren unvergleichlich besser als die der kirchlichen Einrichtungen. So wurden die Reisekosten von der Stadt Wien übernommen, die auf den Philippinen universitäre Ausbildung zur Krankenschwester wurde anerkannt und das Gehalt orientierte sich am Einkommen hiesiger Krankenpflegerinnen. Es wurde zudem ein bevorzugter Zugang zur österreichischen Staatsbürgerschaft eingeräumt, die in der Folge den Familiennachzug erleichterte und damit den Grundstock einer verstärkten Zuwanderung von Filipinos nach Wien bildete. Wien wurde – sowohl von der Anzahl der Zugewanderten als auch der Qualität der Arbeitsplätze und Möglichkeiten gesehen – zum eigentlichen Zentrum der philippinischen Migration.

1975 kam es in Österreich infolge der weltweiten Rezession 1973/74 und des schwachen Wirtschaftswachstums zum Anwerbestopp und Beschluss des Ausländerbeschäftigungsgesetzes, das per 1. Jänner 1976 in Kraft trat und die Zugangsbedingungen zum Arbeitsmarkt wesentlich verschärfte. Bis Ende der 1980er Jahre war es wegen der restriktiven Handhabung des Fremdenrechts durch die Behörden in Österreich nur unter verschärften Auflagen möglich, Familienangehörige nachzuholen und nur in Ausnahmefällen möglich, einen Arbeitsplatz zu erlangen. Die Unterstützung der sich entwickelnden Netzwerke in Österreich und die der städtischen und kirchlichen Arbeitgeber der Filipinas war essenziell. Die einfachste Möglichkeit, Aufenthaltssicherheit zu gewinnen und nahe Angehörige



Pater Eugenio Daberto (1913–1977) begleitete Merly Tibang auf ihrem Flug nach Tirol und schenkte ihr dieses Foto „To Merly from her best friend P. Dab“, 1973. Leihgabe von Merly Baumgartner



ge nach Österreich zu holen, führte in den 1980ern über den Erwerb der Staatsangehörigkeit. Die außerordentlich hohen Einbürgerungszahlen der Filipinas und Filipinos ab dieser Zeit sprechen für sich. Außerdem wurde das Grenz- und Aufenthaltsregime Österreichs auch immer wieder umgangen. Das Spektrum reichte von der legalen Einreise als Aupair oder zu Studienaufenthalten, gefolgt vom oft erfolgreichen Versuch, bezahlte Arbeit aufzunehmen, bis zur Heirat einer eingebürgerten Bezugsperson oder der Einreise auf Basis von arrangierten Ehen mit Einheimischen. Über die Zwischenstation Tirol bzw. Österreich erschlossen philippinische MigrantInnen für ihre Familienangehörigen Arbeitsmöglichkeiten in anderen Ländern Europas, auch als Alternative, wenn der Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt nicht gelang. Auf diese Weise entstand ein weltweites Netzwerk, das in vielen Fällen und wohl exemplarisch im Fall einer transnationalen und binationalen Familie in Tirol mit Familienbezug nach Panay, von Europa (Tirol, London, Helsinki) nach San José (Kalifornien),

über New York nach Chicago reicht. Wer annimmt, dass an der Armutsgrenze bzw. in staatlich völlig ungeschützten Verhältnissen lebende Menschen, die als wesentlichstes Kapital wenig mehr als ihre familiäre verwandtschaftliche und regional verankerte starke Solidarität haben und ein Minimum an kulturellem Kapital bzw. die passende Ausbildung mitbringen, ihr Schicksal einfach so hinnehmen, unterschätzt deren kreative Widerstandskraft. Eine sich bietende Chance für den Familienverband wird unter großen Opfern von einzelnen PionierInnen der Familien angenommen, wie wir dies auch beim jüngsten Fluchtgeschehen aus dem Nahen Osten tagtäglich erleben.

War der Aufenthalt gesichert, kam es zu den ersten Besuchen in der Heimat. Bis in die 1990er Jahre waren diese Reisen aufgrund der hohen Kosten und geringen Löhne nur in mehrjährigen Abständen möglich. Seither konnten infolge sinkender Flugpreise, bei gleichzeitig mit der langen Beschäftigungsdauer gestiegenen Gehältern, in wesentlich

kürzeren Zeitabschnitten, oft jährlich, Urlaubsreisen und Heimataufenthalte angetreten werden. Die Balikbayans (Heim- oder Rückkehrer), wie sie genannt wurden, waren Geschenk- und Bargeldboten, da Überweisungen wegen der hohen Bankgebühren soweit wie möglich vermieden wurden, zudem fiel auf dem Dollar-Schwarzmarkt ein nicht zu vernachlässigender Zusatzertrag ab, vorausgesetzt die Wechselkurse in Österreich beim Transfer von Schilling in Dollar waren günstig. Der Dollar bot im Vergleich zur volatilen nationalen Währung und der oft unkalkulierbaren und hohen Inflation Stabilität und eine gewisse Sicherheit. Die Gesamtsummen der Geldtransfers in die Philippinen ist daher wegen der zum Teil illegalen Bargeldimporte nur grob schätzbar.

Die Filipinas waren auf einen vorübergehenden Auslandsaufenthalt eingestellt, da die Arbeitsverträge in der Regel befristet waren. Es dominierte auch sonst die Rückkehrabsicht, wie bei den meisten MigrantInnen dieser Zeit, doch verschob sich mit der Dauer des Aufenthalts die Perspektive in Richtung permanente Niederlassung – zum Teil aus freien Stücken aber auch aus Notwendigkeit. Mit dem kargen Lohn mussten nämlich in vielen Fällen über Jahrzehnte Verwandte beim Lebensunterhalt unterstützt werden, nachdem auf den Philippinen ein staatliches Sozialsystem fehlt. Die Ankerpersonen im Ausland waren quasi die lebende Versicherungspolize für familiäre Notfälle bzw. ermöglichten eine signifikante Verbesserung der Lebensqualität.¹⁰ Der Wechsel von einer traditionellen „Hütte“ aus Nippa und Bambus zu einem aus festen Baumaterialien gebauten Haus hob spürbar die Wohnqualität und war zugleich eines der wichtigsten Statussymbole erfolgreicher Migration, dies nicht nur auf den Philippinen. In vielen Fällen entstand auf diese Weise aber auch eine permanente Abhängigkeit der Verwandtschaft in der Heimat, in der Regel auf Kosten der Lebensperspektive der Ausgewanderten, die ihren Verpflichtungen nachzukommen hatten und die eigenen Bedürfnisse weitgehend hintanstellten. Geld floss auch in nachhaltigere Investitionen, und aus Ersparnissen wurde Kapital, das in kleine Betriebe und den Reisanbau investiert wurde. Mit drei Hektar guten Reislandes mit zumeist drei Ernten im Jahr konnte etwa ein Basiseinkommen für eine Mehrkindfamilie erwirtschaftet werden. In Einzelfällen gingen die Investitionen weit darüber hinaus, vor allem, wenn mehrere im Ausland arbeitende Geschwister ein gemeinsames Ziel verfolgten.

Eheschließungen waren anfangs von den Eltern der Filipinas nur beschränkt erwünscht, da vom (männlichen) Ehepartner Einsprüche gegen die Unterstützungsleistungen zu befürchten waren. Diesem „Nachteil“ entsprach aber der „Vorteil“, mit Unterstützung des Ehegatten und dem damals unkomplizierten Erwerb der Staatsbürgerschaft durch die Heirat, Verwandte und Familienangehörige ohne große Hürden nachholen zu können. Eine transnationale Existenzweise ist der Migration der Filipinos von Anfang an de facto eingeschrieben, da die Familienbande (fast) immer im Vordergrund stehen. Nach dem Pensionsantritt erfolgt heute oft eine Rückkehr in das Herkunftsland.¹¹ Die in Österreich meist nicht überragend hohe Pension hat auf den Philippinen mindestens doppelten Wert. Jährliche Besuche von Verwandten und FreundInnen in Österreich gehören zu einer Existenz zwischen zwei Ländern ebenso wie ein Gesundheitscheck in Österreich. Vereinzelt erfolgte die Heimkehr schon lange vor dem Pensionsantritt. In diesen Fällen sind auch zeitweise und wiederkehrende Arbeitsaufnahmen in Österreich zu beobachten, je nach finanziellem Bedarf der Familie auf den Philippinen. Eine derart von hoher Mobilität geprägte, im ursprünglichsten Sinn des Wortes transnationale Lebensweise, setzt allerdings in der Regel den Erwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft voraus.

1981 gab es laut Volkszählung 1.380 philippinische Staatsangehörige in Österreich, 1991 bereits 2.883, wobei im selben Zeitraum aber 2.174 Personen eingebürgert wurden, die also nicht in dieser Statistik berücksichtigt sind. Bis 2001 stieg die Anzahl der philippinischen Staatsangehörigen auf 3.368, wobei die im selben Zeitraum eingebürgerten 4.145 Filipinos ebenfalls nicht erfasst sind. Kaum eine andere Zuwandererpopulation in Österreich weist mit knapp über 60 Prozent eine vergleichbar hohe Einbürgerungsrate auf. Dies lässt sich aus dem Umstand erklären, dass die Rahmenbedingungen zum Erwerb der Staatsbürgerschaft für Filipinas und Filipinos im Vergleich zu MigrantInnen aus anderen Nationen in der Regel unvergleichlich günstiger waren, angefangen mit dem privilegierten Zugang zur Staatsbürgerschaft, den beispielsweise die Stadt Wien den Zugezogenen schon in den 1970er Jahren gewährte, der hohen Zahl an binationalen Ehen, der geringeren sprachlichen Barrieren im Vergleich zu den dominierenden Einwanderungsgruppen in Österreich, da auf den Philippinen neben Filipino als Nationalsprache damals und auch heute noch Englisch Landes- und Amtssprache



Clarita Ocheda vor ihrem Abflug von Manila nach München, Oktober 1973. Pater William Parshalk brachte sie von dort zu ihrer Arbeitsstätte, dem Altenpflegeheim Malfattiheim in Innsbruck. Leihgabe von Clarita Rohrer

und zudem das Bildungssystem nach amerikanischem Vorbild konzipiert ist. Dazu kam die starke Verankerung der Zugewanderten in den transnationalen Netzwerken der katholischen Kirche und die davon geprägte Zuwanderungsgeschichte. Diese vordergründig religiös-kulturelle und sprachliche Nähe kann aber auch markante soziale und kulturelle Unterschiede zu Österreich überdecken, wie auch zwischen den Filipinos selbst, die sich aus der sozialen Lage und Schichtzugehörigkeit, aber auch regionalen Herkunft und regional kulturellen und lokalsprachlichen Zugehörigkeit ergeben. Filipinos sind sozial, ökonomisch, kulturell divers und vielfältig wie alle anderen zugewanderten Gruppen von MigrantInnen, die von der Migrationsforschung lange Zeit als national-ethnisch homogen vorgestellt wurden. Abschließend soll die besondere Lage der Filipinas im Vergleich zu anderen Zuwanderergruppen in Österreich erörtert werden, wozu das auf den Philippinen schon sehr früh etablierte Balikbayan-System gehört.

DAS STAATLICH GEFÖRDERTE BALIKBAYAN-SYSTEM ALS VORAUSSETZUNG VON TRANSMIGRATION

Die Netzwerke, Aktivitäten und Lebensmuster von TransmigrantInnen umspannen nach Glick Schiller, Basch und Szanton-Blanc sowohl Aufnahme- als auch Herkunftsgesellschaft und bringen in der Regel zwei, oft auch mehrere Gesellschaften in ein soziales Feld.¹² Im Kontext von internationalen ökonomischen und politischen Macht- und Herrschaftsrelationen, so die Ethnologinnen, entfalte sich dieses Feld abhängig von sozialen, kulturellen, ökonomischen und symbolischen Ressourcen, nationalen wie internationalen politischen und ökonomischen Konstellationen; es stabilisiere sich über dauerhafte, regelmäßige Austauschbeziehungen, vielfältige und komplexe familiäre, ökonomische, soziale, institutionelle, religiöse und politische Netzwerkbeziehungen der Transmigrierenden. Diese würden fluide und vielfältige Identitäten entwickeln, die sowohl in ihrer Herkunfts- als auch in der Aufnahmegesellschaft gründeten.¹³

Transnationale soziale Felder entfalten sich aber nicht nur über die Beziehungsgeflechte der MigrantInnen „von unten“, sondern etablieren sich nach Glick Schiller et al. auch „von oben“, d. h., über die Politiken der Herkunftsländer, die auf die nationale Rückbindung „ihrer“ Ausgewanderten abzielen. Die unterschiedlichen Intentionen von MigrantInnen und „ihren“ Regierungen verschränken



Merly Tibang vor ihrem Abflug nach Tirol, Manila Flughafen, Dezember 1973. Leihgabe von Merly Baumgartner

sich. Im Fall der Philippinen wurde Arbeitsmigration von den staatlichen Akteuren aktiv gefördert und unterstützt. Sie diente dem Abbau von Arbeitslosigkeit, der Sicherung einer minimalen sozialen Versorgung der zurückgebliebenen Familienangehörigen durch Rücküberweisungen und insgesamt als soziales Sicherheitsventil, das Druck aus der hochgradig ungleichen Gesellschaft nahm. Unter dem 1965 erstmals zum Präsidenten gewählten Ferdinand E. Marcos, der spätestens ab 1972 und bis 1986 diktatorisch regierte, wurde in den 1970er Jahren das von ihm so benannte Balikbayan-System entwickelt und gefördert. Es wurde ein jährlicher Heimatbesuch der Balikbayans (Heim- und Rückkehrer)¹⁴ propagiert und zugleich die zollfreie Einfuhr von Waren mit der balikbayan box ermöglicht. Philippinische Staatsangehörige im Ausland, ihre direkten Nachkommen, aber auch alle, die im Ausland eine andere Staatsbürgerschaft angenommen hatten, konnten Eigentum, Grund und Boden erwerben und erben. Ihren Nachkommen ist der erleichterte Zugang zur philippinischen Staatsbürgerschaft garantiert bzw. besteht Wahlfreiheit bis zur Volljährigkeit für Kinder aus Ehen von Ba-

likbayans. Es verwundert daher nicht, dass im Jahr 2009 rund zehn Millionen Filipinas und Filipinos im Ausland lebten, das sind 10 % der Bevölkerung des Landes.¹⁵ Die Rücküberweisungen steuern rund 12 % zum Brutto-Nationalprodukt der Philippinen bei¹⁶ und unterstreichen die Bedeutung der Emigration und hohen Verbundenheit mit dem Herkunftsland, wohl besser gesagt mit der Heimatregion. Die Strategie der philippinischen Regierungen war auf dem ersten Blick zweifellos erfolgreich und milderte die sozialen, ökonomischen und damit auch politischen Gegensätze im Land. Allerdings ging das auf Kosten einer reformorientierten langfristig wirkenden Sozialpolitik.

NETZWERKE DER MISSIONSORDEN UND KIRCHEN ALS ZWEITE VORAUSSETZUNG VON TRANSMIGRATION

Die gelungene und vor allem rasche Anwerbung der ersten Filipinas war von weiteren wesentlichen Faktoren und Voraussetzungen abhängig. Dazu zählt allgemein die Weltkirche und darin eingebettet das bereits seit dem 19. Jahrhundert bestehende Netzwerke von Missionaren mit einer über alle Kontinente verteilten Infrastruktur von Missionshäusern und -stationen. Es kann gesagt werden, dass die St. Josephs Missionary Society bereits im 19. Jahrhundert ein transnationales Netzwerk mit all jenen Charakteristika ausbildete, wie sie Glick Schiller et al. für das späte 20. Jahrhundert beschrieben haben: Es dehnte sich über Kontinente und Nationen aus, institutionalisierte und verräumlichte sich in einer weltweiten Infrastruktur. Damit wurde dem kirchlichen transnationalen sozialen Feld, als ein Netz von sozialen (Austausch-)Beziehungen und sozialen Interaktionen verstanden, ein spezifischer transnationaler „sozialer Raum“ mit entsprechender Infrastruktur und globaler Ausdehnung gegeben, der nun für eine Migration von den Philippinen nach Österreich nutzbar wurde. Was aus dem Blickwinkel einer durch den methodologischen Nationalismus verzerrten Perspektive als Migrationsereignis zwischen zwei Nationen erscheinen mag, hatte daher bereits in seinen Anfängen eine internationale und transnationale Dimension als Voraussetzung. Das wirft die Frage auf, ob nicht Migrationsgeschehen grundsätzlich immer in transnationale Geflechte aus Raum, Zeit und Beziehungen eingelagert war und die späte „Entdeckung“ des Phänomens Transmigration in den 1990ern auch dem Umstand zu verdanken ist, dass die Grundzüge des transnationalen sozialen Geschehens erst ab den 1990er Jahren so deutlich hervortraten, dass sie dem wissenschaftlichen Zugriff transparent und somit

begrifflich-analytisch greifbar wurden. In einem zweiten Schritt konnte das Konzept dann auch retrospektiv auf älteres Migrationsgeschehen umgelegt werden.¹⁷ Die ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Veränderungen unter den Vorzeichen der neoliberalen Restrukturierung und Globalisierung ab den 1970er-Jahren haben transnationale Existenzen erst richtig befördert, nämlich als eine individuelle und widerständige Antwort und Reaktion von Bevölkerungsschichten, die den Auswirkungen kapitalistischer und neoliberaler Deregulierung und in deren Folge sich verschlechternden Lebensverhältnissen aktiv und selbstbestimmt Paroli zu bieten versuchten. Transmigration wurde so zu einem Massenphänomen, das janusköpfig die Kehrseite neoliberal geformter transnationaler Elitenexistenzen beschreibt.

Die subjektive Seite des Geschehens ist das familiäre und kirchliche Netzwerk der Patres Daberto und Parschalk, das sich über Österreich, Italien, England und vor allem durch die langjährige Missionstätigkeit nachhaltig auf die Philippinen erstreckte, mit einem besonders dichten sozialen Netz auf Panay. Stand am Anfang der Migration von Filipinas nach Österreich eine gezielte Anwerbung auf Basis eines Vertrauensverhältnisses zu Daberto, so verselbstständigte sich die Zuwanderung rasch. Die philippinische Migration dieser Jahre war vertraglich auf Zeit und nicht auf Dauer angelegt. Anfang der 1970er Jahre herrschte in Österreich wie in Deutschland das typische „Gastarbeiterregime“, das auf den Grundprinzipien Rotation und Substitution basierte, keine dauernde Niederlassung vorsah bzw. eine solche durch jährliche Kontingentierung und saisonale Befristung zu unterbinden suchte.¹⁸ Österreich verstand sich – wie viele Länder Europas – nicht als Einwanderungsland. Die Zugezogenen konnten daher nicht mit einer dauerhaften Niederlassung rechnen, die vorzeitige Rückkehr oder die Alternative des Weiterzugs in Länder mit besseren Aufenthaltsbedingungen bestimmte lange die Lebensverhältnisse der MigrantInnen. Es war so etwas wie eine transnationale Grundhaltung gefordert, die jederzeit Alternativen im Blick hatte, um möglichen Herausforderungen durch die jeweiligen nationalen Migrationsregime begegnen zu können. Aus diesen und vielen anderen Gründen mehr ist davon auszugehen, dass eine transnationale Existenz de facto in die von den europäischen Nationalstaaten exerzierte nationalistische Migrationspolitik eingeschrieben bzw. Ergebnis des Ausschlusses über ein gestaffeltes System an Grenzziehungen ist.

RESÜMEE

Es ist abschließend zu betonen, dass in dieser Skizze ausdrücklich nur eine ganz spezielle Facette des Spektrums der Migration von den Philippinen abgedeckt wird, zudem weder historisch in die philippinische ökonomische und politische Geschichte eingebettet noch in den größeren Kontext postkolonialer und neoimperialistischer Machtverhältnisse gestellt. Die Migration hatte natürlich auch mit der nicht nur „hausgemachten“ Verarmung der Landbevölkerung zu tun, dem Niedergang der Fischerei, die schutzlos dem Raubbau ausländischer Fischereifloten ausgesetzt war. Sie hatte mit dem Marcos-Regime zu tun, zudem mit der Tatsache, dass die Philippinen mit ihren US-amerikanischen Stützpunkten als „Flugzeugträger“ im Vietnamkrieg dienten und die hunderttausenden direkt und indirekt in der US-Kriegsindustrie beschäftigten Filipinos und Filipinas die Chance in die USA zu migrieren, nutzten, wodurch Migration als Ausweg für breite Bevölkerungsschichten popularisiert wurde. Um die Militärstützpunkte

entstanden zudem euphemistisch als „Rest and Recreation Areas“ (R&R) umschriebene Ferienresorts auf Inseln, Strandabschnitten und Stadtteilen in nahegelegenen Städten, durchsetzt mit Bordellen für Soldaten, die eine ausufernde Sexindustrie und boomenden Sextourismus nach sich zogen. Ein weiterer Effekt war, dass weltweit Filipinas zur Heirat angeboten wurden und damit eine weitere Facette von Migration, die hier nur angedeutet werden kann, Kontur gewann. Unterbelichtet blieb hier auch, wie MigrantInnen die Gesellschaften der Aufnahmeländer verändert haben, sei dies nun in Berufsfeldern wie der Pflege und dem Handel mit philippinischen Waren oder etwa der Esskultur. Der hier vorgelegte Exkurs kann allerdings den Blick auf die Vielfalt der Gründe und Zusammenhänge, der Verwobenheit von Migration in größere und globale Zusammenhänge holzschnittartige vermitteln, also eine transnationale Perspektive, die aus dem Blickwinkel einer rein an nationalstaatlicher Migrationspolitik orientierten Forschung nicht zu gewinnen wäre.

KOMMENTARE PERSPEKTIVEN AUF GESCHICHTE UND POLITIK

¹ Der Beitrag entstand als Teilarbeit im Rahmen des von der Autonomen Provinz Bozen – Südtirol finanzierten Forschungsprojektes „(Arbeits-) Migration in Südtirol seit dem Zweiten Autonomiestatut“, das vom Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Freien Universität Bozen durchgeführt wurde.

² Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Blanc-Szanton, Cristina: Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration, in: *Annals of the New York Academy of Sciences* 645/1, 1992, Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered, S. 1–24, http://www.archivio.formazione.unimib.it/DATA/Insegnamenti/10_2246/materiale/glick%20schiller%20-%201992.pdf [Zugriff: 29.7.2016].

³ Pater Eugenio Daberto [*1913 Belluno/Italien] trat 1932 in Brixen/Südtirol dem Orden der St. Josefs Missionare zu Mill Hill bei. Die Brixener Niederlassung wurde 1891 gegründet und ist die älteste Niederlassung des Ordens im deutschsprachigen Raum. Daberto studierte Theologie am Hauptsitz des Ordens in London, wurde dort 1938 zum Priester geweiht und nahm im selben Jahr seine Missionsarbeit auf den Visayas, einer der drei großen Inselgruppen der Philippinen, auf. Von 1958 bis 1970 war er Priester in Sebaste, einer kleinen verarmten Landgemeinde auf Panay, mit heute rund 17.000 Einwohnern. Pater Daberto verstarb 1977 in Manila. Er wurde in Sebaste begraben; <http://www.millhillmissionaries.co.uk/necrology?letter=D> [Zugriff: 29.7.2016].

⁴ Marschnig, Barbara: Migrationserfahrungen von philippinischen Pflegekräften in Vorarlberg und Wien, Diplomarb., Wien 2010, S. 66. – Burian, Teresa: Filipinas und Filipinos in Österreich 1961–2011. Zur Geschichte einer Einwanderungsgruppe, Diplomarb., Salzburg 2013, S. 86.

⁵ <http://www.millhillmissionaries.co.uk/necrology?letter=P> [Zugriff: 30.3.2017].

⁶ Tajanlangit-Antonio, Eleanor u. a. (Hg.): *A Man of God, a Man for Others.*

In Loving Memory of Rev. Fr. Eugenio Daberto, MHM 1913–1977, o. O. 2013, S. 5.

⁷ Tajanlangit-Antonio: *A Man of God* [wie Anm. 6].

⁸ Eine informelle Selbstbezeichnung der Filipinos für ihre Landsleute, mit dem Charakter eines „Spitznamens“.

⁹ Burian: *Filipinas* [wie Anm. 4], S. 79f., S. 88.

¹⁰ Marschnig: *Migrationserfahrungen* [wie Anm. 4], S. 83.

¹¹ Marschnig: *Migrationserfahrungen* [wie Anm. 4], S. 80.

¹² Glick Schiller/Basch/Szanton-Blanc: *Analytic Framework* [wie Anm. 2], S. 1.

¹³ Glick Schiller/Basch/Szanton-Blanc: *Analytic Framework* [wie Anm. 2], S. 11.

¹⁴ Glick Schiller/Basch/Szanton-Blanc: *Analytic Framework* [wie Anm. 2], S. 4.

¹⁵ Commission of Filipinos Overseas: *Stock Estimate of Overseas Filipinos*, Dez. 2013, http://www.cfo.gov.ph/index.php?option=com_content&view=article&id=1340%3Astock-estimate-of-overseas-filipinos&catid=134&Itemid=68 [Zugriff: 29.7.2016].

¹⁶ Ang, Alvin P./Sugiyarto, Guntur/Jha, Shikha: *Remittances and Household Behavior*, in *Asian Development Bank Economics Working Paper Series* 188, Dez. 2009, S. 1, <http://www.adb.org/sites/default/files/publication/28401/economics-wp188.pdf> [Zugriff: 29.7.2016].

¹⁷ Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina: *Methodological Nationalism and Beyond: Nation-State Building, Migration and the Social Sciences*, in: *Global Networks* 2/4 [2002], S. 301–334, <http://www.sociologyof-europe.unifi.it/upload/sub/documenti/Wimmer-Glick-Schiller-methodological-nationalism.pdf> [Zugriff: 29.7.2016].

¹⁸ Hetfleisch, Gerhard: *Geschichte der Arbeitsmigration Tirols 1945–2013*, in: Garstenauer, Rita/Unterwurzacher, Anne (Hg.): *Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen. Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945*, in: *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raums* 11, 2014, S. 95–125.

SIYASETÇİ OLARAK KÖPRÜ KURMAK

Hasan Yılmaz

Adım Hasan Yılmaz, 14.9.1956 Tercan, Erzincan'da doğdum. Evliyim ve 3 çocuğum var.

Ben özetle Avusturya'ya ilk gelişimi ve gelişen olayların artışıyla eksisiyle yazacağım.

1974 yılın yaz aylarında babamla beraber trenle 2 gündüz iki gece sonunda Avusturya Götzis'e geldik. Bizle beraber eniştem ve amcam da vardı, aynı trenle geldik.

Babamın çalıştığı inşaat firmasında çalışmaya başladım. Çok gençtim. 15 yaşındaydım ve inşaat işi bana çok ağır ve tehlikeli geldi. Pazartesi başladık ve cuma akşama kadar çalışırdık. Akşamları kaldığımız işçi "Heim"ında kalıyorduk. 20 kişi bir mutfak, iki banyo kullanırdık. Sıra beklerdik ocak boşalınca bizde bir makarna ya da bir çorba yapardık. Pazar gününde çamaşırları elden yıkardık.

Ne bir derneğimiz ne bir dil öğrenme yerlerini tanırdık. Ne gezme, ne gazete, hiçbir şey bilmiyorduk. Bilende yoktu, yönlendirende yoktu. İki sene çalıştım, sonra geri gittim, askerliğimi yaptım 20 ay. O zaman parayla askerlik yoktu çünkü.

1978 Eylülde tekrar vizesiz İsviçre'den Feldkirch'e giriş yaptım. Fayans firmasında Götzis'de çalıştım. 1980 ocak ayında eşimi ve iki çocuğumu Avusturya'ya getirdim. Kızım 4 yaşında, oğlum 2 yaşındaydı. Vorarlberg bölgesi aile birleşimde daha zordu, ve vize alamayınca Tirol'a geldik. Innsbruck' ta yaşlı bir bayanın bir odasında kirayla kaldık. Başka bir firmaya girdim ve orada 6 yıl çalıştım. Ondan sonra pencere firmasında çalıştım. Bir kaç yıl sonra küçük bir büfe açtım, döner ve pizza

satıyorduk. Bu sırada Türkiyeli derneklerle kültürel faaliyetlerde ve futbol takımında oynadım. Bana sonra AK (Arbeiterkammer) seçimleri için aday olmamı önerdiler, ben düşünmem lazım dedim. Avusturya politikasını fazla bilmiyordum. Sonra ama karar verdim ve Yeşiller Partisinde aday oldum. 5er yıl yani iki periyod 10 yıl Arbeiterkammer 'de Kammerrat olarak seçildim.

Avusturya tarihine ilk yabancı kökenli Avusturya vatandaşı olarak adımı yazdırdım. 1995 ve 2000 yıllarında seçildim. Daha sonra eyalet seçimlerinde milletvekili adaylığına aday oldum. 6 milletvekili çıkardık, ama tüzükte 3 kadın 3 erkek olması olduğu için ben 6 'ıncı vekil olduğum için kadın vekile verildi ve ben yardımcı vekil oldum.

Aynı tarihlerde parti başkanı Sayın Georg Willi Amerika'ya gitmesi lazımdı ve ben onun yerine iki gün Eyalet Meclisine katıldım ve konuşma yaptım. Ama bana gerek yazılı gerek sözlü tehditler geldi. Ama yıldıramadılar. Yerli yabancı arasındaki köprü görevi ya da diyalog görevi yapıyordum. Yerli yabancı derneklerde konuşup tartışıyordum. Hatta Eyalet Meclisi'nde ara verilince mutfakta FPÖ'lü Sayın Tilg bana sohbet edelim dedi, bende evet dedim. Genel bilgi alışverişinde bulunduk. Ertesi gün gazetede saçma bir başlıkla „Yılmaz Landtag'a geldi ama mutfaktaydı, salona gelmedi“ diye yazmıştı. Meclis başkanı Sayın Mader bu gazeteyi yalanladı. Yani konservatif Tirol'da bazı milliyetçi önyargılı, azda olsa benim politika yapmamı kabullenmediler.

Yazdığım yazılar ve içeri verdiğim Antrag'ları ZeMiT'de bakabilirsiniz.

ALS POLITIKER EINE BRÜCKE BAUEN

Hasan Yılmaz

Ich, Hasan Yılmaz, wurde am 14. September 1956 in Tercan (Türkei) geboren. Ich bin verheiratet und habe drei Kinder. Ich kam im Jahr 1974 das erste Mal nach Österreich. Nach zwei Jahren Gastarbeit ging ich wieder zurück zu meiner Familie in die Türkei und holte sie 1979 nach Österreich. Da wir in Vorarlberg keine Aufenthaltsgenehmigung bekommen haben, sind wir im Jahr 1980 nach Tirol gekommen. In Tirol arbeitete ich 15 Jahre lang in vielen verschiedenen Firmen als Arbeiter und später auch als Vorarbeiter.

Ich war schon in der Türkei sozial sehr engagiert und war Mitglied in vielen verschiedenen Sport- und Kulturvereinen. Dieses Engagement habe ich auch in Tirol weitergeführt, was aber nicht nur positiv aufgenommen wurde. Ich und meine Freunde vom politisch linksgerichteten Kulturverein wurden deshalb in der Zeit von 1980 bis 1990 oft von der Fremdpolizei belästigt. Sie kamen um fünf Uhr in der Früh an meine Haustür und wollten meinen Ausweis sehen. Sogar das türkische Konsulat hatte es auf uns abgesehen, bei der Einreise in die Türkei nahm man einigen meiner Kollegen den Pass ab, verhaftete und befragte sie wegen ihrer politischen Orientierung.

1994 bewarb ich mich bei der Arbeiterkammer Tirol als Kammerrat für die Grünen und wurde gewählt. Fünf Jahre später wurde ich wiedergewählt und arbeitete insgesamt zehn Jahre für die Arbeiterkammer. Danach habe ich als Landtagsabgeordneter für die Grünen kandidiert und wurde als Stellvertreter gewählt. Im Mai 2005 trat ich an statt des Landtagsabgeordneten Georg Willi im Tiroler

Landtag als Abgeordneter auf, da er einen Auslandsaufenthalt nach Amerika antrat. In diesen drei Tagen im Landtag hielt ich eine Rede über die Jugend in Tirol. In diesem Zusammenhang war ich auf dem Titelbild vieler Zeitungen und auf Fernsehsendern in Österreich und auch in der Türkei zu sehen, da zum ersten Mal in Tirol ein Migrant in den Landtag ging. Leider wurde nicht nur Positives berichtet. Es gab auch viele negative Berichte und vieles wurde falsch dargestellt, um mich schlecht dastehen zu lassen.

Ich wollte in meiner Zeit als Politiker eine Art Brücke bauen zwischen Tirolern und Migranten, um beide Kulturen zusammenzuführen, weil ich mich selbst auch als Tiroler sehe und meine Kinder in Tirol eine Heimat gefunden haben. Viele Menschen hatten leider trotzdem Vorurteile, wollten, dass ich aufhöre; ich wurde sogar bedroht.

Als Politiker bei den Grünen habe ich viele Anträge zugunsten von Jugendlichen, Frauen, Asylanten usw. bei der Arbeiterkammer gestellt; diese Initiativen kann man heute beim ZeMiT im Dokumentationsarchiv Migration (DAM) einsehen.

Ich würde mir wünschen, dass Vorurteile durch Offenheit abgeschafft werden. Einheimische und Zugewanderte müssen einander eine Chance geben und miteinander reden. Ich erhoffe mir von der heutigen Jugend, dass sie politisch aktiver wird und sich für ihre Zukunft engagiert. Ich bin nicht nur nach meinem Pass Österreicher, meine Familie und ich fühlen uns im Herzen als Österreicher. Tirol ist unsere Heimat und wir sind hier sehr glücklich.

ARBEITSKRÄFTE HABEN WIR GERUFEN, MENSCHEN SIND GEKOMMEN!

Alois Oberer

Dieser leicht abgewandelte Spruch des Schweizer Schriftstellers Max Frisch trifft meine Erfahrungen zum Thema Arbeitsmigration ziemlich genau. Ende der 1960er sowie in den '70er Jahren hatte die Firma Plansee in Reutte/Breitenwang einen massiven Arbeitskräftemangel zu verzeichnen. Es wurden in der Steiermark, im ehemaligen Jugoslawien und in der Türkei intensiv Arbeitskräfte angeworben. Diese damals als „Gastarbeiter“ bezeichneten neuen Mitarbeiter waren fast durchwegs männlich, kamen aus ländlichen Gegenden, ihr Bildungsstand war niedrig und die wenigsten waren der deutschen Sprache mächtig. Von diesen neuen Arbeitskräften wurden auch keine Deutschkenntnisse eingefordert. In der Firma war man froh, überhaupt Arbeiter zu finden, die Tätigkeiten übernahmen, für die aufgrund der angespannten Arbeitsmarktlage im Bezirk keine Inländer zu bekommen waren. Sie übernahmen bereitwillig auch Arbeiten unter gesundheitsgefährdenden Umwelteinflüssen wie Hitze, Schmutz und Staub oder körperlich schwere Arbeit ebenso wie Nacharbeit, weil sie mit den dafür bezahlten Zulagen mehr verdienten.

Untergebracht wurden diese großteils ohne Familien ange-reisten Arbeiter im ehemaligen Krankenhaus Kreckelmoos und in einem erst später errichteten Ledigenheim. Die Unterkünfte waren meist einfach, WC und Dusche befanden sich teilweise noch am Gang. Die Arbeitsmigranten der ersten Phase waren mit diesen Behausungen aber durchaus zufrieden. Noch zu Beginn meiner Betriebsrattätigkeit in den 1980er Jahren sprachen fast alle der „Gastarbeiter“ von einer Rückkehr in ihre Heimat. Sie sahen damals ihren Aufenthalt in Tirol meist nur als gute Möglichkeit, Geld zu verdienen, um einerseits ihren vorerst zurückgebliebenen Angehörigen ein besseres Leben zu ermöglichen und andererseits für ihren eigenen Lebensabend zu sparen. Diese Erkenntnis deckt sich exakt mit dem Ergebnis einer Untersuchung des Institutes für höhere Studien Anfang der 80er Jahre. Zu jener Zeit hatten nur 3 % der Befragten erklärt, in Österreich bleiben zu wollen.

ALS BETRIEBSRAT TAGTÄGLICH MIT DEM THEMA MIGRATION UND INTEGRATION KONFRONTIERT

Integration war damals noch kein großes Thema. Unsere „arbeitenden Gäste“ wollten beizeiten sowieso wieder in ihre Heimat zurück und die einheimische Bevölkerung ging ebenfalls davon aus, dass, würde sich die Wirtschaftslage verschlechtern, die „Gastarbeiter“ sozusagen ein natürliches Ablaufdatum hätten. Ein solcher Konjunkturunbruch blieb aber vorerst aus. Arbeitskräfte wurden nach wie vor dringend gebraucht. Mit Fortdauer ihres Aufenthaltes in Tirol fanden sie immer mehr Gefallen an einem Leben in unserem Land und zeigten auch immer mehr gesellschaftliches Interesse. Durch viele Verbesserungen im Betrieb wurden auch die Arbeitsbedingungen immer erträglicher. Die ersten Familienzusammenführungen fanden statt. Die Männer ließen ihre Frauen und Kinder nach Reutte nachkommen. Ab diesem Zeitpunkt wurde das Thema Integration zur Herausforderung – auch im Betriebsrat.

Im Wohnungsbereich reichte das bisherige Einzelzimmerangebot nicht mehr aus, es wurden Drei- und Vierzimmerwohnungen benötigt, um die Familien gut unterbringen zu können. Das Wohnungsmanagement lief im hohen Maße über den Betriebsrat. Das Unternehmen Plansee hat, auf Vorschlag des Betriebsrates, selbst drei große Siedlungsblöcke gebaut und zusehends Werkswohnungen zur Verfügung gestellt, um diesen neuen Bedürfnissen gerecht zu werden. Bei der Wohnungsbelegung haben wir uns sehr bemüht, integrativ vorzugehen und Ghattobildungen zu vermeiden. Das war aber nicht immer einfach in die Tat umzusetzen, weil die Bereitschaft von Einheimischen, in einem Haus gemeinsam z. B. mit türkischen Familien zu wohnen, nicht sehr groß war. Die unterschiedlichen Lebensgewohnheiten und das Fehlen deutscher Sprachkenntnisse brachten im Zusammenleben neue Herausforderungen.

Firmenleitung und Betriebsrat setzten gemeinsam viele Maßnahmen und Aktivitäten, um das gesellschaftliche Miteinander zu unterstützen und zu verbessern. Deutschkurse wurden gefördert, bei Neueinstellungen wurden entsprechende Deutschkenntnisse verlangt und mit den Gastarbeiterklubs ein regelmäßiger Erfahrungsaustausch gepflegt. Der Belegschaft wurde klar kommuniziert, dass jede Art von Rassismus abgelehnt wird und im Anlassfall auch mit arbeitsrechtlichen Konsequenzen zu rechnen ist. Im ehemaligen Ledigenheim wurde sogar – zum Großteil auf Kosten des Planseewerkes – eine Moschee eingerichtet. Da es die damalige Gesetzeslage einem Nichtösterreicher nicht ermöglichte, als Betriebsrat zu kandidieren, haben wir zunächst in den einzelnen Abteilungen Vertrauensleute und Ansprechpartner installiert. Mit dem EU-Beitritt Österreichs erlangten alle Mitarbeiter aus EU-Staaten auch das passive Wahlrecht bei Betriebsratswahlen. Dies schien uns der richtige Zeitpunkt für eine Abstimmung zu diesem Thema, die auf betrieblicher Basis dieses Recht allen Mitarbeitern ermöglichen sollte.

URABSTIMMUNG BRACHTE EINE UNERWARTETE ERNÜCHTERUNG

Laut Arbeitsverfassungsgesetz konnte ein Nichtösterreicher bzw. Nicht-EU-Bürger in einem Betrieb nicht zum Betriebsrat gewählt werden. Wir fanden diesen Umstand schon lange überholungsbedürftig und führten am 11. Oktober 1995 im Betrieb dazu eine Urabstimmung durch. Von der Firmenleitung wurden wir in unserem Anliegen voll unterstützt, sie hatte uns auch schriftlich versichert, solche gewählten Betriebsräte voll anzuerkennen. Wir stellten den damals 1093 Wahlberechtigten Arbeitern die Frage: „Sollen bei Plansee auch Nichtösterreicher bzw. Nicht-EU-Bürger als Betriebsrat gewählt werden können?“ 636 Arbeiter nahmen an dieser Urabstimmung teil. 126 (19,8 %) antworteten mit Ja und 510 (80,2 %) mit Nein. Zum Vergleich: Der Anteil der Arbeiter aus Nicht-EU-Staaten lag damals vergleichsweise bei 18,1 %. Die Differenz von 1,7 % zu den Ja-Stimmen machten vermutlich die Stimmen der Arbeiterbetriebsräte aus. Anders ausgedrückt: Der ablehnende Stimmenanteil entsprach damit beinahe dem Anteil der „einheimischen“ Arbeiter im Unternehmen Plansee. Ein Ergebnis, welches wir in diesem Ausmaß nie und nimmer erwartet hätten. Für uns als Betriebsrat bedeutete das Ergebnis zugleich einen Lernprozess der

besonderen Art. Es zeigte nämlich auch, dass – obwohl die ausländischen Mitarbeiter als Arbeitskräfte akzeptiert wurden –, die übrige Belegschaft ihnen keine Mitbestimmungsrechte einräumen wollte. Betriebsrat und Firmenleitung waren in dem Fall liberaler als die Mehrheit der Arbeiter von Plansee.

Wir haben diese Entscheidung natürlich akzeptiert und weiter mit Vertrauensleuten gearbeitet. Viel Aufklärungsarbeit lag vor uns, denn das passive Wahlrecht für Nichtösterreicher bzw. Nicht-EU-Bürger bei Betriebsratswahlen wurde erst 2006 im österreichischen Arbeitsverfassungsgesetz verankert.

REUTTE IST UNSERE HEIMAT

Heute lebt bereits die dritte Arbeitsmigrantengeneration in Reutte. Wir sind ein multikultureller Ort geworden, mit Einwohnern aus derzeit 68 verschiedenen Nationen. Rund 26 % der mittlerweile mehr als 7.000 Einwohner haben keine österreichische Staatsbürgerschaft. Dazu kommen noch rund 100 Flüchtlinge aus den Krisen- und Kriegsgebieten. Das Zusammenleben funktioniert – bis auf wenige Ausnahmen – in Reutte recht gut. Deutschkenntnisse sind bei den Nachfolgegenerationen zumeist kein Thema mehr. Die Wohnungssituation und der Zugang zum Arbeitsmarkt sind aber auch heute noch Themen, die MigrantInnen beschäftigen und vielfach auch belasten. Als Bürgermeister meine ich, wir haben gelernt, miteinander auszukommen. Einige haben in diesem Lernprozess noch einen Nachholbedarf und andere sind weit voraus. Mein diesbezüglicher Leitfaden der Gemeindepolitik und der Bürgermeisterarbeit ist aus der Erfahrung heraus folgender: Begegnen wir den Menschen, egal welcher Hautfarbe, Nationalität und Religion mit Respekt, Toleranz und Verständnis und sehen wir das „Fremde“ nicht als Bedrohung, sondern als Chance für eine positive Weiterentwicklung unserer Gesellschaft. Mit dieser Grundeinstellung sind wir in Reutte bis jetzt gut gefahren.

Letzte Woche habe ich einen türkischen Bekannten aus alten Plansee-Zeiten getroffen. Auf die Frage wie es ihm gehe, antwortete er: „Mir geht es gut, Bürgermeister. Ich bin schon 40 Jahre hier in Reutte. Meine beiden Kinder waren im Gymnasium, haben erfolgreich ein Studium absolviert und einen guten Job gefunden.“ Dann fügte er noch hinzu: „Ich lebe sehr gerne hier, Reutte ist meine Heimat.“

HÄPPCHENWEISE HEIMAT – IN ALUFOLIE EINGEWICKELT

Gamze Eren

Heimat. Sechs Buchstaben, zig Assoziationen. Für manche ein Dysphemismus, für andere ein zu Unrecht negativ konnotierter Ausdruck, das Sinnbild der politischen Vereinnahmung oder einfach nur eine Begrifflichkeit, die verschiedene Nuancen der Verbundenheit umschreibt.

Für mich ist Heimat ein stetiger Prozess. Zugehörigkeitsgefühl, Selbstfindung und -reflexion, Identitätskrisen samt Selbstanalyse – und es ist eine Gesamtheit verschiedener Düfte. Die eine Heimat riecht nach glühendem Staub, hin und wieder leicht nach Verwesung, dem Geruch, der von Tierkörperteilen aufsteigt, die am Straßenrand vor kleinen Läden zum Verkauf angeboten werden. Sie riecht nach zuckrigen Wassermelonen, die so groß sind wie Kleinkinder, nach unendlich reifer Obstsüße und Benzin. Außerdem sind da die Menschen, die unter der feuerballartigen Sonne ächzen, der Tumult und die stetige Angst. Der Geruch meiner zweiten Heimat ist vertrauter, sauber, frisch und organisiert. Jede Jahreszeit bringt eine Palette von Gerüchen mit sich. Den Frühlingsspaziergang begleitet das Bukett der Blumenwiese, die Weihnachtsmärkte duften nach Zimt, Glühwein, Kerzen, Kastanien und Suff. Jede Straße riecht so, wie erwartet. Die Bahnhöfe muffeln immer ein wenig penetrant. Jede Heimatsgeruchskombination ist ein Unikat für sich, gleichwertig angenehm und ebenso beißend. Wir, also diejenigen, die mehr als einen Heimatgeruch kennen, sind das Ergebnis der Sozialisation aus zwei Unikaten – wir sind ein unsichtbares, verschmelzendes Bindeglied, oft genug die Verbindung von Chaos und Ordnung.

Bis zu dieser Erkenntnis und auch zu dem Eingeständnis war es ein langer Prozess, denn anfänglich war das Gefühl der Unzugehörigkeit omnipräsent. Es sind viele verschwommene Erinnerungsfetzen, die daran erinnern. Die Erinnerung an die Wut, die in mir aufstieg, als meine Cousine eines Sommers im Treppenhaus erklärte, mein Bruder und ich seien die Glückskinder der rund hundertköpfigen Kinderschar, weil wir EuropäerInnen seien. Wut, weil sie Kinder der gut situierten Mittelklasse, in einem ihnen gut bekannten Umfeld, waren, während ich „nur“ ein ArbeiterInnenkind in der – aus der Sicht meiner Eltern – Diaspora war.

Ich ärgerte mich auch, weil meine Eltern den Eintrag ins Mitteilungsheft nicht verstanden. Weil wir nicht auf das Auffangnetz der Familie zurückgreifen konnten und weil ich nie Europäerin, sondern immer die Türkin der Klasse war. Ungeachtet dessen, wie oft ich erklärte, dass ich keine Türkin bin.

Da war noch eine andere Wut, die entstand, weil die meist liebevoll hergerichteten Pausenbrote der Mustafas und Selmas in Alufolie gewickelt waren, während die Lisas und Philipps schicke und bunte Jausenboxen dabei hatten. Weil ich zwar einen Skikurs absolvierte, aber nie an Wochenenden mit meinen Eltern auf der Piste stand. Ich war wütend, weil ich das Gefühl kennenlernen durfte, das sich breitmacht, wenn die Nachbarin gebrochenes Deutsch mit einem spricht, obwohl ihr bewusst ist, dass das Gegenüber kurz vor der Matura steht. Und auch, weil meine Eltern nie einen Elternabend verpassten und mir das aufgrund ihrer Deutschkenntnisse unangenehm wurde. Wut auf mich selbst, die aus dieser Scham resultierte, und Wut auf manche LehrerInnen, die sich ihre latent xenophoben Sprüche nicht verkneifen konnten.

Im Laufe der Zeit hatte ich mich mit meiner Wut und meinen diversen Labels abgefunden. Die türkisch-migrantisches Cliques etikettierten mich gerne als die Kurdin, die nie Türkisch sprach und „assimiliert“ war. Für meine FreundInnen war ich die Migrantin, die zwar auf Partys ging, aber immer früher als alle anderen den Weg nachhause antreten musste. Und für alle gleichsam war ich irgendwie „überpolitisch“.

Nicht nur ich, sondern eine ganze Generation von europäischen KurdInnen war, nein, ist „überpolitisch“. Sie fungiert als fragile Verbindung zwischen zwei Welten, die vermeintlich nichts gemeinsam haben. Die Wut hat sich gelegt, bei erstaunlich vielen mit kurdischem Migrationshintergrund. Die pubertäre, manchmal gerechtfertigte, aber hin und wieder überzogene Wut hat sich in eine spezielle Art der Dankbarkeit verwandelt. Die Dankbarkeit für die Möglichkeit, denen helfen zu können, die in Chaos und Krieg zurückgeblieben sind.

Während früheren Generationen die europäische Diaspora den Erhalt von Identität, Kultur und Sprache ermöglichte, nachdem diese in den Staaten, in denen KurdInnen eine Minderheit sind, negiert sowie kriminalisiert wurden, verleiht meine Generation aus ihrer europäischen Heimat heraus der unterdrückten kurdischen Minderheit eine starke Stimme. Diese neue Generation zwingt die europäischen Medien, zu berichten, indem sie bloggt, twittert, teilt und postet. Sie arbeitet die türkische, irakische, iranische, syrische und kurdische Geschichte kritisch auf, wo dies vor Ort nicht möglich ist. Sie vernetzt und unterstützt alleingelassene Menschen: Frauen aus Syrisch-Kurdistan, die gegen den IS kämpfen, PolitikerInnen aus Türkisch-Kurdistan, die angesichts ihrer DissidentInnen-Stellung verfolgt werden, Kinder aus Irakisch-Kurdistan, die aufgrund ihres êzîdîschen Glaubens vom IS verklavt wurden, sowie Dichter aus Iranisch-Kurdistan, die Politik in Versen schreiben und darum flüchten müssen. Eine ganze Generation von MigrantInnen integriert die

Eigentümlichkeiten der Millennials, die ihnen nachgesagt werden, nutzt die Multikulturalität und die daraus resultierenden Talente, kulturelle Chiffren besser entziffern, analysieren sowie gesellschaftlich verfestigte Strukturen konstruktiver kritisieren zu können. Mit all den Bürden, die diese Gabe nach sich zieht.

... und manchmal ist es ganz einfach: Wenn mich die erdrückenden Nachrichten aus meiner zweiten Heimat überrollen, schalte ich den ORF ein, rege mich darüber auf, dass die Stimme in der Dauerschleife Bundesdeutsch à la „lecker“ spricht – und kurz darauf lächle ich stumm. In solchen Momenten wird mir nämlich bewusst, dass ich wohl gelegentlich das Klischee des Österreicherseins gewissenhafter bediene, als die älteren Damen in der Straßenbahn, die mich mit bösen Blicken strafen, weil sie sich von der Sprache, die ich gerade spreche und die sie nicht verstehen, gestört fühlen. Das kleine Mädchen im Treppenhaus, meine Cousine, hatte offensichtlich nicht ganz unrecht: Wir sind Glückskinder, glücklich, in mehreren Kulturen zuhause zu sein.

„DIESEN WINTER BLEIBEN WIR NOCH“

Ovagem Agaidyan

Das Gedicht dieses Titels von Kundeyt Şurdum (vgl. S. 181) trifft das Lebensgefühl einer ganzen Generation an Zuwanderern, die als „Gastarbeiter“ in den 1960er und '70er Jahren nach Tirol kamen und erst nach vielen Jahren hier ihre „neue Heimat“ gefunden haben. Der Titel steht für eine Entscheidung, die von den meisten Familien Jahr für Jahr hinausgeschoben wurde, nämlich die Rückkehr.

Das Gedicht des aus der Türkei nach Vorarlberg eingewanderten Şurdum trifft im Kern nicht nur die Situation, Ziele und Träume der sogenannten „ersten Generation“, es gilt auch heute noch für manche Zuwanderer – vor allem wohl für die vielen Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten der Welt, die in Österreich zwar Zuflucht gefunden haben, aber noch lange nicht angekommen sind.

„AUSLÄNDER-VOLKSBEGEHREN“, JÄNNER 1993

Die Initiative „Ausländer-Volksbegehren“ der Freiheitlichen Partei Österreichs sorgte für intensive Diskussionen und ließ auch viele Gegenbewegungen entstehen. Zu Beginn des Jahres 1993 versammelten sich unter dem Motto „Lichtermeer“ in Wien an die 250.000 Menschen am Heldenplatz und protestierten mit einer Lichterkette gegen die Initiative des Volksbegehrens. In diese Ereignisse eingebettet war die Geburtsstunde unserer Migrantenorganisation in Innsbruck, des Vereins Multikulturell, den ich mit zwei Freunden, Nihat Alp und Walter Mlinar, ins Leben rief.

Unserer Initiative sind andere vorausgegangen, allen voran das Ausländerkomitee und der Verein Interkulturell. Als diese ihre Arbeit einstellten, wollten wir deren Aktivitäten weiterführen. Zu dieser Zeit gab es einige wenige Migrantenorganisationen, sie waren in den meisten Fällen ethnisch orientierte oder auch politische Gruppierungen. Der Verein Multikulturell versuchte, die Errungenschaften der früheren Initiativen aufgreifend, eine unabhängige Migrantenorganisation zu begründen.

Das erste Ziel des Vereins war, „Mosaik“, ein multikulturelles Informationsmagazin, herauszugeben. Es sollte als Sprachrohr für diejenigen dienen, die sonst in der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen wurden. Es dominierte das öffentliche Bild von MigrantInnen als „Störfaktoren“, die man loswerden sollte. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert – damals waren es die sogenannten „Gastarbeiter“, heute sind es „Asylsuchende“. Jahrelang gelang es uns, die Zeitschrift vierteljährlich zu publizieren. Rund um die Zeitschrift „Mosaik“ entstanden Begleitveranstaltungen, die wichtige Themen aktueller Diskussionen aufgriffen und so einen eigenen Beitrag leisteten. Sich als gleichwertiger Partner im Land zu etablieren und nicht als Kebap-Stand-Betreiber wahrgenommen zu werden, war nicht leicht. Dennoch wurden Jahr für Jahr Diskussionsveranstaltungen, kulturelle Events und kleine Projekte realisiert.

Das Millennium bildete für den Verein einen wichtigen Wendepunkt. Der Vorstand begann – auf vielfachen, langjährigen Wunsch –, Menschen zu beraten und zu unterstützen. Anfangs kamen viele junge Menschen, doch bald wurde das Büro von immer mehr MigrantInnen jeglichen Alters besucht. In den darauffolgenden Jahren wurden die Angebote und Programme stetig weiterentwickelt und ausgebaut.

Der Verein Multikulturell war – gemeinsam mit anderen langjährigen Akteuren aus der Migrations- und Integrationszene – am Entstehen der Tiroler Integrationsplattform und des Integrations-Leitbildes beteiligt. Institutionell galten und gelten seine Bemühungen immer auch der Kooperation mit den im Integrationsfeld tätigen Akteuren.

Mit dem Jahr 2002 nahm der Verein Aktivitäten im europäischen Umfeld auf. Seither nimmt die Institution an EU-Projekten teil, sowohl als Partner als auch erfolgreicher Projektkoordinator. Ziel dieser internationalen Kooperationen ist es, im europäischen Erfahrungsaustausch neue

Erkenntnisse für die eigenen Programme und Angebote zu gewinnen. Die Institution kann heute von Armenien bis Island und von Helsinki bis Accra auf zahlreiche Partner zählen.

WAS KONNTE DIE ÖSTERREICHISCHE INTEGRATIONSPOLITIK IM LAND NACHHALTIG VERÄNDERN?

In den letzten fünfzig Jahren haben wir wohl mehr PolitikerInnen jeglicher Couleur erlebt, die gelebte Integration eher erschwert haben als solche, die sie mit geeigneten Mitteln gefördert haben. Liegt es daran, dass trotz zahlreicher Maßnahmen aus diversen politischen Lagern viele MigrantInnen ihren Platz im Land noch immer nicht finden konnten? Brandaktuell wird das derzeit in der Diskussion mit der Türkei und den türkischen Communities deutlich. Warum schaffen es PolitikerInnen aus der (früheren) Heimat, den Einwanderern eine (scheinbare?) Identität, ein Selbstbewusstsein zu geben? Warum ist es uns nicht gelungen, dass MigrantInnen nach mehr als 50 Jahren in Österreich nicht stolz sagen können: „Ich bin Österreicher/Österreicherin“?

Was im Zuge einer 50-jährigen Entwicklung nicht erreicht wurde, kann mit Sicherheit nicht in einigen Integrationskursen erzwungen werden. Kurse böten den Betroffenen eine wichtige Informationsquelle – aber nicht, wenn sie als Zwangsmaßnahmen im Zusammenhang mit dem Erwerb der Staatsbürgerschaft missbraucht werden.

2014 hat der Verein Multikulturell zusammen mit drei Migrantenmädchen aus Tirol einen Dokumentarfilm gedreht. Unter dem Titel „Diesen Winter bleiben wir noch“, begaben

sie sich auf „Spurensuche“ und haben drei Migrantenfamilien besucht und porträtiert. Das Ergebnis ihrer Arbeit ist bezeichnend: Für die erste Generation bedeutet das Leben in Tirol viel eher eine Entfremdung als eine Beheimatung. Die FilmemacherInnen blieben mit vielen Fragen zurück: Warum ist die Migrationsgeschichte für diese Familien vor allem eine traurige? Warum sind sie in Tränen aufgelöst, wenn sie über die Migrationsgeschichte der Familie und über ihr Leben in der „Fremde“ erzählen? Warum blieben wir einander fremd?

Es gibt nach wie vor viele Baustellen im Lande der Integration. Wir haben – nur zum Beispiel – im Land viele Kinder mit einer anderen Erstsprache als Deutsch, die nach dem Kindergarten mit unzureichenden Sprachkenntnissen mit der Volksschule starten müssen. Diese ungünstigen Voraussetzungen begleiten viele junge Menschen während ihrer gesamten Bildungskarriere. Davon ausgehend eine profunde Berufsausbildung zu erwerben, ist für viele jugendliche MigrantInnen immer noch schwierig.

In den letzten drei Jahrzehnten entstanden viele öffentliche wie private Initiativen – allesamt sind sie durch die persönliche Begegnung und Zusammenarbeit von MigrantInnen und alteingesessenen TirolerInnen gekennzeichnet. Trotz zunehmender diskriminierender und rassistischer Tendenzen im Land: Die Hoffnung gilt den vielen kleinen und großen Initiativen, die sich tagtäglich in den Dienst der Verständigung, des Dialogs und des Friedens stellen. Zivilcourage ist gefragt, mehr denn je. Von Ute Bock über Kurt Ostbahn bis hin zu Tausenden von Freiwilligen und zu jedem Mitglied in unserer Gesellschaft: Es braucht uns alle!

PERSPEKTIVEN AUF STADT UND LAND

MIGRATION ALS RESSOURCE

HISTORISCHE UND BIOGRAFISCHE SPUREN IN INNSBRUCK AM BEISPIEL ST. NIKOLAUS

Erol Yıldız und Christina Hollomey-Gasser

Wanderung und Diversität, unverzichtbare Voraussetzung städtischen Lebens und urbaner Kommunikation, bilden den Ausgangspunkt unserer Überlegungen. Dabei gilt es auch, die Konsequenzen eines problematischen öffentlichen Diskurses für die Alltagspraxis aufzuzeigen und in Abgrenzung dazu, Lesarten und Deutungen jenseits einer polarisierenden Trennung zwischen „Einheimischen“ und „Fremden“ zu ermöglichen. „Stadt ist Migration, Stadt ist Vielfalt“ – so lauten die Grundgedanken, die wir am Fallbeispiel St. Nikolaus in Innsbruck anhand sogenannter „Stadtspaziergänge“ und im Rahmen eines Studierendenprojekts nachvollziehbar machen wollen.

STADT IST MIGRATION – DIE STADT DER VIELEN

Gerade grenzüberschreitende Migrationsbewegungen, die die Großstädte im Zuge der Industrialisierung prägten, haben wesentlich zur Stadtentwicklung und Urbanität und damit zur Kosmopolitisierung unseres Alltags beigetragen. Im Grunde sind Stadtentwicklung und Urbanität ohne die geografische Mobilität von Menschen kaum vorstellbar.¹ Wanderungsbewegungen und die damit verbundene Diversität haben das urbane Leben immer geprägt. Nicht Sesshaftigkeit, sondern Migration kann daher als Normalfall für die Stadtentwicklung angesehen werden, was das folgende Zitat, das sich auf Österreichs Hauptstadt bezieht, exemplarisch auf den Punkt bringt: „Wien ist also de facto seit Jahrhunderten eine der kosmopolitischsten Städte Europas. Man könnte sogar sagen: Migration prägt hier nicht die Stadt. Migration ist die Stadt.“² Gerade Großstädte wie Paris, Berlin, Wien oder Köln sind Beispiele dafür, wie Migration das städtische Leben geformt und eine Vielheit hervorgebracht hat, ohne die diese Städte heute kaum vorstellbar wären. Besonders in einzelnen Stadtteilen haben Migrationsbewegungen ihre Spuren hinterlassen und wesentlich zu Diversifizierung und kosmopolitischer Pluralität beigetragen – somit auch die Lebensqualität vor Ort entscheidend geprägt. Große Entwicklungsschritte in Stadtgeschichten gingen

immer mit dem Zuzug von Menschen einher, die neue Ideen, Sichtweisen, Impulse und vielfältige Kompetenzen mitbrachten. Die anlässlich einer Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien (nunmehr Wien Museum) zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung in die Hauptstadt (1996) veröffentlichten Beiträge belegen aus unterschiedlichen Perspektiven, welche Rolle Migrationsbewegungen für die Urbanisierung und Diversifizierung Wiens gespielt haben. So wird einleitend festgestellt: „Gerade das typisch Wienerische hat viel mit der Randlage und Brückenfunktion dieser Stadt zu tun, mit den vielen Migrationsströmen, die ihre tiefen Spuren hinterlassen haben, ja unser Selbstverständnis bis heute prägen – auch wenn wir uns dessen oft nicht bewusst sind [...]. Im Alltagsleben der Wienerinnen und Wiener von heute kommt diese multiethnische Bevölkerungsentwicklung vor allem in der Sprache, Familiennamen, Straßennamen, Bräuchen und in der ‚Wiener Küche‘ zum lebendigen Ausdruck. In sehr vielen Fällen auch durch den Stammbaum der eigenen Familie.“³

In Großstädten ist migrationsbedingte Vielfalt im multi-kulturellen Stadtbild leicht erkennbar. In kleineren oder mittleren Städten nimmt man diese historisch gewachsene Heterogenität oftmals erst auf den zweiten Blick wahr. Die Tiroler Landeshauptstadt liefert dafür ein anschauliches Beispiel. In einer Ausstellung von 2014 zur Mehrsprachigkeit in Tirol konnte anhand von Beispielen aus Alltag, Geschäfts- und Konsumkultur gezeigt werden, wie vielfältig Innsbruck allein schon in sprachlicher Hinsicht ist.⁴

Historisch wurde Innsbruck in grenznaher Lage bzw. als „Transitort“ durch unterschiedliche kulturelle Außeneinflüsse geprägt. Davon hat die Stadt schon immer profitiert. Zudem spielten Migrationsbewegungen für ihre Entstehung, Modernisierung und Urbanisierung eine wesentliche Rolle. In den 1960er und ’70er Jahren wurden ArbeitsmigrantInnen angeworben, um den Arbeitskräftebedarf in den zahlreichen Industriebetrieben zu decken. Während des Jugoslawienkriegs Anfang der 1990er Jah-

re kamen viele Kriegsflüchtlinge nach Innsbruck. Auch heute ist die Präsenz von ArbeitsmigrantInnen, ihrer Nachfolgenerationen und anderer Zuwanderergruppen allgegenwärtig und prägt das kulturelle Leben und die ökonomische Struktur der Stadt.

Ausstellungen unter dem Motto „Vielfalt daheim in Tirol“⁵ und „Hall in Bewegung“⁶ sowie eine Sonderausgabe der Zeitschrift „Tiroler Chronist“⁷ mit Beiträgen zu aktuellen Projekten und historisch gewachsener Vielfalt in Tiroler Gemeinden haben eindrucksvoll belegt, dass Migration ein wesentlicher Bestandteil Tiroler und Innsbrucker Geschichte und (migrationsbedingte) Vielheit eine gelebte Normalität ist.

INNSBRUCKER STADTSPAZIERGÄNGE ZU MIGRATION

Auch Stadtpaziergänge zur Migrationsgeschichte, die im Auftrag der Integrationsstelle der Stadt Innsbruck vom Zentrum für MigrantInnen in Tirol durchgeführt werden,⁸ zeigen, wie Migration in Stadt- und Lokalgeschichte eingewoben ist. Die Stadtpaziergänge entstanden im Rahmen des Kooperationsprojekts „Erinnerungskulturen“.⁹ Es wurden zwei Stadtpaziergänge entwickelt und mehrmals mit Erwachsenen und Jugendgruppen durchgeführt: „Auf den Spuren der Migration in St. Nikolaus“ (Entwicklung 2014) und „Auf den Spuren der Migration rund um den Sillpark. Arbeitsmigration in der Textilfirma ‚Herrbuger und Rhomberg‘“ (Entwicklung 2016). Die Geschichte von einzelnen Stadtvierteln oder die Geschichte zentraler Produktionsstätten eignen sich besonders gut dazu, die Auswirkungen von Migration „vor Ort“ darzustellen. Aspekte der Migrationsgeschichte lassen sich anhand von konkreten Verortungen im Zusammenhang mit ökonomischen und sozialen Ungleichheiten und Machtverhältnissen eindrücklich darstellen. In den Stadtpaziergängen sollte Migration in größere Zusammenhänge eingeordnet werden, die sich lokal manifestieren. Durch die Wahl der spezifischen Orte gelang es, einen direkten Bezug zu konkreten Nachbarschaften herzustellen und Menschen anzusprechen, die in einem bestimmten Stadtviertel aufgewachsen waren, dort gelebt oder gearbeitet hatten und/oder sich für Lokalgeschichte – und nicht zwingend primär für Migrationsgeschichte – interessierten.

Migration und Diversität finden auch in Lebensläufen ihren Ausdruck, wie aus Gesprächen mit AnwohnerInnen hervorging. Biografien und kulturelle Entwicklungen in

Innsbruck verweisen auf Kompetenzen und Verflechtungen sprachlicher und interkultureller Art, wie sie gerade für Grenzregionen spezifisch sind. Grenzüberschreitende Lebensentwürfe sind Beispiele dafür, dass soziokulturelle Zugehörigkeiten infolge globaler Vernetzung einem verstärkten Wandel unterworfen sind. Berufliche und private Biografien werden beweglicher und zugleich unsicherer. Viele Menschen wechseln mehrmals im Leben ihren Wohnort, ihre Arbeitsstelle, ihren Lebensmittelpunkt. Geografische und kognitive Bewegung gehen Hand in Hand. Dies alles gehört zu unserem Alltag und wird erst auf den zweiten Blick sichtbar: nämlich, wenn Lebensläufe erzählt, visualisiert und reflektiert werden.

Darüber hinaus erweist sich vieles, was heute als national oder homogen wahrgenommen wird, als ein Ergebnis von Vermischung, als Teil verflochtener Geschichten. Eine Ausstellung des Volkskunstmuseums in Innsbruck stand 2016 unter dem Motto „Alles fremd – alles Tirol“. Kulturelle Phänomene, die bisher als typisch „eigen“ oder „tirolerisch“ galten, wurden als Ergebnis unterschiedlicher kultureller Einflüsse erkennbar gemacht: „Ob durch Handwerk, Handel oder Reisen: der Kontakt mit anderen Ländern prägt und verändert Menschen und ihre Kultur. Wissen wird angeeignet, Techniken übernommen, Äußeres nachgeahmt oder in die eigene Kultur übersetzt. Selbst regional verankerte, ortstypische Kultur hat deshalb eine überregionale, ja globale Dimension“, beschrieb der Einleitungstext der Ausstellung.

Durchlässig gewordene Grenzen in Tirol und Innsbruck haben in den letzten Jahrzehnten zu neuen Wanderungen und Verbindungen geführt. Ein positiver Blick auf dieses Potenzial macht Ressourcen sichtbar, die die Hauptstadt Tirols durch ihre Lage und die wechselhaften Biografien ihrer Bevölkerung zu bieten hat, und die oft genug übersehen werden. Im künstlerischen Schaffen, in kulinarischer Vielfalt oder bei Musik- und Kulturveranstaltungen, in interkulturellen Initiativen und Organisationen finden viele Aspekte von historisch gewachsener Diversität und Spezifik der Stadt bereits ihren Ausdruck.

Solche Entwicklungen zeigen, dass urbane Prozesse permanent und prinzipiell auch jenseits nationaler Mythen verlaufen, indem sie transnationale, translokale und transkulturelle Verschränkungen aufweisen. Werfen wir anhand des Stadtpaziergangs „Auf den Spuren der Migration in St. Nikolaus“ und eines Studierendenprojekts exemplarisch einen Blick auf ein historisch gewachsenes Innsbrucker Stadtviertel.



Gasthaus Engl in St. Nikolaus, Innstraße 22, 1955, Stadtarchiv Innsbruck

ST. NIKOLAUS – EIN WELTOFFENES STADTVIERTEL

Der Innsbrucker Stadtteil St. Nikolaus, traditionell geprägt durch ein Nebeneinander von Arbeitern und Bürgern, ist ein Beispiel dafür, wie Migrationsbewegungen das Leben und das Erscheinungsbild städtischer Nachbarschaften prägen und positiv verändern können.

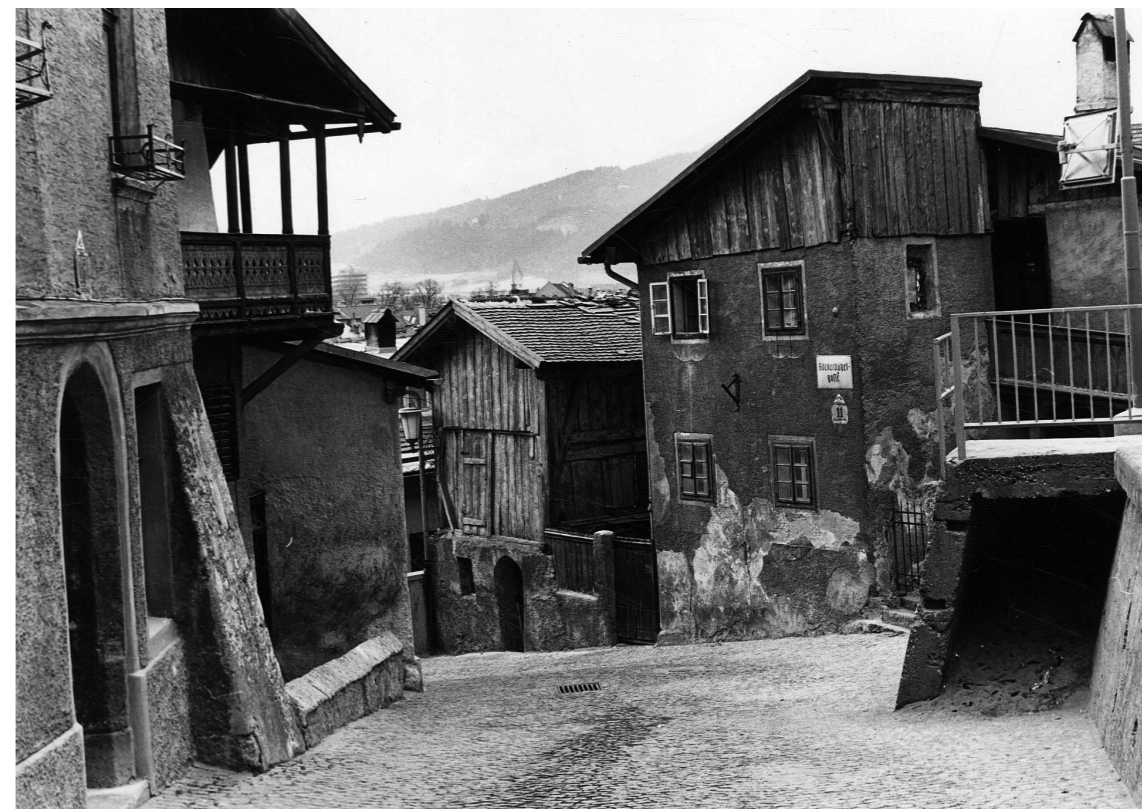
Der nördlich des Inn gelegene, älteste Stadtteil Innsbrucks, entstand bereits 1165 und damit noch vor der Innsbrucker Altstadt auf der gegenüberliegenden Seite des Inn. Nach und nach ließen sich in St. Nikolaus Handwerker, Gewerbetreibende und ärmere Bevölkerungsgruppen nieder. Auch Gewerbe, die wegen Lärm- oder Geruchbelästigung weniger gut angesehen waren, wurden dorthin verlegt. Ein Ort, der charakteristisch für die Entwicklung und Bedeutung des Stadtviertels ist, ist das sogenannte Turnus-Vereinshaus in der Innstraße 2. Im 18. Jahrhundert als Zucht- und Strafarbeitshaus errichtet, sollen sich hier auch zeitweise ein Waisenhaus, ein Obdachlosenheim, eine Anstalt für geistig beeinträchtigte Personen und eine Armenküche befunden haben.¹⁰ All diese Einrichtungen weisen auf den Charakter von St. Nikolaus als Stadtviertel der Armen, Kranken, und Kriminellen (bzw. Bettler und Arbeitsunwilligen) hin. Später wurde das Gebäude als Wohnhaus adaptiert.

Zum Ende des 15. Jahrhundert wurde die heute noch als Hauptverkehrsader durch St. Nikolaus führende Innstraße errichtet. Bei starkem Niederschlag traten bis ins 19. Jahrhundert wegen fehlender Kanalisation die Abwasserleitungen der Häuser über und verwandelten das Quartier in eine stinkende, schmutzige Lacke. Diesen Umständen entstammt die volkstümliche Benennung des Viertels im örtlichen Dialekt als „Koatlackn“.

St. Nikolaus hatte aus diesen Gründen stets einen schlechten Ruf, der lange Zeit weiter tradiert wurde. Interessant ist, dass das Stadtviertel aber gleichzeitig durch eine soziale Durchmischung charakterisiert war. Das soziale „Oben“ und „Unten“ spiegelt sich auch in der Wohnstruktur: Die Hanglagen waren vornehmlich besseren sozialen Schichten vorbehalten, während in den tiefer gelegenen Gebäuden am Inn eher die Arbeiterklasse lebte und arbeitete, so die Beobachtung des Zeitzeugen und Historikers Michael G.¹¹

Dass die Bevölkerungsstruktur und das Erscheinungsbild des Stadtteils seit langem von einer spezifischen Hetero-

genität und Diversität geprägt sind, geht mitunter auf diese Strukturen und die ehemals sehr günstigen Mietpreise für Gewerbeflächen und Wohnraum in den unteren Lagen zurück. Von den 1960er Jahren bis in die '80er erlebte St. Nikolaus einen sozialen Wandel durch den Zuzug von ArbeitsmigrantInnen, die hauptsächlich aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien kamen.¹² Sie bezogen vordem lange leerstehenden Wohnraum, ließen sich mit der Zeit im Stadtteil nieder und arbeiteten überwiegend in Innsbrucker Industriebetrieben und in alteingesessenen Unternehmen vor Ort. Der Zuzug von MigrantInnen reiht sich also gewissermaßen logisch in die Wohnstruktur des Stadtviertels ein. Auf der Suche nach einem Quartier für sich und die nachkommenden Familienmitglieder, unabhängig vom Arbeitgeber, fanden ArbeitsmigrantInnen hier günstigen Wohnraum in leerstehenden, desolaten und veralteten Gebäuden. Die Wohnbedingungen waren im Unterschied zu betrieblichen Unterkünften, deren Standard aufgrund eines gesetzlichen Erlasses ab 1974 auf seine „Ortsüblichkeit“ kontrolliert wurde, meist desolat. ZeitzeugInnen berichteten, wie sie zuerst als Familie mit mehreren Kindern nur ein Zimmer bewohnten. Der als Kind aus der Türkei zu seinen Eltern nach Tirol gekommene Herr G. beispielsweise lebte mit seinen Eltern und acht weiteren türkischen Familien in der Bäckerbühelgasse. Das Haus beherbergte zeitweise bis zu 25 Kinder. Jede Familie bewohnte ein Zimmer, mehrere Familien teilten sich ein Bad und eine Toilette. Die Miete war nur durch die Arbeit beider Elternteile leistbar. Der Auszug aus betrieblichen Quartieren bzw. Zimmern stellte dennoch häufig einen Zugewinn an Unabhängigkeit dar und war ein wichtiger Schritt zur Niederlassung der „GastarbeiterInnen“. Erst allmählich, im Laufe der 1980er und '90er Jahre, konnten jene Familien, die hier wohnen blieben, weitere Zimmer für sich erwerben und erlangten somit erst tatsächlich eine „ortsübliche“ Wohnfläche. Die „Konservierung“ schlechter Wohnbedingungen für MigrantInnen im Gegensatz zu Nicht-MigrantInnen begegnete uns auch an anderen Orten. Aufgrund der beengten Wohnverhältnisse waren Hinterhöfe, Straßen und Gehsteige und vor allem auch der Waltherpark in St. Nikolaus wichtige soziale Orte, an denen man sich aufhielt, wo man Gemüse anpflanzte und die Kinder ohne Aufsicht der arbeitenden Eltern spielten. Auch ist es kein Zufall, dass gerade in St. Nikolaus zwei der ersten türkischen Vereine einen Ort für ihre Aktivitäten fanden. Der Bund türkischer Arbeiter in Tirol wurde 1978 gegründet und kam eine Zeit



In der Bäckerbühelgasse wohnten viele ArbeitsmigrantInnen in prekären Wohnverhältnissen, 1975. Stadtarchiv Innsbruck

lang laut ZeitzeugInnen in der Innstraße 19 unter. Vorher hatte der Verein keinen festen Sitz und musste in Restaurants, Weinstuben, Cafés ausweichen.¹³ In der Dissertation von Evelyn Viehböck findet sich der Hinweis darauf, dass St. Nikolaus damals als „Türkenviertel“ bezeichnet wurde.¹⁴ Der Verein teilte sich die Lokalität mit einem nahestehenden Verein, wahrscheinlich dem heutigen ATIGF (Verein der Arbeiter und Jugendlichen der Türkei in Europa). In den Vereinslokalen bot sich den MigrantInnen die Möglichkeit, ihre Freizeit zu verbringen, Verbindung mit Landsleuten zu suchen und Informationen über den Alltag und das Arbeitsleben in Österreich auszutauschen. Im Zuge der Deindustrialisierung, wie beispielsweise den Niedergang der Textilindustrie in Tirol Anfang der 1980er Jahre und einer steigenden Arbeitslosigkeit, aber auch

aus dem Versuch heraus, sich mehr Unabhängigkeit aufzubauen, versuchten sich MigrantInnen daraufhin vermehrt, als Selbstständige über Wasser zu halten. Quartiernahe Geschäfte dienten der Existenzsicherung der Familien und trugen zur Belebung des Stadtteils bei. Insbesondere MigrantInnen waren an dieser Entwicklung beteiligt. Beispielsweise wurde das indische Restaurant Shere Punjab 1980 gegründet, von einem türkischen Lebensmittelladen am Standort des heutigen Destan Kebab wird berichtet, es gab zahlreiche Bars und Clubs der sogenannten jugoslawischen Szene.¹⁵ Eine Momentaufnahme, die Auskunft über die Vielfalt an gastronomischen Betrieben in St. Nikolaus gibt, bot unter anderem ein Artikel der Tiroler Tageszeitung von 1993. Neben zwei türkischen Spezialitätenläden, wurden von den 20 ange-



Stadtspaziergang „Auf den Spuren der Migration in St. Nikolaus“, Station Waltherpark, 2014, Foto: ZeMIT

meldeten Imbissen und Restaurants sieben von MigrantInnen betrieben. Ein ehemaliger Pfarrer, Eduard Nowak, wird schon 1986 mit folgender Aussage zitiert: „Wenn einmal jemand sagte, die St. Nikolauser seien ein Völkergemisch, dann trifft das heute mehr denn je zu. Die Pfarre St. Nikolaus zählt rund 2900 Einwohner. Davon sind rund 900 jugoslawische und türkische Gastarbeiter.“¹⁶ Ein schönes Beispiel dafür, wie durch Migration und MigrantInnen nicht nur Neues in ein altes Viertel gelangte, sondern auch Althergebrachtes weitergepflegt wurde, ist die Tradition des „Dozenhackens“. Dieses Kinderspiel – dabei werden PassantInnen von Kindern um einen Groschen (Euro, Cent) gebeten, der dann mit einem Kreisel (Dozen) innerhalb eines Schnurkreises getroffen (also gehackt) werden muss und damit als Taschengeld an den Spieler übergeht – wurde laut eines Zeitzeugen zu-

letzt nur noch von migrantischen Kindern gespielt, die diese Tradition noch ein Weilchen aufrechterhielten.¹⁷ Die im Vergleich mit der übrigen Innenstadt geringeren Mietpreise für Wohn- und Ladenflächen, resultierend aus der schwachen Touristenfrequenz, wenig Laufkundschaft und dem Image eines heruntergekommenen, unsanierten Viertels mit schlechter Wohnqualität, ermöglichten es Zuwanderern und jungen Leuten, sich in St. Nikolaus niederzulassen und ihre Geschäftsideen umzusetzen. Heute liegt St. Nikolaus im Trend, gilt als „hippes In(n)-Viertel“ und zieht immer mehr mediale Aufmerksamkeit auf sich. Kreative Jungunternehmer und Künstler treffen auf traditionsreiche Betriebe und Vereine, Menschen verschiedenster Herkunft, Milieus und Altersklassen mischen sich in der Wohnbevölkerung. Neben alteingesessenen Betrieben wie der Seifenfabrik Walde, finden sich

türkische, italienische und indische Lokale, Imbissläden und Cafés. Das besondere Flair des Stadtviertels – so heißt es heute – besteht in seiner baulichen Substanz aus dem Mittelalter, den pastellfarbenen Häuserfronten, den Grünflächen des Waltherparks und den individuellen Geschäften und Restaurants, welche dem Stadtteil einen internationalen Charme verleihen.¹⁸

In jüngster Zeit hat die Kommunalpolitik in Kooperation mit den lokalen Vereinen begonnen, ein Konzept der Stadtteilentwicklung zu realisieren, im Zuge dessen der alte, fast in Vergessenheit geratene, Name „Anpruggen“ (für die an der Innbrücke gelegenen Straßenzüge) als Marke wiederbelebt wurde. Doch auch kritische Stimmen, die auf Tendenzen von Gentrifizierung oder „Yuppisierung“ und soziale Verdrängung verweisen, blieben in den vergangenen Jahren nicht aus.¹⁹

AUF BIOGRAFISCHEN SPUREN

Im Rahmen eines Seminars an der Universität Innsbruck haben wir im Jahr 2014 mit Studierenden versucht, die Geschichte des Stadtteils und das Leben vor Ort aus Perspektiven der heute ansässigen Bevölkerung und Geschäftsleute zu erkunden.²⁰ Uns interessierte, wie sie das Leben im Stadtteil wahrnehmen und beschreiben, welche Rolle das von Diversität geprägte Erscheinungsbild für sie spielt, wie sie es beurteilen.

Unsere Recherchen bestätigten den Eindruck einer historisch gewachsenen Heterogenität, die das Alltagsleben charakterisiert und von den Anwohnerinnen und Anwohnern sehr geschätzt wird. Die Geschichte migrantischer Ökonomien in St. Nikolaus ähnelt der in vielen Großstädten, wo von ArbeitsmigrantInnen, die infolge der Deindustrialisierung später besonders häufig von Arbeitslosigkeit betroffen waren, in schlechten Wohnlagen eine Kultur der Selbstständigkeit entwickelt wurde. Hier wie in anderen Städten ist dies ein nicht zu unterschätzender Beitrag zum urbanen Leben, auch wenn dieser Beitrag in offiziellen Bilanzen selten benannt wird.

Wie der Stadtteil, so sind auch die Lebensentwürfe der BewohnerInnen in Bewegung, lassen vielfältige Mobilitätsprozesse erkennen. An den folgenden zwei biografischen Beispielen²¹ werden etwa grenzüberschreitende Verbindungen und Einflüsse in lokalen Strukturen und persönlicher Lebensgestaltung sichtbar:

Indira wurde 1978 in Indien geboren, ist Mutter zweier Kinder, Tochter eines Restaurantbesitzers und hat seit ihrem zweiten Lebensjahr überwiegend in St. Nikolaus gelebt, zeitweilig aber auch in Indien, New York und Kalifornien. Ihr Vater absolvierte in Salzburg eine universitäre Ausbildung und sammelte dort erste berufliche Erfahrungen in der Gastronomie. 1980 eröffnete er in der Innstraße in St. Nikolaus ein indisches Restaurant mit dem Namen Shere Punjab, das noch heute am selben Standort als Familienbetrieb existiert.

Christina, 1981 in Tirol geboren, verbrachte ihre Kindheit und frühe Jugend bei den Großeltern auf dem Land und zog schließlich zu ihren Eltern nach Innsbruck. Ihre biografischen Stationen umfassen neben Innsbruck auch zeitweilige Wohnorte in Zentralamerika, Spanien und Italien. Von 2010 bis 2016 führte sie in St. Nikolaus ein kleines Mode-Café, dessen Geschäftsidee auf einem Konzept von Nachhaltigkeit basierte. Heute befindet sich in den Räumen eine italienische Pizzeria, die von türkischen Migranten betrieben wird.

Die Entwicklung vom Arbeiterviertel zum trendigen Stadtteil verleiht den Straßenzügen nördlich des Inn inzwischen einen besonderen Charme, ein urbanes Flair mit Dorfcharakter, wie beide Gesprächspartnerinnen betonen. Sie identifizieren sich mit ihrer Nachbarschaft und fühlen sich dort wohl: „Ich kenne nichts anderes, für mich ist St. Nikolaus mein Zuhause. Ist gleich, wo ich bin auf der Welt, ich komme immer wieder gern zurück.“ (Indira)

Die Vielfalt von Infrastruktur und Bevölkerung wird sehr geschätzt: „Wir sind ein bunter Haufen, also ich würde sagen, wir sind der Multikulti-Stadtteil ... Hier ist ja auch die schwule Kultur vertreten.“ (Christina)
„Wir sind multikulti aus verschiedenen Teilen der Welt zusammengewürfelt und schaffen das, in Frieden zusammenzuleben und das zu genießen, das ist wichtig.“ (Indira)

Auch im Umgang mit kulinarischen Einflüssen finden sich keine Grenzen, so ist es selbstverständlich, die Vielfalt der Angebote vor Ort zu nutzen und in den Alltag zu integrieren: „Ich esse einmal türkisch, einmal griechisch, einmal etwas anderes, für mich ist das normal.“ (Indira)

Daneben findet auch – wie schon vorhin angeklungen – sexuelle Diversität Platz und Anerkennung: „Da ist vielleicht schon ein bisschen mehr Offenheit, also nicht nur die ewig gepredigte, sondern die tatsächliche“. (Christina)

Die interviewten Frauen distanzieren sich deutlich von ethnisch-nationalen Zuordnungen: „Wir haben immer solche gesellschaftlichen Limits, du Türke, du Pakistani, du Afghani ..., und da muss ich sagen: Hallo, das sind Menschen. Es gibt keinen Begriff wie Österreicher mit Migrationshintergrund, solche Begriffe, die eigentlich ein Witz sind, gibt es da nicht.“ (Indira)

Die urbane Diversität wirkt sich auch auf die Sozialisationsprozesse von Kindern und Jugendlichen im Stadtteil aus. Sie wachsen mit unterschiedlichen Sprachen, Religionen, Lebensstilen auf: „Also, als ich klein war, habe ich mit verschiedenen Kindern gespielt, bin mit verschiedenen Sprachen aufgewachsen, mit verschiedenen Küchen, multikulti und das ist der normale Standard gewesen bei uns, so sind wir aufgewachsen“, erzählt Indira.

„Mehrheimische“ Zugehörigkeiten und ganz unterschiedlich gelagerte Lebensentwürfe, die über lokale und nationale Grenzen hinausgehen, den Alltag vor Ort mit der Welt verbinden – auch Biografien geben dem Stadtteil sein individuelles Gesicht. Durch diese Pluralität entstehen neue urbane Räume, weitet sich der Horizont, werden überraschende Erfahrungen und Ideen möglich. Kreative Räume, die man als „Transtopien“ bezeichnen kann, in denen unterschiedliche Einflüsse lokaler und globaler Art sich zu urbanen Strukturen und Kommunikationsformen verdichten, in denen sich ein neues urbanes Selbstverständnis, ein spezifisches Lebensgefühl verwirklicht.²² Es sind hybride Räume, die durch neue Verortungspraxen und Lebensentwürfe verschiedene Orte miteinander verknüpfen und laufend transformieren.

MIGRATION UND DIVERSITÄT ALS PERSPEKTIVE

Die bisherigen Ausführungen lassen den Schluss zu, dass urbane Städte überall und dauerhaft von den Erfahrungen und Wirkungen des Kommens, Gehens und Bleibens geprägt sind. „Die Bewegung ist eben nicht etwa eine Abweichung von der Sesshaftigkeit, sondern Normalzustand und gleichzeitig notwendige Voraussetzung von Subjektivität.“²³ Diese Einsicht lässt der konventionelle Blick auf Migration oft vermissen. Hier wird der Fokus gewöhnlich auf

spezifische Bevölkerungsgruppen („die Migranten“) gerichtet und damit eine künstliche Differenz geschaffen, die real so nicht existiert. Ein solcherart polarisierendes Denken konstruiert erst jene Realität, die dann untersucht und beschrieben wird.

Migrationsforschung als Gesellschaftsanalyse zu betreiben, bedeutet dagegen, den Blickwinkel zu ändern, den Fokus auf das Leben vor Ort, auf den urbanen Alltag zu richten. Im Zentrum steht dann nicht mehr die Frage, wie „Migranten“ und „Einheimische“ zusammen leben bzw. welche Konflikte sie plagen, sondern zunächst die Frage, was das Leben in einer Stadt, in einem Stadtteil oder entlang einer Straße ausmacht, was dazu gehört. Im Mittelpunkt steht das alltägliche urbane Zusammenleben und stehen damit viel breitere Fragestellungen – etwa, wie man sich in Stadtteilen, die sich permanent im Wandel befinden, arrangieren kann, wie man Arbeit bekommen und sichern, die Infrastruktur des Quartiers nutzen und mitgestalten, an Bildungsprozessen teilnehmen und Erfolg haben kann. Das Interesse richtet sich also auf das Lebenspraktische, die urbanen Strategien und die Dinge des Alltags – somit gerät zunächst das Gemeinsame, nicht das Trennende urbaner Praktiken in den Blick.

Beobachtungen – ob in wissenschaftlichen oder anderen Kontexten – sind immer auch Handlungen. Am Rande der Dreharbeiten für ein Video eines deutschen Rappers spielte sich zufällig folgende kleine Szene ab: Ein vierjähriger Junge, der sich neugierig in der Nähe herumgedrückt hat, wird von dem Musiker angesprochen und dabei auch gefragt, ob es in seinem Kindergarten viele Ausländer gäbe. Der Junge antwortet spontan: „Nein, nur Kinder“.²⁴ Für eine solcherart unbefangene Art des Sehens müssten lange eingeübte Trennungen von „einheimisch“ und „fremd“, „Wir“ und „die Anderen“ überwunden, gewissermaßen verlernt werden.

Es wäre an der Zeit, einen postmigrantischen Blick auf Migration, Stadt und Diversität zu richten.²⁵ Jede Stadt besteht aus Menschen, die da sind und da leben wollen. Das wäre der Ausgangspunkt – nicht die wertende Unterscheidung zwischen „Einheimischen“ und „Fremden“. Gefragt sind Zukunftsentwürfe, die Pluralität nicht bloß als notwendiges Übel betrachten, Ideen, denen eine optimistische Haltung zu Migration und Diversität zugrunde liegt. In der Alltagspraxis funktioniert manches längst besser als man denkt, wie unser Blick auf St. Nikolaus gezeigt hat.

¹ Yildiz, Erol: Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht, Bielefeld 2013. – Bukow, Wolf-Dietrich: Urbanes Zusammenleben. Zum Umgang mit Migration und Mobilität in europäischen Stadtgesellschaften, Wiesbaden 2010. – Yildiz, Erol/Mattausch, Birgit (Hg.): Urban Recycling. Migration als Großstadt-Ressource, Gütersloh–Berlin 2009.

² Kron, Stefanie: Migration ist die Stadt, in: Jungle World, Nr. 38, 18.9.2014, S. 5.

³ Eppel, Peter: Einleitung, in: Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien. 217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19.9.–29.12.1996, Wien 1996, S. 3-5, S. 3.

⁴ In der Kaiserlichen Hofburg wurde eine Ausstellung konzipiert, die durch die Tiroler Sprachlandschaft führt und die Mehrsprachigkeit erlebbar macht. Die Ausstellung basierte auf einer Kooperation zwischen der Universität Innsbruck (DyME – Dynamics of Multilingualism with English), dem Land Tirol (JUFF-Integration) und der Stadt Innsbruck (Stadtplanung, Stadtentwicklung und Integration).

⁵ „VIELFALT daheim IN TIROL. Fakten – Kunst – Positionen zu Migration und Integration in Tirol“, Ausstellung 2010/11 des Fachbereichs Integration des Landes Tirol. Informationen unter: <https://www.tirol.gv.at/gesellschaft-soziales/integration/vielfalt-daheim-in-tirol-20102011/> [Zugriff: 9.1.2017].

⁶ „Hall in Bewegung. Spuren der Migration in Tirol“, Ausstellung des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck, 2014. Informationen unter: <http://www.hall-in-bewegung.at/>

⁷ Tiroler Chronist. Fachblatt von und für Chronisten in Nord-, Süd- und Osttirol 133, 2014.

⁸ An der Entwicklung der Stadtspaziergänge maßgeblich beteiligt waren Nicola Köfler von der Stadt Innsbruck als Auftraggeberin, sowie Lisa Nussmüller, Christina Hollomey-Gasser und seit 2016 auch Andrea Moser vom Zentrum für MigrantInnen in Tirol. Die ersten Stadtspaziergänge in St. Nikolaus wurden gemeinsam mit Shirley Pogorelcnik, Stadtführerin bei Per Pedes, entwickelt und durchgeführt.

⁹ siehe <http://zemit.at/de/projekte.html?id=181>

¹⁰ „Ab- statt Aufbruch“, IN Echo. Abrufbar unter: http://www.echosalzburg.at/index.php?option=com_content&view=article&id=4299:ab-statt-aufbruch&catid=35:zeitgeschichte&Itemid=64

¹¹ Interview von Christina Hollomey-Gasser mit Michael G., 27.5.2015, ZeMiT.

¹² Kumar, Maurice Munisch: Unternehmen „Anpruggen“. In: Mole 9, 2012, http://molekultur.at/ausgabe/mole09/mole09_anpruggen.php [Zugriff: 9.1.2017].

¹³ Viehböck, Eveline: Die kurdische und türkische Linke in der Heimat und Migration. Kurdische und türkische Widerstandsorganisationen

in der Türkei und im deutschsprachigen Raum unter besonderer Berücksichtigung von Tirol im Zeitraum von 1960 bis 1990, Dissertation, Innsbruck 1990, S. 639.

¹⁴ Viehböck: Die kurdische und türkische Linke (wie Anm.13), S. 637.

¹⁵ Interview von Lisa Nussmüller mit Familie S., 20.8.2014, ZeMiT.

¹⁶ Stadtmagistrat Innsbruck (Hg.): S[ank]t Nikolaus und Mariahilf: Innsbrucks ältester Stadtteil; Festschr. zur Feier 100 Jahre neugot. Pfarrkirche, 100 Jahre städt. Kindergartengebäude – Innstrasse 97, Innsbruck 1986.

¹⁷ Interview von Christina Hollomey-Gasser mit Michael G., 27.5.2015, ZeMiT.

¹⁸ Erler, Klaus: St. Nikolaus. Innsbrucks Finest, in: 6020 Stadtmagazin, Dezember 2013, <https://www.6020online.at/ausgaben/2013-dezember/innsbrucks-finest/> [Zugriff: 9.1.2017].

¹⁹ Kumar: Unternehmen „Anpruggen“ (wie Anm. 12). – Schlocker, Edith: Die Koatlackn darf nicht sterben, in: Tiroler Tageszeitung Online, www.tt.com/home/5284257-91/die-koatlackn-darf-nicht-sterben.csp?tab=article [Zugriff: 9.1.2017]. – Siehe auch den kritischen Kommentar (vom September 2014) einer ehemaligen Anwohnerin zum Stadtentwicklungsprojekt: „seid ihr euch bewusst, was ihr am tun seid? seid vorsichtig, dass die ‚entwicklung‘ den stadtteil nicht eigentlich zerstört ... [...] stichwort: abrisse. stichwort: bauträger. stichwort: luxuswohnungen. stichwort: begehrte lage. und wofür touristen?! damit alles noch schneller geht? warum hat st. nikolaus/mariahilf flair? warum die kleinen spannenden läden? genau: noch leistbare mieten. wenn das mit der aufwertung wegfällt, wars auch das. grüße, elisabeth (ehemalige, weggentrifizierte ... st. nikolauserin)“, www.anpruggen.at Anpruggen.at [Zugriff: 9.1.2017].

²⁰ Die Studie wurde im Rahmen eines Seminars gemeinsam mit den Studierenden Stefan Frischauf, Maria Silbermann, Sebastian Gabl und Jonel Frieke durchgeführt.

²¹ Die beiden Interviews wurden im Rahmen der Studie geführt.

²² „Transtopien“ verweisen auf das positive Potenzial realisierbarer Utopien in einer durch Mobilität und Diversität geprägten globalisierten Welt; Yildiz, Erol: Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit, in: Ders./Hill, Marc (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft, Bielefeld 2015, S. 19–36, S. 32.

²³ Terkessidis, Mark: Kollaboration, Berlin 2015, S. 96.

²⁴ <https://www.youtube.com/watch?v=Tjsl5EkDZCU> [Zugriff: 9.1.2017].

²⁵ Yildiz, Erol: Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität, in: Ders./Geisen, Thomas/Riegel, Christine (Hg.): Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten, Wiesbaden 2017, S. 19–34.

MIGRATION UND TIROLS LÄNDLICHER RAUM

Marcel Amoser

Arbeitsmigration hat Tirol seit den 1960ern wesentlich geprägt. In den letzten Jahren wurde dies auch in wissenschaftlichen Publikationen vermehrt berücksichtigt. Viele der Arbeiten richten ihren Blick vor allem auf den urbanen Raum und blenden damit aus, dass Migration auch für zahlreiche ländliche Gemeinden von maßgeblicher Bedeutung war und ist. Um zu einer gesamtgesellschaftlichen Normalisierung der Migration beizutragen, bedarf es daher einer Dezentrierung der Migrationsforschung, die rurale Gebiete in den Fokus nimmt und die Wechsel-

wirkungen zwischen Stadt und Land, Globalem und Lokalem sowie Zentrum und Peripherie betont. Der folgende Beitrag widmet sich dem Thema Migration in Tirol an zwei Orten. Der erste Teil behandelt den Bau der Felbertauernstraße und damit ein interessantes Beispiel, das die Bedeutung von Arbeitsmigration bei der Realisierung von großen Bauprojekten illustriert. Zugleich lässt sich daran zeigen, vor welchen Herausforderungen die historische Forschung steht, wenn Materialien nicht archiviert werden. Zeitzeug_innen können diese Leerstellen füllen. Sie



Bau der Felbertauernstraße, 1960er Jahre, Gemeindearchiv Matriei i. O., Foto: Lottersberger, Matriei i. O.

geben uns Einblick in die Geschichte eines Ortes, die wesentlich vielfältiger ist als üblicherweise in Gemeindebüchern und -chroniken gezeigt wird. So stützt sich der zweite Teil des folgenden Textes auf Gruppendiskussionen, die 2014 in Fulpmes im Rahmen des Projekts „Erinnerungskulturen“ geführt wurden.¹ Es geht in diesem Abschnitt meiner Analyse weniger darum, wie Migrant_innen diese Geschichte thematisieren, als darum, wie die Geschichte der Migration thematisiert wird.

Mich interessiert dabei die Frage, welche Räume mit Fulpmes verbunden werden, wenn über Migration gesprochen wird, und welche dominierenden Vorstellungen von Gemeinschaft und Integration sich ausdrücken. Die verschiedenen Räume sowie die Widersprüche, die sich zeigen, könnten schließlich selbst zum Anlass genommen werden, die Identität und Geschichte des Ortes zu überdenken.²

ORTSGESCHICHTE ALS MIGRATIONSGESCHICHTE DENKEN – EIN SCHWIERIGES UNTERFANGEN

Spuren der Migration sind oftmals nur durch Zufall erhalten. Unterlagen im Diözesanarchiv Innsbruck geben etwa Auskunft über die Beschäftigung „kroatischer Gastarbeiter“ in Osttirol. Zunächst wohl auf eigene Initiative hin, wurde bereits in den 1960ern eine „Seelsorgliche Fremdarbeiterbetreuung“ durch den Pfarrer von St. Johann für die jugoslawischen Arbeitsmigrant_innen aufgenommen, die beim Bau der Tauernstraße beschäftigt waren.³ 1967 wurde der Priester Ivan Olujić von der Diözese Salzburg für diese Seelsorgetätigkeiten in Osttirol abgestellt. Aus seinen regelmäßigen Berichten ist ersichtlich, dass er zwischen 1967 und 1971, jeweils von April bis Dezember einmal im Monat nach Osttirol fuhr. Er besuchte Arbeitskräfte, die bei der Errichtung einer Öl-Pipeline und beim Bau der Felbertauernstraße eingesetzt wurden. Neben dem Abhalten von Messen bemühte der Geistliche sich um kulturelle Veranstaltungen. Mit einem auf eigene Kosten angeschafften Projektor führte er – wohl selbst ein begeisterter Kinofan – etwa Filme vor.⁴ In einem Brief an den Caritasdirektor Josef Steinkelderer führte er hierzu aus: „Ich bin am Samstag, 9. September in Matrei angekommen. Ich habe mit unseren Landsleuten in Baracken geschlafen. Am Abend habe ich [den] Film ‚Maria Goretti‘ [vor]geführt. Sie waren begeistert.“⁵

Mit dem Bau der Felbertauernstraße war 1962 begonnen worden, bei ihrer Eröffnung 1967 waren die Arbeiten noch nicht abgeschlossen. In Publikationen zur Felbertauernstraße wird immer wieder deren wirtschaftliche und identitätsstiftende Bedeutung für Osttirol hervorgehoben.⁶ Auch Migration hat – vor allem über den Einsatz im Ausland angeworbener Arbeitskräfte – hierzu einen Beitrag geleistet. Speziell das Baugewerbe hatte einen enormen Arbeitskräftebedarf. In der „Tiroler Tageszeitung“ vom 6. Mai 1961 hieß es beispielsweise, dass allein in der Bauwirtschaft über 20.000 „ausländische Arbeitskräfte“ benötigt wurden.⁷ Verschiedene Anwerbeabkommen wurden zur Deckung dieses Bedarfs abgeschlossen.⁸ 1967 waren laut Zeitungsberichten nahezu 50 % der angeworbenen „Gastarbeiter“ im Baugewerbe tätig.⁹ Arbeitskraft, auf die auch beim Bau der Felbertauernstraße zurückgegriffen wurde.

Es haben also nicht nur die von „harten Arbeits- und Lebensbedingungen“ und der „strenge[n] und wuchtige[n] Landschaft der Matreier Gegend [besonders] [ge]prägten Menschen“¹⁰, wie auch in der aktuellen Auflage des Gemeindebuchs von Matrei in Osttirol unter der Überschrift „Menschenschlag“ noch heraufbeschworen, zum Gelingen des Bauprojekts beigetragen. Auch Migration hat sich durch den Bau der Felbertauernstraße in den Ort eingeschrieben. Der im Zuge der Bautätigkeiten entstandene migrantische Raum hat letztlich dazu beigetragen, Osttirol näher an Nordtirol und den ruralen näher an den urbanen Raum heranzubringen.

Lediglich durch Zufall wurden die schriftlichen Unterlagen zum Bau der Felbertauernstraße im Diözesanarchiv gefunden. Trotz intensiver Recherche konnten weder im Matreier Gemeinde- noch im Pfarrarchiv weitere Materialien gesichtet werden.¹¹ Im Felbertauernarchiv befinden sich laut Auskunft der Mitarbeiter_innen keine Dokumente zu den angeheuerten Baufirmen und dem dort tätigen Personal. Viele der Unternehmen existieren nicht mehr, was die historische Forschung erschwert.¹² Zugleich unterstreicht dieser Mangel an schriftlichen Quellen auch die Relevanz von Zeitzeug_innen für die Geschichtsschreibung. Erzählungen geben nicht nur Einblick in historische Geschehnisse, sondern bringen neue Räume hervor, die mit einem Ort und seiner Geschichte verknüpft werden. Welche Räume dabei entstehen wird – am Beispiel der Nordtiroler Gemeinde Fulpmes – Gegenstand der folgenden Betrachtungen sein.



Familienwohnung von Arbeitsmigrant_innen in Fulpmes, Gemeindechronik Fulpmes 1984, Foto: Aloisia Slezak.

MIGRATIONSRAUM FULPMES

Tourismus ist ein wesentlicher Bestandteil der wirtschaftlichen Entwicklung des Stubaitals. Auf die Jahre des Wiederaufbaus nach den beiden Weltkriegen, folgte eine prosperierende Zeit, die zahlreiche Investitionen und einen erhöhten Arbeitskräftebedarf mit sich brachte. Auch die Gemeinde Fulpmes wurde dadurch geprägt. Es entstanden Hotels, Geschäfte und Restaurants, in denen auch Arbeitsmigrant_innen Erwerb fanden. Dazu gehören etwa das Hotel Lutz oder die Konditorei Murauer. Von besonderer Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung des Ortes war außerdem die Stubaiwerkzeuggenossenschaft. Seit 1897 existiert dieser Zusammenschluss mehrerer Firmen, die sich auf die Herstellung von Werkzeugen spezialisiert hatten. In den Unternehmen arbeiteten zunächst einige Menschen aus Jugoslawien, später dann aus der Türkei.¹³ Im Fulpmer Gemeindebuch ist von der Relevanz der Migration für den Ort lediglich in Randnotizen zu lesen, wenn im Kapitel zur Hauptschule erwähnt wird, dass für „Gastarbeiterkinder [...] Deutschunterricht und muttersprachlicher Zusatzunterricht (türkisch und serbokroatisch) in den Lehrstoff aufgenommen“¹⁴ wurden. Dass das Thema überhaupt im Gemeindebuch aus dem Jahr 1987 Erwähnung fand, ist bemerkenswert. Ab den 1980ern finden sich auch in der Gemeindechronik Spuren der Migration, etwa in Form von Fotos der „Gastarbeiterunterkünfte“ und von Gebetsveranstaltungen. In einem weiteren Eintrag wird über die Gründung der Moschee in Fulpmes berichtet.¹⁵ Die Hinweise auf die örtliche Migrationsgeschichte sind insgesamt aber spärlich. Ein tieferer Einblick konnte erst im Rahmen des Projekts „Erinnerungskulturen“ gewonnen

werden. Im Folgenden werden Ergebnisse von drei Gruppendiskussionen zusammengefasst. Es wurden Personen mit Migrationserfahrung aus der Türkei und aus dem ehemaligen Jugoslawien befragt. Eine weitere Gruppe setzte sich aus Personen mit keiner direkten bzw. einer Binnenmigrationserfahrung aus Österreich zusammen.¹⁶

TRANSNATIONALE RÄUME

Über die Geschichte der Migration zu sprechen, bedeutet, sich in transnationalen Räumen zu bewegen. Die Anthropologinnen Nina Glick Schiller, Linda Basch und Christina Blanc-Szanton verstehen darunter „the process by which immigrants build social fields that link together their country of origin and their country of settlement“¹⁷. Quasi selbstverständlich wurde auch in den Erzählungen vom Leben in Fulpmes zum Leben an anderen Orten gewechselt. Die Befragten erklärten, dass die Arbeit in Fulpmes für viele Menschen eine Zwischenstation darstellte. Manche reisten weiter nach Deutschland, und andere immer wieder zurück in die Türkei oder nach Jugoslawien.¹⁸ Manche blieben über Jahrzehnte bei derselben Firma und leben auch heute noch in Fulpmes, während andere wieder weggezogen, wie Herr Vojislav ausführte: „Wir sind früher viel, viel mehr Jugoslawen gewesen. [Sie sind] alle nach Innsbruck, Deutschland, Dalmatien, viele [sind nach] München, Bosnien [und] Mazedonien.“¹⁹ Migration ist, wie die Erzählungen verdeutlichen, kein einmaliger Akt der Reise von einem Staat in einen anderen, sondern ein Hin und Her, ein Kommen und Gehen. Informationen, die im Rahmen dieser Netzwerke ausgetauscht wurden, motivierten weitere Menschen, eine Arbeit in Österreich zu suchen. Das Phänomen der Kettenmigration zeigt sich in Fulpmes vor allem darin, dass viele aus der türkischen Provinz Uşak kamen. Der transnationale Raum, der in den Erzählungen erzeugt wurde, zeichnet sich nicht nur durch ein hohes Maß persönlicher Mobilität aus, sondern auch durch staatenübergreifende familiäre Bindungen und Netzwerke. Dies wird auch bei Herrn Dragan deutlich, wenn er erläutert: „Die nächsten Verwandten waren in Deutschland, in Rosenheim, fast jeden Monat haben wir uns gegenseitig besucht.“²⁰ In einer weiteren Gruppendiskussion veranschaulicht Herr Selahatdin die Situation wie folgt: „Früher hatte es kein Telefon gegeben, [wir haben] nur Brief[e] geschrieben oder Kassetten [aufgenommen], [...] im Dorf haben sich dann alle [ver]sammelt mit einem Radio [...]“²¹. Zugleich werden in den Gesprächen familiäre Bande in Fulpmes und Umgebung betont. Hierzu Frau Mila: „Und dann

haben meine Kinder hier geheiratet und ich habe auch Enkelkinder [...] Ich habe eine einheimische Schwiegertochter, eine jugoslawische, dann habe ich elf Enkelkinder [und] in Rosenheim habe ich eine Tochter.“²²

Die befragten Personen verorten sich situativ und multilokal, wie es an einer Stelle von Herrn Dragan auf dem Punkt gebracht wird: „[Stubaital] ist meine zweite Heimat.“²³ Das präsentierte Raumkonzept ist hier durch staatenübergreifende Mehrfachzugehörigkeiten gekennzeichnet. Diese stößt aber auch auf Ablehnung, wenn sie in konkreten Situationen mit ethnisierenden Zuschreibungen konfrontiert wird. Die Rede ist in diesem Zusammenhang oft von einem Leben zwischen zwei Stühlen.²⁴ Wie unten noch gezeigt wird, sind die Umgangsstrategien mit den Ethnisierungen vielfältig. Interessant ist an dieser Stelle vorerst, welche Rolle die Gemeinde in diesem transnationalen Raum einnimmt. Die Wahrnehmung von Fulpmes schwankt nämlich zwischen einem rückständigen und einem idealisierten Raum. Gerade in der Anfangszeit sei Fulpmes arm gewesen, teilweise wurde sogar darauf verwiesen, dass die arbeitsrechtlichen Standards in vorherigen Wohnorten höher gewesen seien. Erfahrene Anfeindungen wurden oftmals mit Provinzialität in Verbindung gebracht.²⁵ Gleichzeitig wird Fulpmes von verschiedenen Seiten in Relation zu anderen Wohnorten als Fortschritt angesehen, der bessere Entlohnung und sozialen Aufstieg mit sich brachte.²⁶ Die Gemeinde ist in den Konzeptionen panoptisch (jeder kennt jeden) und altruistisch (man hilft einander), wobei betont wird, dass jedes Individuum sich aktiv in die Gemeinschaft einzubringen hätte (z. B. durch Mitarbeit in örtlichen Vereinen). Herr Dragan bringt dies mit folgenden Worten auf den Punkt: „Ich bin zufrieden in diesem Tal, [da] kennen mich alle.“²⁷ „Ich habe denen [den Türken] vorgeworfen, nein, es ist keiner bei der Feuerwehr, keiner beim Verein zum Helfen, freiwillige Hilfe, da ist immer Not am Mann sozusagen.“²⁸ Fulpmes wird als ländliches Idyll entworfen, das speziell in der Anfangszeit zwar sehr arm, aber stets voll hilfsbereiter Menschen gewesen sei. Dazu Frau Mila und Herr Dragan in einer sich gegenseitig ergänzenden Erzählung: „Die anderen Leute waren auch arm, [...] aber hilfsbereit, wir waren bei einem [Bauern,] [in] Medraz, Fulpmes, ge, der hat uns viel geholfen, mit Wohnung, mit, überhaupt mit Tat und Rat sozusagen, hat uns schon ziemlich [geholfen].“²⁹ Gemeinde wird in diesem Zusammenhang zur Gemeinschaft. Hier deutet sich eine verklärende Sicht an, die eine lange Tradition hat.³⁰

REGULIERTE RÄUME

Fulpmes wird in den Erzählungen auch als regulierter und kontrollierter Raum beschrieben. Das „Gastarbeiterregime“ orientierte sich bei der einschlägigen Gesetzgebung und damit bei den Möglichkeiten und Schranken der Migration an einer ökonomischen Verwertungslogik, die Migrant*innen die Funktion einer „industriellen Reservarmee“ zuwies.³¹ In den Gesprächen wurde auf diese prekäre Situation vielfach Bezug genommen. Herr Selahatdin erklärt hierzu: „Am Anfang haben die Arbeiter nur ein Visum für drei Monate bekommen, und sie mussten es alle drei Monate erneuern lassen. Ein ganzjähriges Visum bekamen sie nicht. Es gab auch eine Zeit, in der die Arbeiter drei Jahre lang im Gastgewerbe arbeiten mussten und erst nach diesen drei Jahren bekamen sie eine Arbeitsgenehmigung.“³² Die Notwendigkeit, immer wieder von Neuem um ein Visum anzusuchen, das Rotationsprinzip (die damit verbundene Beschränkung der Beschäftigungsdauer auf maximal ein Jahr), aber auch das gesetzlich verankerte Inländerprimat und damit die ständig drohende Gefahr, zuerst von Entlassungen betroffen zu sein, erzeugten eine Art Schwebestatus. Dieser materialisierte sich nicht zuletzt in den betriebseigenen Unterkünften, deren Benutzung an ein aufrechtes Arbeitsverhältnis gekoppelt war. Viele der Unterkünfte wurden als verfallen und überfüllt wahrgenommen. Herr Mustafa schildert dies wie folgt: „Wir hatten nur ein Bad und eine Küche die wir alle teilten. Die Toiletten waren nachts immer leer, denn wir hatten nachts kein Licht. Den Migrant*innen wurden keine Wohnungen vermietet. Wir lebten immer in alten Gebäuden.“³³ „Wir lebten in einem Heim mit 50 Männern. In jedem Zimmer schliefen sechs bis sieben Männer.“³⁴

Für das Bewusstsein, sich in einem regulierten Raum zu befinden, waren des Weiteren polizeiliche Kontrollen der Wohnverhältnisse, Diskriminierungen und behördliche Schikanen verantwortlich. Herr Mustafa in Diskussion mit anderen Teilnehmer*innen der „Erinnerungswerkstatt“ hierzu: „Die Polizei hat uns immer kontrolliert. Sie kamen einfach in unsere Wohnungen hinein und kontrollierten unsere Pässe.“³⁵ „Die einheimischen Kinder haben Kakao auf den Kopf meines Kindes geschüttet. Mein Sohn kam nach Hause und [hat] es mir erzählt. Ich ging zur Schule und habe es dem Direktor soviel es geht erzählt, aber er wollte mir es nicht glauben.“³⁶ „Ich habe so was in [der] BH beim Arbeitsamt erlebt. Sie haben mich monatelang warten lassen, wegen der Arbeitslose. Dann rief ich meinen Anwalt. Er sagte mir damals, dass sie mit uns Migrant*innen



Cengiz Rıza (Mitte) mit Kollegen in Uşak, ca. 1971. Er arbeitete bereits in Fulpmes und warb bei diesem Besuch in Uşak weitere Personen an, u. a. Osman Arıkan (2. v. r.). Original bei Selahatdin Arıkan

spielen. Wie ein Theaterspiel haben sie mit uns gespielt. Das geht immer noch so weiter.“³⁷ Hinzu kamen Eignungstests und Gesundheitsuntersuchungen, die auf die optimale Verwertbarkeit der angeworbenen Arbeitskraft zielten.³⁸ Diese Erfahrungen charakterisierten Fulpmes als kontrollierten Raum.

ETHNISIERTE RÄUME

Beim Sprechen über Migration spielen auch ethnisierte Räume eine wesentliche Rolle.³⁹ Die Rede von Parallelgesellschaften⁴⁰ und die damit einhergehende Problematik bestimmter Stadtteile ist wohl ihr deutlichster Ausdruck. Besonders in der Analyse der Gruppendiskussion mit Personen ohne direkter Migrationserfahrung fiel auf, dass Migration – wenngleich teils humoristisch aufbereitet – sehr defizitär besetzt war.⁴¹ Das Sprechen über Migration fokussierte auf sprachliche Probleme, zu frühe sexuelle Erfahrungen und Eheschließungen, „Verwand-

tenehen“, physische Gewalt, unordentliche Behausungen sowie unangenehme Gerüche.⁴² Über die negativen Zuschreibungen wird nicht nur ein statisches und homogenisierendes Kulturverständnis vermittelt, sie erlauben den Sprechenden auch, sich selbst als Teil einer besseren, aufgeklärten Gruppe zu verstehen. Anders gewendet: In der negativen Zuschreibung bildet und erkennt sich das idealisierte Selbst der „Einheimischen“.⁴³

Zwischen den ethnisierten Gruppen wurde jedoch auch unterschieden. So seien „die Jugoslawen“ besonders „rabiāt und trunksüchtig“ gewesen. „Den Türken“ wurde vergleichsweise größere Reinlichkeit attestiert. Die desolaten, schmutzigen und beengten Wohnverhältnisse seien zudem – so die Rechtfertigungsstrategie – Resultat jener Gewohnheiten gewesen, die sie von zuhause mitgebracht hätten.⁴⁴ Diese homogenisierenden Zuschreibungen verknüpfen mit Migration eine Rückständigkeit. Frauen galten

aus dieser Perspektive als „vernachlässigt“ oder als Opfer von physischer, patriarchaler Gewalt. Hierzu Herr Karl: „Die Jugoslawen waren mit ihren Frauen nicht gerade sehr zärtlich, ge. Weil manche sind da mit blauen Augen herumgeschlichen [...]“.45 Aus ethnisierten Zuschreibungen solcherart ließ sich ein zivilisatorischer Auftrag ableiten, wenn Frau Aloisia meint: „Natürlich hat man versucht, ihnen beizubringen, dass Frauen auch ihre Rechte haben, nicht nur die Männer.“46 Inzwischen seien diese Frauen auch emanzipierter, was am abgelegten Kopftuch festgemacht wurde.47 Diese Form des Ethnosexismus weist auf die nachhaltige Wirkkraft kolonialer Blick- und Wahrnehmungsregime hin.48 Fulpmes wird dadurch zu einem Raum, in dem „fremde Männer“ als patriarchale Unterdrücker und „fremde Frauen“ als Opfer auftreten.

In den Gruppendiskussionen wurde gerade gegenüber Personen aus der Türkei der Vorwurf erhoben, dass sie sich abschotten und eigentlich nicht mit Österreich identifizieren würden. Herr Karl verdeutlicht dies exemplarisch mit folgender Aussage: „Diese Jugoslawen, die dageblieben sind und heute auch schon die österreichische Staatsbürgerschaft haben, das sind Österreicher. Die fühlen sich auch als Österreicher. Das ist bei den Türken nicht so leicht möglich.“49

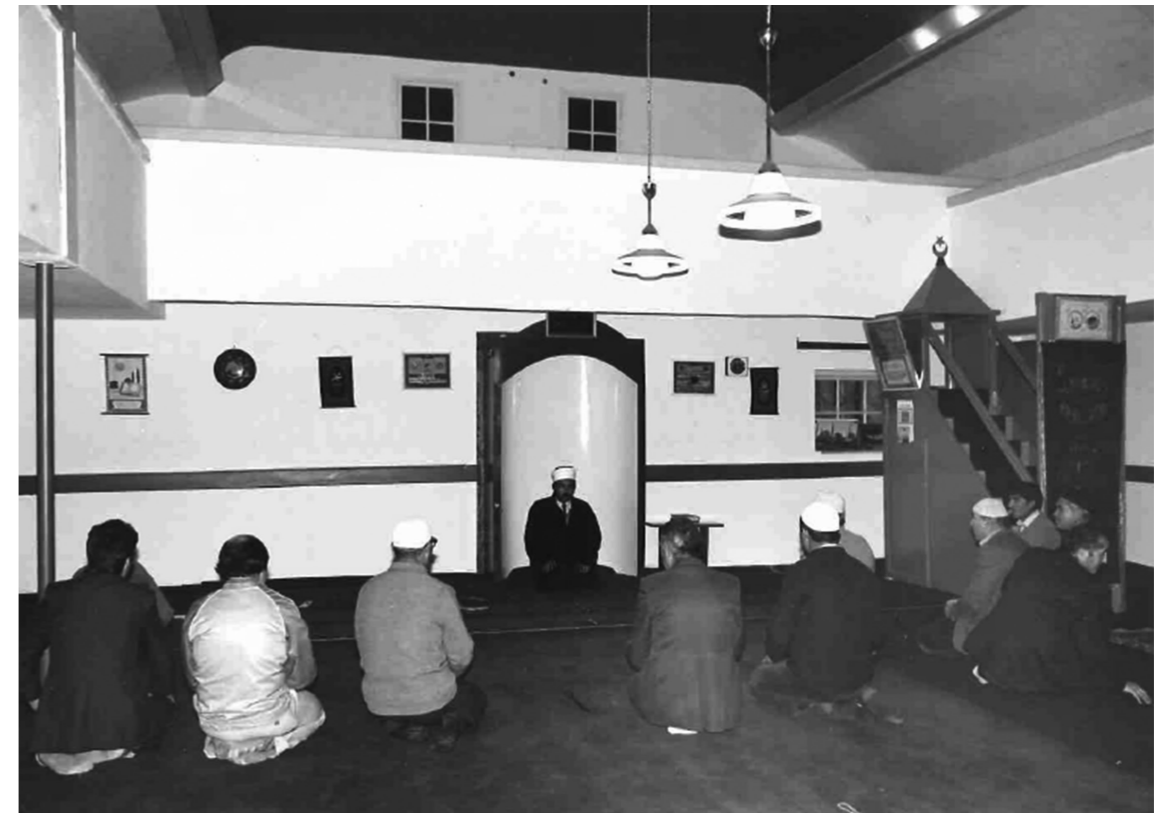
Das – auch medial sehr präsent – Bild des „integrationsunwilligen Türken“ diente zugleich als Mittel, um die eigene Zugehörigkeit zum Ort zu betonen. Herr Dragan, verfolgte in diesem Zusammenhang eine assimilatorische Strategie und betonte – ganz im Sinne des dominierenden Leistungsimperativs – die eigene Leistungsbereitschaft und grenzte sich über ein ethnisiertes Raumkonzept von „integrationsunwilligen Türken“ ab, die sich abschließen würden.50 Unter der Prämisse „Integration durch Leistung“ wird soziale Ungleichheit über die Rede kultureller Differenz ausgeblendet und letztlich auf den individuellen Willen reduziert. Das eigene Leben wird dabei als Erfolgsgeschichte gezeichnet und auf folgenden Nenner gebracht: „Ja der Fleiß, mit dem Fleiß kommt der Preis.“51 Das Reproduzieren der Diskurse um Leistungsbereitschaft und Parallelgesellschaften kann als ein Versuch gedeutet werden, die Differenzen zu den etablierten „Fulpmern“ zu überbrücken.52 Interessant ist, dass sich auch hier wieder die Rede von Abschottung und Integration an einem Verständnis von Gemeinde als Gemeinschaft orientierte. Die Imagination eines ländlichen Idylls prägt die Vorstellung von Integration. Integration bedeutet in

diesem Sinne Assimilation in einen ethnisch homogen gedachten Containerraum. Dazu gehören das Sprechen des örtlichen Dialekts, sich gegenseitig zu grüßen, Wissen über das österreichische politische System, ein bestimmter Dresscode (kein Kopftuch) sowie die Partizipation in alteingesessenen Vereinen.53 Obwohl die damit verbundenen Forderungen vielfach diffus bleiben und ihnen, in Anbetracht der gegenwärtigen Vernetzung und Komplexität, wohl niemand gerecht werden kann, sind sie in den Erzählungen zentral. Eine andere Sprache, die Gründung eines (türkischen) Vereins und ein abweichender Kleidungsstil werden als Indizes ethnischer Differenz wahrgenommen und mit Abschottung gleichgesetzt. Die unterschiedlichen Lebensstile innerhalb solcherart konstruierter Gruppen werden ausgeblendet, zumal auch innerhalb der dadurch erzeugten Gruppe der „Einheimischen“ die Vielzahl von Lebensstilen und Weltanschauungen unbenannt bleiben. Problematisch ist in den Erzählungen die ethnisch codierte Differenz.

Gerade im Kontext dieser Zuschreibungen erfüllten Vereine eine wichtige Funktion. Seit 1980 gibt es in Fulpmes einen Gebetsraum.54 Vorerst im Gebäude der Volksschule untergebracht, übersiedelte die Institution 1982 in einen ehemaligen Theatersaal, bevor sie 1990 einen Neubau bezog.

Zuschreibungen und negative Erfahrungen im Alltag beeinflussten auch Selbstethnisierungen. So diente die Vorstellung einer ethnischen Idylle der Herstellung von Gemeinschaftlichkeit. Pointiert formulierte es Herr Mustafa: „Wir Türken hatten unter uns keine Sorgen oder Streite, wir lebten alle ganz glücklich zusammen. An Wochenenden haben wir uns immer getroffen.“56

Die damit entworfenen homogenen „Containerräume“ (da die türkische Community, dort die „Einheimischen“) werden jedoch in den Erzählungen immer wieder konterkariert. Gerade wenn das Thema Migration nicht mehr auf einer allgemeinen, kollektiven Ebene, sondern auf einer persönlich-biografischen besprochen wird, werden positive Erfahrungen benannt. Die Rede von Abschottungen steht somit im Kontrast zu Erzählungen von Einladungen zum Tee, Freundschaften am Arbeitsplatz, Solidarität bei Sterbefällen, Hochzeitsfeiern und dem guten Verhältnis zu den Kindern im Dorf.57 In solchen Gesprächspassagen zeigt sich, dass das pragmatische Miteinander im Alltag auch ohne die proklamierten Idealvorstellungen von Inte-



Angehörige des islamischen Glaubens beim Gebet im ehemaligen Theatersaal der Gemeinde Fulpmes, Gemeindechronik Fulpmes, 1983, Foto: Viktor Pließnig.

gration funktioniert.58 Daran schließt auch das Fazit von Herrn Florian an, dass Fulpmes immer schon von Migration geprägt war, was Beweis für die Weltoffenheit der Gemeinde sei: „Es hat immer schon Arbeiter gegeben, die nicht Ortsansässige gewesen sind. Ge, durch [die Industrie] [...], da sind immer fremde Leute dagewesen. [...] Und dann sind sie da hergekommen, sind ja, viel da gewesen, und die sind dann geblieben, also Fulpmes war nie so engstirnig [...] das ist immer offen gewesen.“59

FAZIT

Wenngleich nur wenige schriftliche Quellen zum Thema Arbeitsmigration nach 1945 vorhanden sind, hat diese Form der Mobilität auch den ländlichen Raum geprägt. Aus Gruppendiskussionen in Fulpmes ging hervor, dass Migration unterschiedliche Raumvorstellungen mit dem Ort verknüpft. Es zeigen sich etwa transnationale Verortungs-

weisen, die sich nicht auf einen ethnisch-territorialen Container reduzieren lassen, wobei die Kategorisierung von Fulpmes zwischen Fortschritts- und Rückständigkeitsrhetorik schwankt. Die kommunizierten Räume sind durch einen Schwebestatus gekennzeichnet, der nicht zuletzt durch gesetzliche Rahmenbedingungen geschaffen wurde und sich in polizeilichen Kontrollen und unsicheren sowie prekären Wohnverhältnissen fortsetzt. Im Sprechen über Migration wird Fulpmes überdies zu einem ethnisch geteilten Raum. Dabei spielt ein ethnozentrisches Verständnis der Gemeinde als Gemeinschaft eine wichtige Rolle. Hier ist die Konzeption eines ländlichen Idylls eingeschrieben, das sich durch ethnische Homogenität, einen geteilten Dialekt, das einander Kennen, Grüßen und Helfen sowie ein aktives Vereinsleben auszeichnet. An diesem Gradmesser orientieren sich auch Vorstellungen zu Integration und Abschottung. Das Erzeugen von Differenz bewegt sich hier-

bei in Tradition kolonialer Blick- und Wahrnehmungsregime, die „den Anderen“ und seinen Wohnort als rückständig und unrein definieren. In diesem Zusammenhang spielt auch die Rede von sexueller Devianz und Unterdrückung von Frauen eine Rolle. Vor dem Hintergrund dieser Zuschreibungen lassen sich Selbstpositionierungen verstehen, die sich von einem Rückzug in das ethnische Idyll Zusammenhalt und Gemeinschaftlichkeit versprechen. Aber auch assimilatorische Bemühungen können daraus resultieren, wenn durch Betonung der eigenen Leistungsbereitschaft und Abgrenzung von anderen ethnisierten Gruppen Ortszugehörigkeit signalisiert wird. Darin spiegelt sich ein Diskurs, der gesellschaftliche Teilhabe über ein individualistisches Leistungskonzept verspricht. Die in diesem Aufsatz be-

handelten Dimensionen eines migrantischen Raumes verdeutlichen exemplarisch den Einfluss der Arbeitsmigration auf ländliche Gemeinden Tirols seit den 1960er Jahren. Sie zeigen, dass das Leben an ein- und demselben Ort unterschiedlich erfahren wird. Sie geben Einblick in kollektive Zuschreibungen und Idealvorstellungen. Wenn individuelle, biografische Erfahrungen in den Vordergrund rücken, zeigen sich aber auch Alternativen, die Erfahrungen des Austauschs und der Nachbarschaft, jenseits ethnisierter Container, ansprechen. Daraus ergeben sich Anschlussmöglichkeiten einer Redefinition von Gemeinschaft im ländlichen Raum. Einer Gemeinschaft, die Migration, die Normalität von Veränderungen, Widersprüchen und Komplexität als ihren immanenten Bestandteil begreift.

¹ „Erinnerungskulturen“ ist ein Projekt des Zentrums für MigrantInnen in Tirol [ZeMiT]. Es zielt darauf ab, einen Beitrag zur Sichtbarmachung von Migration als Teil der Geschichte Tirols zu leisten, etwa vermittels Gesprächen mit Zeitzeug_innen im Rahmen von Erzählcafés in mehreren Tiroler Orten. Vgl. Hollomey-Gasser, Christina/Amoser, Marcel/Hetfleisch, Gerhard: Erinnerungskulturen – Dialoge über Migration und Integration in Tirol, Innsbruck 2015, <http://www.zemit.at/images/stories/projekte/erinnerungskulturen/Projektbericht-Erinnerungskulturen.pdf> [Zugriff: 9.11.2016].

² Zu dem Raumverständnis, auf das ich mich hier beziehe, siehe Löw, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt a. M. 2001.

³ Diözesanarchiv Innsbruck, o. Sig.: Brief [o. Verf.] an Dekan Budamaier, 28.2.1966.

⁴ Diözesanarchiv Innsbruck, o. Sig.: Bericht von Ivan Olujić über die pastorale Arbeit [Die Kroatenseelsorge], 1967. – Brief des Erzbischöflichen Ordinariats an das bischöfliche Ordinariat Innsbruck, 20.5.1967.

⁵ Diözesanarchiv Innsbruck, o. Sig.: Brief von Ivan Olujić an den Direktor der Caritas Steinkelderer, Salzburg, 12.9.1967.

⁶ Forcher, Michael: Felbertauern. Vom Saumpfad zur Panoramastraße, Innsbruck 1981. – Oberwalder, Louis: Die Felbertauern-Straße, Innsbruck 1967.

⁷ Dokumentationsarchiv Migration Tirol, Sig. AT-AM-T-2-20-1: Tiroler Tageszeitung, 6.5.1961, S. 7.

⁸ Vgl. den Beitrag von Dirk Rupnow: Recht und Differenz. Das Gastarbeiterregime in Österreich, in diesem Band S. 43–47.

⁹ Dokumentationsarchiv Migration Tirol, Sig. AT-AM-T-2-20-1: Tiroler Tageszeitung, 30.1.1967, S. 6.

¹⁰ Draxl, Anton: Natur und Mensch, in: Forcher, Michael (Hg.): Matrei in Osttirol. Ein Gemeindebuch, Matrei i. O. 42016, S. 10–35, S. 31.

¹¹ Dank an dieser Stelle an Bernhard Oberschneider, Gertraud Brugger

und Elisabeth Trager für ihre Unterstützung.

¹² Werden Materialien nicht systematisch gesammelt und archiviert, sind sie meist unwiederbringlich verloren. Dem wirkt u. a. das „Dokumentationsarchiv Migration Tirol“ am ZeMiT entgegen. <http://www.zemit.at/de/dam.html> [Zugriff: 9.11.2016].

¹³ Für nähere Informationen zur Geschichte der Migration in Fulpmes siehe Hollomey-Gasser/Amoser/Hetfleisch: Erinnerungskulturen [wie Anm. 1], S. 87–100.

¹⁴ Mattel, Karin: Schul- und Bildungswesen im 20. Jahrhundert, in: Köfler, Werner/Pittl, Emerich (Hg.): Fulpmes, Fulpmes 1987, S. 121–160, S. 135.

¹⁵ Gemeindearchiv Fulpmes, o. Sig.: Gemeindechronik Fulpmes, o. A., S. 107.

¹⁶ Zur Methode und den befragten Personen siehe Hollomey-Gasser/Amoser/Hetfleisch: Erinnerungskulturen [wie Anm. 1], S. 14–21.

¹⁷ Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Blanc-Szanton, Christina: Transnationalism. A New Analytic Framework for Understanding Migration, in: Annals of the New York Academy of Science 645, 1992, S. 1–24, http://www.archivio.formazione.unimib.it/DATA/Insegnamenti/10_2246/materiale/glick%20schiller%20-%201992.pdf [Zugriff: 11.11.2016].

¹⁸ Dokumentationsarchiv Migration Tirol, o. Sig.: EW 8: Z 223–225, Z 364 ff., Z 407–410.

¹⁹ EW 6: Z 2903–2925.

²⁰ EW 6: Z 4297f. – Weiters: EW 8: Z 655 ff.

²¹ EW 8: Z 655 ff. – Weiters: Z 683 ff.

²² EW 6: Z 475–489.

²³ EW 6: Z 249.

²⁴ EW 10: Z 2367 f.

²⁵ EW 8: Z 159 f. – Weiters: EW 8: Z 266f. – EW 6: Z 4903–4908.

²⁶ EW 6: Z 1842–1852. – EW 6: Z 635–675.

²⁷ EW 6: Z. 232. – Weiters: Z 240, Z 623, Z 4190.

²⁸ EW 6: Z 201f.

²⁹ EW 6: Z. 1156–1172. – Weiters: EW 8: Z 334–346.

³⁰ Diese idealisierte Sicht hat auch Eingang in frühe soziologische Theorien gefunden, so charakterisierte Ferdinand Tönnies das Leben im ländlichen Raum als Gemeinschaft, wogegen er das entfremdete Leben in der Stadt als Gesellschaft bezeichnete. Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft, Berlin 1887, http://www.deutschestextarchiv.de/book/show/toennies_gemeinschaft_1887 [Zugriff: 9.11.2016].

³¹ Unter Bezugnahme auf den Begriff der industriellen Reservearmee bei Karl Marx, betonte der Migrationsforscher Marios Nikolinakos in seiner Analyse des Gastarbeitersystems der BRD bereits die ökonomische Pufferfunktion von Migrant_innen, die sich in den gesetzlichen Rahmenbedingungen niederschlug: Nikolinakos, Marios: Politische Ökonomie der Gastarbeiterfrage. Migration und Kapitalismus, Reinbek 1973.

³² EW 8: Z. 499–503. Auffallend war, dass gerade in der „Erinnerungswerkstatt“ von Personen aus dem türkischen Verein ATIB negative Erfahrungen hervorgehoben wurden. Dies kann als Reaktion auf die negativen Zuschreibungen im Rahmen islamophober Diskurse und Alltagspraktiken angesehen werden. Zugleich war womöglich wiederum das Interview-Setting einflussreich: Die Interviewgruppe setzte sich aus Personen desselben Vereins zusammen. Sie kannten sich untereinander und konnten durch den personellen Rückhalt negative Erfahrungen womöglich selbstbewusster ansprechen und sich gegenseitig in den Äußerungen bestärken.

³³ EW 8: Z 14–17. – Weiters: EW 8: Z 716–810.

³⁴ EW 8: Z 328f. Die Darstellungen waren wohl nicht übertrieben. In Unterkünten der Textil-Aktiengesellschaft Landeck teilten sich beispielsweise sieben Personen ein Zimmer mit 28,57 m². Archiv ProGe Tirol, o. Sig.: „Projekt Kaserne“, in: Akt zur TAG Landeck, Mai 1979.

³⁵ EW 8: Z 439f.

³⁶ EW 8: Z 532ff.

³⁷ EW 8: Z 545ff.

³⁸ EW 8: Z 3–6. – EW 10: Z 368–378. Die kolonialen Muster des „Gastarbeitersystems“ und die Reduktion von Menschen auf ihre ökonomische Verwertbarkeit hat in diesem Zusammenhang der Politologe Kien Nghi Ha am Beispiel Deutschlands nachgezeichnet: Ha, Kien Nghi: Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmarktpolitik, in: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik, Münster 2012, S. 56–107.

³⁹ Ethnizität ist dabei nicht als natürliche Voraussetzung, sondern als folgenreiches Resultat sozialer Aushandlungen und Grenzziehungen zu verstehen. Wegweisend zum Verständnis von Ethnizität als „boundary work“ ist Barth, Fredrik: Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Cultural Difference, Oslo 1969.

⁴⁰ Siehe den Beitrag von Edith Hessenberger: Auch in Telfs zuhause. Leben in einer Parallelgesellschaft? in diesem Band, S. ##.

⁴¹ Beispielsweise machen sie sich darüber lustig, dass die zugereisten Kinder in der Schule nicht wussten, wie sie die Toilette benutzen sollten. Sie mussten quasi erst durch Instruktionen zivilisiert werden. Auch die Rede von den armen Kindern, die eigentlich nichts dafürkönnen, reproduziert einen kolonialen Blick. EW 10: Z 2475–2511. In diesem Kontext könnte das Forschungs-Setting der Gruppendiskussion durch [angenommene] Erwartungshaltung und gegenseitige Bestärkung bestimmte Vorstellungen und Zuschreibungen noch verstärkt haben.

⁴² EW 10: Z 1077–1126, Z 1723, Z 2050, Z 2083, Z 1187–1221, Z 2120–2145.

⁴³ Zu Grundlagen von und Kritik an diesem Repräsentationssystem, vgl. z. B. Hall, Stuart: Der Westen und der Rest. Diskurs und Macht, in: Ders.: Rassismus und kulturelle Identität [= Ausgewählte Schriften 2], Hamburg 2012, S. 137–179.

⁴⁴ EW 10: Z 1187–1221.

⁴⁵ EW 10: Z 1182f.

⁴⁶ EW 10: Z 1747f.

⁴⁷ EW 10: Z 1732–1737. Dass es sehr wohl Machtverhältnisse zwischen Geschlechtern gibt, zeigte sich in einem Interview-Setting mit dem Verein ATIB in Fulpmes. Die Teilnehmerinnen redeten insgesamt sehr wenig und wurden immer wieder von männlichen Diskussionsteilnehmern unterbrochen. Die geringe Redezeit wurde von männlichen Teilnehmern mit geringen Sprachkenntnissen in Verbindung gebracht, obwohl die Diskussion auf Türkisch stattfand. Ausschlaggebend kann vor allem das gemischtgeschlechtliche Interview-Setting gewesen sein. Die Gruppe setzte sich überwiegend aus Männern, die vom selben Verein kamen, zusammen, was prägen konnte, was in dieser Situation sagbar war. Eine Thematisierung von Geschlechterverhältnissen muss sich freilich stets der eigenen ethnisierenden Vorannahmen bewusst sein und Geschlechtergewalt als strukturelles Phänomen der Gesellschaft und nicht rein ethnisches Problem verstehen. Maria do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan haben jüngst das Dilemma dargestellt, das mit der Frage verbunden ist, über Geschlechtergewalt zu sprechen oder zu schweigen: Dhawan, Nikita/Castro Varela, Maria do Mar: Die Migrantin retten? Zum vertrackten Verhältnis von Geschlechtergewalt, Rassismus und Handlungsmacht, in: Gatt, Sabine et al. (Hg.): Geschlechterverhältnisse der Migrationsgesellschaften. Repräsentation – Kritik – Differenz, Wiesbaden 2016, S. 13–27.

⁴⁸ Eine Aktualisierung und besondere Brisanz erhielten diese Regime in den öffentlichen Debatten zu den Übergriffen in der Kölner Silvesternacht 2015. 2016 wurde in verschiedenen Medien versucht, Innsbruck zu einem neuen Köln zu stilisieren. Zum Begriff des Ethnosexismus und der Silvesternacht in Köln: Dietze, Gabriele: Ethnosexismus. Sex-Mob-Narrative um die Kölner Silvesternacht, in: movements. Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung. Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft 2/1, 2016, S. 177–186.

⁴⁹ EW 10: Z 2300ff.

⁵⁰ EW 6: Z 178ff., Z 182, Z 635–675, Z 1626f., Z 1682–1722, Z 5512f., Z 5645–5796. Zur Rolle des Leistungsdiskurses für die österreichische Migrations- und Integrationspolitik vgl. Gatt, Sabine: Rot-Weiß-Rot exklusiv? Dialektische Diskriminierungen im Namen der Nation [alsprache], in: Mecheril, Paul/Thomas-Dalal, Oscar/Melter, Claus (Hg.): Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung, Wiesbaden 2013, S. 161–174.

⁵¹ EW 6: Z 5535.

⁵² An dieser Stelle ist es wichtig, auf das Interview-Setting hinzuweisen. Das Gespräch fand in einem Lokal in Fulpmes statt. Die Semiöffentlichkeit des Lokals – mit potenzieller Beobachtung durch die anwesenden Personen – könnte eine Erzählung stimuliert haben, die sich an Integrationsnarrativen orientiert, um Erwartungshaltungen zu entsprechen. Dazu gehören das Betonen der eigenen Leistungsbereitschaft und der eigenen Integrationswilligkeit sowie das „Türken-Bashing“. Dass in dem kleinen Ort einander alle kennen, kann auch den Eindruck eines omnipräsenten Kontrollraums erwecken.

⁵³ EW 6: Z 102, Z 126f., Z 201f., Z 580, Z 5568–5573; EW 10: Z 1736f., Z 2257f., Z 2292–2350.

⁵⁴ Gemeindechronik Fulpmes, S. 107.

⁵⁵ Hollomey-Gasser/Amoser/Hetfleisch: Erinnerungskulturen [wie Anm. 1], S. 96.

⁵⁶ EW 8: Z 815f. – Weiters: EW 8: Z 594–597.

⁵⁷ EW 6: Z. 858–871; EW 8: Z 334f., 825ff. – EW 10: Z 1805, 3016–3024.

⁵⁸ Vgl. Yıldız, Erol: Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht, Bielefeld 2013.

⁵⁹ EW 10: Z 3732–3737 und 3775ff. und 3811.

AUCH IN TELFS ZUHAUSE LEBEN IN EINER PARALLELGESELLSCHAFT?

Edith Hessenberger

„In Telfs in Tirol, wo durch den Zuzug von Gastarbeitern für die Textilindustrie in den 60ern und 70ern fast ein Viertel der Bevölkerung türkischstämmig wurde, wirkt das Zusammenleben heute harmonisch, wenn auch die Ausbildung von Parallelgesellschaften nicht zu übersehen ist“, stellt das ORF-Religionsmagazin „kreuz und quer“ in der Ankündigung der Reportage „Ich träume auf Deutsch“ im Sommer 2016 fest.¹ – Ähnliches ist in den Bezirksblättern im Sommer 2015 zu lesen, wenn es etwa heißt: „Wenn kein friedliches Miteinander möglich ist, wird es eben ein friedliches Nebeneinander geben“, weist der Gemeinderat [...] auf das Deutsch-Defizit hin, das sich gegenwärtig in Schu-

len bemerkbar macht, und auf eine daraus resultierende Parallelgesellschaft in Telfs.“² – Vehementer ist der Ton in Wahlkampfzeiten: „Wir haben eine Parallelgesellschaft. Wir haben Probleme mit dem großen Zuzug, wobei es nicht ein Ausländerproblem ist, sondern ein Problem mit jenen Türkischstämmigen, die letztlich das Minarett durchgesetzt haben.“³ Mit derlei Worten wird die Diskussion seitens der Politik besonders im Wettbewerb um Wählerstimmen angeheizt – nicht ohne auf eines der berühmtesten Bauwerke der Gemeinde hinzuweisen: Den Gebetsturm der ATIB-Moschee, 2006 errichtet, der nach Bedarf als Symbol für unterschiedlichste Botschaften herangezogen wird.



Alljährlich wiederkehrendes Kermes-Fest vor der ATIB-Moschee 2013, Foto: Verein ATIB

ZUSAMMENLEBEN IN TELFS

Wird in Bezug auf das gesellschaftliche Leben in Gemeinden die Frage nach dem Zusammenleben gestellt, so ist in (Klein-)Städten und größeren Gemeinden wie Telfs⁴ schnell von – insbesondere durch Migrantinnen und Migranten gebildeten – „Parallelgesellschaften“ die Rede. Die an sich freundliche Diagnose eines „friedlichen Nebeneinanders“ kumuliert in Wahlkämpfen und politischen Diskussionen schließlich in einer Instrumentalisierung vermeintlicher Parallelgesellschaften. Dann nämlich wird der Vorwurf der Parallelgesellschaft an die Politik einerseits und an aus dem Ausland Zugezogene andererseits gerichtet.

In Telfs leben Menschen aus über 80 Nationen, etwa 40 % der Bevölkerung haben Migrationshintergrund⁵; die Einwohnerschaft hat sich während der letzten 50 Jahre verdreifacht. Ein Großteil der heutigen Telfer Bevölkerung ist entweder aus dem Ausland, aus anderen österreichischen Bundesländern oder Regionen Tirols zugezogen. Die Ortschaft ist mit ihrer Diversität beispielgebend für eine urban geprägte Gemeinde, wenngleich sich die Bevölkerung 2007 in einer Abstimmung deutlich gegen eine Stadterhebung ausgesprochen hat.

Trotz der offenkundigen Vielfalt der Bevölkerung stehen bei der gängigen Feststellung einer Parallelgesellschaft, wie das auch die eingangs gebrachten Zitate verdeutlichen, vorrangig Menschen mit türkischer Muttersprache bzw. türkischem Familiennamen im Fokus. Stets handelt es sich um ein negatives Bild, das – scheinbar im öffentlichen Konsens – den Blick auf gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge einengt und die ständig wiederkehrende Vorstellung von „fehlender Integration“, „Abschottung“ oder gar „Gefährdung des sozialen Friedens“ unterstützt.⁶ Eine Diskussion darüber, was unter Parallelgesellschaften eigentlich zu verstehen ist, findet in der Öffentlichkeit kaum statt. Der Begriff ist, ähnlich wie die Idee einer „Leitkultur“, längst zu einer Phrase mutiert, derer man sich unreflektiert bedienen kann, völlig ungeachtet der fehlenden inhaltlichen Klarheit. Das vorherrschende Bild von Parallelgesellschaften ist diffus und meint eine räumliche, soziale und kulturelle Abschottung vornehmlich der türkischen bzw. muslimischen Bevölkerung in Österreich.⁷

PARALLELGESELLSCHAFT?

Einem eingehenden Blick auf die in Telfs offenbar beobachtbaren Parallelgesellschaften soll die Frage danach vorangestellt werden, wie sich Parallelgesellschaften

eigentlich definieren und in Folge feststellen lassen. Richtungsweisend ist hier der Vorschlag des Politikwissenschaftlers Thomas Meyer, der für die Existenz parallelgesellschaftlicher Strukturen in Migranten-Communities Indikatoren wie ethno-kulturelle bzw. kulturell-religiöse Homogenität, nahezu vollständige lebensweltliche und zivilgesellschaftliche sowie weitgehende Möglichkeiten der ökonomischen Segregation, nahezu komplette Verdoppelung der mehrheitsgesellschaftlichen Institutionen sowie siedlungsräumliche oder formal freiwillige Segregation nennt.⁸

Der Begriff der Parallelgesellschaft wurde im Übrigen 1997 im Rahmen einer Studie zum Thema Fundamentalismus und Gewalt unter türkischen Jugendlichen in Deutschland erstmals verwendet. Die betreffende Studie ebenso wie weitere Beiträge ihres Autors Wilhelm Heitmeyer zur sozialen Segregation wurden als problematisch bewertet und stießen in Fachkreisen auf heftige Kritik.⁹ Der Begriff der Parallelgesellschaft allerdings blieb im öffentlichen Diskurs erhalten und führt seither ein Eigenleben.

In Österreich wurde der Terminus erstmals durch die Studie „Integration in Österreich“¹⁰, erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Inneres, 2009 breitenwirksam aufgegriffen. Die Untersuchung postuliert eine Existenz von Parallelgesellschaften ohne den Begriff kritisch zu hinterfragen. In Folge werden bekannte Bilder reproduziert: Dazu zählen fehlender Integrationswille der zweiten Generation, fehlende Sprachkenntnisse, fehlendes Bekenntnis zu gesellschaftlichen und politischen Grundwerten wie Demokratie, Gleichbehandlung, Säkularismus. Diese Defizite auszugleichen, so das Fazit im Text, sei Auftrag staatlicher Integrationspolitik.

Wird eine Studie von einer Institution in Auftrag gegeben, die für das Thema Sicherheit und Kriminalität zuständig ist, so ist eine Determinierung der Perspektive hinsichtlich einer Gefährdung der öffentlichen Sicherheit naheliegend. Durch ihren Titel suggeriert die Untersuchung hingegen, ein Bericht über aktuelle Einwanderungsprozesse in Österreich zu sein – womit in der Folge der Eindruck erweckt wird, dass das Thema Migration mit einer Gefahr für die österreichische Gesellschaft verbunden sei.¹¹

In der Diskussion um Parallelgesellschaften und damit um gesellschaftliche Zugehörigkeiten spielen staatliche Zugehörigkeiten (etwa im Falle türkeistämmiger Personen mit österreichischer Staatsbürgerschaft) eine untergeordnete



Menschen in Telfs (Foto: Stefan Dietrich)

te Rolle. Vielmehr ist von einer Identität imaginärer Abstammungsgemeinschaften die Rede.¹² Die Konstruktion von Identitäten rund um Eigenes und Fremdes stehen hoch im Kurs. Auch in medienwirksamen Studien wie der oben genannten wird auf diese nationalen Narrative zurückgegriffen. Implizit schüren sie Misstrauen gegenüber Migrantinnen und Migranten. Die Beforschten, Forschungsobjekte regelrecht, bleiben stumm und erhalten vor allem keine Stimme in diesen Narrativen der Nationalgeschichte, sie stehen abseits als kulturell und ethnisch Andere. Schon ihre bloße Existenz scheint Fragen nach Sicherheit und sozialem Frieden zu legitimieren. Wenn Migration an sich als besorgniserregendes Phänomen wahrgenommen wird und Fremdenfeindlichkeit mit einer diffusen Angst vor Zuwanderung erklärt und legitimiert wird, so handelt es sich um das Paradebeispiel einer Täter-Opfer-Umkehr.¹³ Um dieser Objektifizierung von Migrierenden entgegenzuwirken, wurde in den Sozial- und Kulturwissenschaften längst der Ruf nach einer „Perspektive der Migration“ laut. Die Forderung der Wissenschaften lautet, Migration abseits ethnischer und nationaler Zuschreibungen als beharrliche Praxis und gesellschaftliche Tatsache zu akzeptieren. Darüber hinaus seien Migrantinnen und Migranten die Protagonisten ihrer eigenen Migration und sollen im Sinne einer „Autonomie der Migration“ selbst über ihre Perspektiven sprechen, anstatt Objekte der Berichterstattung und Forschungen zu sein.¹⁴

Dass am Anfang der Auseinandersetzung mit Migration seitens staatlicher, regionaler oder kommunaler Institutionen meist die Angst vor dem Fremden steht, das

verdeutlicht überdies der Diskurs rund um den Terminus Integration, der dem Parallelgesellschafts-Diskurs fast zwei Jahrzehnte vorangegangen war. Die (fehlende) Integration der Zugezogenen gewinnt stets angesichts akut scheinender Problemlagen an Bedeutung. Erst die empfundene Segregation scheint eine bewusste Auseinandersetzung mit dem Thema Integration notwendig zu machen. Auch in Telfs war es das zunächst als bedrohlich empfundene Szenario eines Minarett-Baus, das die Menschen besorgt nach „Integration“ rufen ließ und eine Reihe von Maßnahmen in Gang setzte, die schließlich in der Etablierung des ersten kommunalen Integrationsbeauftragten Tirols mündeten.¹⁵ Zumeist sind es die kritischen Stimmen Alteingesessener, oder zumindest jener, die schon länger da sind, die parallelgesellschaftliche Strukturen und mangelnde Integration der Migrantinnen und Migranten kritisieren. Doch welche Perspektive haben die Menschen, denen Segregation und fehlender Integrationswille attestiert wird, auf das Zusammenleben?

ZUSAMMENLEBEN IN TELFS AUS DER PERSPEKTIVE ZUGEZOGENER

Ein Interviewprojekt mit über 40 Migrantinnen und Migranten in Telfs gibt Einblicke in die Perspektiven und Lebenswelten derer, über die im öffentlichen Diskurs so viel gesprochen wird. Seit 2013 werden mithilfe lebensgeschichtlicher Interviews laufend Darstellungen „neuer“ Telferinnen und Telfer dokumentiert. Sie berichten in mehrstündigen Gesprächen vom Verlassen der alten Heimat, vom Ankommen in der neuen und von ihren Erfahrungen seither.

Die Erzählungen der neuen Telferinnen und Telfer zeigen deutlich, dass ein gelungener Etablierungsprozess zahlreicher Voraussetzungen bedarf. Allem voran zählen die Ressourcen, die Migrantinnen und Migranten in die neue Heimat mitbringen: Bildung, (Frei-)Zeit, Vermögen, Netzwerke. Gerade jenen, die zunächst vorrangig als Arbeiterinnen und Arbeiter nach Österreich kamen, fehlten diese Ressourcen maßgeblich. Viele ehemalige Textilarbeiterinnen und -arbeiter beschreiben, wie knapp die Zeit nach einem langen Arbeitstag in der Firma oder einer Nachtschicht war und wie wenig Kraft für Freizeitaktivitäten oder soziales Engagement blieb. Arbeitsmigrantinnen und -migranten sparten in jenen ersten Jahren rigoros, um das Verdiente der Familie im Herkunftsland zugutekommen zu lassen.¹⁶



Weihnachts- und Geburtstagsfeier der Arbeiterfamilie Tosun mit ihrer Vermieterin in den 1970er Jahren, Foto: Dilek Tosun Karaağaç

In der Aufnahmegesellschaft „Platz nehmen“ zu können, setzt voraus, Platz zugestanden zu bekommen. Diesbezüglich erinnern sich besonders Menschen, die als sogenannte Gastarbeiter nach Österreich kamen, an eine gewisse Zurückhaltung der Einheimischen. Sie berichten, dass sie kaum Kontakte zu Österreicherinnen und Österreichern hatten und dass ihnen seitens der Bevölkerung nicht gerade freundlich begegnet wurde.

In diesen Kontext reihen sich Erfahrungen mit Behörden. Begonnen bei strukturellen Hürden, wie sie etwa die schiefe Unmöglichkeit einer adäquaten Anerkennung von im Ausland erworbener Qualifikationen darstellten, wurde das Personal in Ämtern häufig als arrogant, ignorant oder als „Paragrafenreiter“ wahrgenommen. Für viele Migrantinnen und Migranten stellten Behördenwege retrospektiv einen regelrechten Spießrutenlauf dar.

Vielfältig sind die Erfahrungen mit Stigmatisierung in der österreichischen Gesellschaft aufgrund ausländischer Namen. Dass etwa Wohnungen ungern an Menschen mit ausländischen Namen vermietet werden, ist unbestritten. Mehrere Studien belegen darüber hinaus die deutlichen Nachteile, die sich am Arbeitsmarkt aufgrund eines nicht-deutschen Namens ergeben: So reagieren Firmen in deutlich geringerem Ausmaß auf Initiativbewerbungen von Menschen mit türkischem Namen, insbesondere wenn die Bewerberinnen Kopftuch tragen.¹⁷

Eine Arbeitsstelle zu haben, ist für Migrantinnen und Migranten von zentraler Bedeutung. Migrantinnen erzählen, dass sie durch ihre Berufstätigkeit einen respektierten Platz in der Aufnahmegesellschaft erhielten und so von „der Ausländerin“ und „dem Nichts“ zu „einer Person, die etwas tut“ und „die man grüßt“ wurden. Derartige Erzählungen dokumentieren und unterstreichen die große Rolle der Aufnahmegesellschaft früher wie heute, ähnlich, wenn Jugendliche formulieren: „Meine Heimat ist hier, solange man es meine Heimat sein lässt.“¹⁸

„Heimisch“ zu werden, ist eng mit der Dauer und dem Erfolg des Etablierungsprozesses verbunden: In diesem Zusammenhang spielt die Motivation zur Migration eine große Rolle. Menschen, die nach Österreich kamen, um hier einige Jahre lang zu arbeiten und stets das Ziel der Rückkehr in ihr Herkunftsland vor Augen haben, erleben diesen Prozess anders als Menschen, die sich z. B. aufgrund einer Liebesbeziehung entschieden haben, nach Österreich zu kommen, um hier zu leben und eine Familie zu gründen. Insbesondere Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus der Türkei betonen in den Erzählungen immer wieder, dass sie niemals geplant hatten, für immer hier in Österreich zu bleiben, dass sich die Entscheidung über eine Heimkehr oft alljährlich wieder um ein weiteres Jahr in die Zukunft verschoben habe. Für Einzelne ist das bis heute Realität: „Wir wollten nur noch ein weiteres Jahr arbeiten und dann zurückkehren, das wollen wir immer noch. 20 Jahre haben wir so gelebt.“¹⁹

Diskriminierungserfahrungen nehmen großen Raum in den lebensgeschichtlichen Erzählungen von Migrantinnen und Migranten ein: Die Erfahrung, benachteiligt oder aufgrund der Herkunft abgelehnt bzw. mit Vorurteilen konfrontiert zu werden, betrifft Zugewanderte allerdings in unterschiedlicher Intensität. Von starker Diskriminierung berichten Menschen aus der Türkei und aus dem ehemaligen Jugoslawien, wenn sie etwa in Lokale oder Privathäuser nicht eingelassen wurden, freie Wohnungen aufgrund ihres ausländischen Namens plötzlich nicht mehr zur Verfügung standen, für ihre Kinder aufgrund der Herkunft der Eltern keine Lehrstellen oder Ausbildungsplätze gefunden werden konnten oder „österreichische“ Mitbewerberinnen und -bewerber vorgereicht wurden.

Solche Erfahrungen nehmen Einfluss auf die (Selbst-)Darstellungen der Betroffenen: Migrantinnen und Migranten fühlten in behördlichen, aber auch sozialen Settings eine Minderwertigkeit, die sich in ihren Erzählungen als immer

wiederkehrendes unterschwelliges Tiefstapeln bemerkbar machen: Teils wird antizipierend eine Verteidigungshaltung eingenommen, wenn sie z. B. erklären, dass sie stets unbescholtene Bürger waren und nie mit der Polizei oder einem Gericht zu tun hatten. Demonstrativ erklären Interviewte ihre Zufriedenheit mit ihrem wenig qualifizierten Arbeitsplatz unter dem Hinweis, dass sie Österreicherinnen und Österreichern keine Arbeit wegnehmen wollten.

Die Bandbreite an Erfahrungen rund um Differenz steht in engem Zusammenhang mit einer permanenten Ethnisierung: Menschen werden mit Bezug auf ihre Migrationsgeschichte oder die ihrer Ahnen wahrgenommen oder gar auf diese reduziert. Die Selbstwahrnehmung der Menschen ist hier zunächst zweitrangig, denn die Definitionsmacht über Zugehörigkeiten liegt nicht allein bei ihnen. Ganz im Gegenteil kann die Entwicklung eines Zugehörigkeitsgefühls zur Aufnahmegesellschaft durch die Einheimischen unterbunden werden. Das zeigen zahlreiche Berichte junger in Österreich geborener Menschen mit beispielsweise türkischem Namen, die eine österreichische Gemeinde als Heimatort angeben und von einem Gegenüber hartnäckig weiter befragt werden: „Und woher kommst du wirklich?“²⁰ Nicht nur Identitäten werden ethnisiert, auch soziale Verhältnisse werden in Medien, Politik und Wissenschaft überdurchschnittlich oft als kulturell oder ethnisch begründet interpretiert. Prägend sind hier die Bilder von traditionsorientierten Migranten, armen unterdrückten Ausländerfrauen sowie einer zwischen den Kulturen verlorenen zweiten Generation.²¹ Rund um diese Stereotype kreist die ewige Frage nach Integration. Daraus resultiert seitens der Betroffenen ein mitunter alles durchdringendes Bewusstsein, bis in die zweite, dritte oder gar vierte Generation, Migrant oder Migrantin in Österreich zu sein. Mit „Migrationshintergrund“ in Österreich aufgewachsen zu sein, bedeutet, permanente Ethnisierungserfahrungen und damit zusammenhängende Integrationsaufforderungen zu verinnerlichen. Die nationalen, abstammungsorientierten Zuschreibungen eines „Wir und die Anderen“ werden aufgenommen und reproduziert.²² Für sich klar eine österreichische Identität zu beanspruchen, erfordert Mut. Denn die Dagewesenen und die Neuhinzugekommen befinden sich sozusagen auf einer schiefen Ebene, auf der Vorrechte und Interpretationsspielräume klar geregelt scheinen. Nur so ist das bewegende Schlussstatement einer aus Bosnien stammenden Frau zu verstehen, wenn sie als österreichische Staatsbürgerin erklärt, dennoch

niemals eine „richtige Österreicherin“ sein zu können: „Nach Bosnien zu fahren ist für mich Urlaub. Ich bin jetzt hier zu Hause. Hier ist mein Leben. Ich bin seit 2004 auch österreichische Staatsbürgerin. Ich fühle mich hier wohl – auch wenn ich immer Ausländerin bleiben werde. Ich kann keine richtige Österreicherin sein. Ich spreche nicht so gut deutsch. Und auch mein Name ist ausländisch. Aber das ist für mich kein Problem. Ich bin und bleibe hier.“²³

Vor diesem Hintergrund sind wohl auch zunehmende Nationalismen in Teilen der austro-türkischen Bevölkerung zu bewerten. Untersuchungen zur Identität junger Menschen aus Migrantenfamilien zeigen, dass viele der jüngeren Generation sich (ungeachtet ihrer österreichischen Staatsbürgerschaft) nicht als Österreicherinnen oder Österreicher fühlen: Während sich in Deutschland türkische und ex-jugoslawische Migrantinnen und Migranten zu 49 bis 70 % stark zugehörig fühlen, sind es in Österreich nur 29 bis 57 %. Diese Tendenz spiegelt sich auch in der zweiten und dritten Generation: „Ich würde mich nicht als Türken bezeichnen. Aber Österreicher bin ich nicht, egal wie sehr ich mich anpasse, die Sprache spreche, hier aufgewachsen bin und meine Ausbildung gemacht habe. Auch wenn ich mich hier zu Hause fühle, bin ich ganz sicher nicht Österreicher. Und selbst wenn ich mich so bezeichnen würde, würden es die richtigen Österreicher nicht akzeptieren. Mit Rassismus haben wir alle schon zu tun gehabt, das fängt im Kindergarten an.“²⁴



Alles andere als „parallel“. Kinder bei der Eröffnung des Mundegartens 2011, Foto: Stefan Dietrich

PARALLELGESELLSCHAFT DIVERSITÄT!

Das scheue Bekenntnis der Nachkommen vormaliger Migrantinnen und Migranten ist mitunter Ergebnis der beschriebenen überbordenden Ethnisierung und Kulturalisierung rund um das Thema Migration.²⁵ Doch ist die Bildung von parallelgesellschaftlichen Strukturen eine unmittelbare Konsequenz daraus? Kann schließlich in Gemeinden wie Telfs von Parallelgesellschaften gesprochen werden?

Für Telfs liegen keine Untersuchungen vor, die anhand der eingangs genannten Indikatoren für eine Parallelgesellschaft deren Existenz bestätigen oder ausräumen könnten. Es gibt allerdings Untersuchungen zu vergleichbaren urbanen Räumen bzw. Städten, deren Strukturen, räumliche Dimensionen und größere Anonymität eine Segregation bestimmter Bevölkerungsgruppen erleichtern könnten. Einige Ergebnisse der Untersuchungen zu türkischen sozialen Netzwerken sollen hier wiedergegeben werden, um die Situation in Telfs besser einschätzen zu können. Die meisten Studien orientieren sich an Meyers Indikatoren für Parallelgesellschaften oder definieren ähnliche Merkmale, mit dem Ergebnis, dass in den untersuchten Gebieten durchwegs keine Kennzeichen für das Anwachsen parallelgesellschaftlicher Strukturen festzustellen sind: Wohl ist eine relativ starke ethnische Homogenität der Netzwerke in türkischen Lebenswelten festzustellen, doch sind sie nicht völlig von den deutschen bzw. österreichischen Lebenswelten abgetrennt. Zusätzlich verhindern die eingeschränkte Leistungsfähigkeit, das niedrigere soziale und kulturelle Kapital sowie die geringe Größe der sozialen Netzwerke eine institutionelle Unabhängigkeit. Auch räumlich gesehen ist eine Segregation in speziellen Vierteln nicht zu erwarten, da die untersuchten Gruppen über zu geringe Ressourcen und Strukturen verfügen. Ein völliger Rückzug ist für die türkischstämmige Bevölkerung daher gar keine Option. Wenn überhaupt, so findet ein Rückzug in die Kleinfamilie statt. Eine gewisse soziale Segregation dient hier nicht nur dem Schutz gegenüber Diskriminierungen, sondern hat auch wirtschaftliche, familiäre und ganz einfach lebenspraktische Gründe.²⁶

Zugleich bewirkt transnationales Heiratsverhalten Isolation und erschwert die Integration in den Arbeitsmarkt, zudem kann es Einfluss auf die Deutschkenntnisse der Kinder haben.²⁷



Wer separiert sich? Sebastianiprozession 2010, Foto: Stefan Dietrich.

Dieser Befund reicht allerdings nicht aus, eine Parallelgesellschaft auszurufen. In den vergangenen Jahren wurde mehrfach festgestellt, dass es keine geschlossenen, in sich homogenen Parallelgesellschaften im deutschsprachigen Raum gibt. Im Gegenteil weisen die angesprochenen, lediglich von außen homogen erscheinenden sozialen Gruppen sogar eine besonders große Vielfalt auf. Es gibt also mehrere Gründe, warum es sich bei der Parallelgesellschaft um eine hinfällige Kategorie handelt.

Es ist nicht davon auszugehen, dass sich Türkinnen und Türken bewusst für einen Rückzug aus der Aufnahmegesellschaft entscheiden. Es gibt vielmehr in großer Zahl Menschen mit türkischen Vorfahren, die sich mit Österreich identifizieren und intensiv mit der Aufnahmegesellschaft interagieren, ohne jedoch adäquate gesellschaftliche Platzierungen zu erreichen. Dauerhaftes Ausgrenzungsrisiko im Bildungsbereich und auf dem Arbeitsmarkt sind für die Betroffenen, aber auf für die Politik, zentrale Herausforderungen.²⁸ Stark vereinfacht ausgedrückt: Bei der Integration türkeistämmiger Menschen fehlt es eher an Möglichkeiten als am Willen der Betroffenen.

Von besonderer Bedeutung ist schließlich der politisch-mediale Diskurs. Wenn von der Politik Paradigmen, wie jenes der Parallelgesellschaften, unkritisch übernommen werden, dann halten sie sich dort erfahrungsgemäß lange, weil sie institutionalisiert und in weiterer Folge Teil des politischen Tagesgeschäfts werden.²⁹ Der Begriff der Parallelgesellschaft bezieht sich, wie erwähnt, zumeist auf türkisch-muslimische Minderheiten. Wendet man die Kriterien der räumlichen, kulturellen und sozialen Abschottung

aber auf alle in Frage kommenden Gruppen an, zeigt sich, dass es in der Gesellschaft durchaus auch andere Gruppen gibt, die das Etikett „Parallelgesellschaft“ zugewiesen bekommen könnten. Empirische Studien beschreiben beispielsweise eine weitgehende Isolierung linksalternativer Szenen in deutschen Städten. Für Georg Simmel, der sich mit dem städtischen Zusammenleben unter den Bedingungen von hoher Dichte und Heterogenität auf kleinem Raum beschäftigt hat, stellt ein tolerantes, gleichgültiges Nebeneinander eine Voraussetzung für den Umgang mit der Heterogenität in den Städten dar.³⁰ Auf Telfs umgelegt bedeutet das, dass Irritationen in der Bevölkerung bezüglich unterschiedlicher, „paralleler“ Le-

benswelten vor allem auf das starke Bevölkerungswachstum der Gemeinde und besonders auf ihre zunehmende Urbanität hinweisen: Die Marktgemeinde, die sich vor Jahren dezidiert gegen eine Stadterhebung aussprach, wird scheinbar wider Willens urban. Ein zunehmend städtisches Klima führt zu geringeren Überschneidungspunkten zwischen verschiedenen Gruppen. Dieses gleichgültige Nebeneinander trifft aber nicht nur auf ethnische, sondern ebenso auf viele anders definierte soziale Gruppen zu. Es kennzeichnet moderne städtische Gesellschaften. Doch: Würde man von anderen kulturellen Milieus auch als Parallelgesellschaft sprechen? Dann würde die unterschwellige Bedrohlichkeit des Begriffs sicherlich verloren gehen.

- ¹ Krenn, Barbara: Ich träume auf Deutsch – Wie Integration gelingen kann und Diskussion zum Burkaverbot, <http://religion.orf.at/tv/stories/2796054/> [Zugriff: 7.1.2017].
- ² [o. Verf.]: Deutsch: Nebeneinander statt Miteinander, <http://www.meinbezirk.at/imst/politik/deutsch-miteinander-statt-nebeneinander1239633.html> [Zugriff: 7.1.2017].
- ³ [o. Verf.]: GR-Wahlen 2010: Tiroler Gratwanderung, http://www.echosalzburg.at/index.php?option=com_content&view=article&id=2047:gr-wahlen-2010-tiroler-gratwanderung&catid=17:politik&Itemid=45 [Zugriff: 7.1.2017].
- ⁴ Die Marktgemeinde Telfs hat aktuell rund 16.000 Einwohnerinnen und Einwohner und ist damit bevölkerungsmäßig die drittgrößte Gemeinde Tirols.
- ⁵ Als Menschen mit Migrationshintergrund werden nach Definition der Statistik Austria Personen bezeichnet, die selbst im Ausland bzw. deren Eltern im Ausland geboren sind.
- ⁶ Yıldız, Erol: Was heißt hier „Parallelgesellschaft“?, in: Özbas, Ali et al. (Hg.): 50 Jahre türkische Gast (?) Arbeit in Österreich. Wissenschaftliche Analysen – Lebensgeschichten, Graz 2014, S. 61–72, S. 69.
- ⁷ Janßen, Andrea/Polat, Ayca: Soziale Netzwerke türkischer Migrantinnen und Migranten, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 1/2, 2006, Parallelgesellschaften?, S. 11–17, S. 11.
- ⁸ Halm, Dirk/Sauer, Martina: Parallelgesellschaft und ethnische Schichtung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 1/2, 2006, Parallelgesellschaften?, S. 18–24, S. 18f.
- ⁹ Hill, Marc: Nach der Parallelgesellschaft: Neue Perspektiven auf Stadt und Migration, Innsbruck 2016, S. 58.
- ¹⁰ Ulram, Peter: Integration in Österreich. Einstellungen, Orientierungen, Erfahrungen von MigrantInnen und Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung, http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/wp-content/uploads/2011/05/GfK-Integration-in-%C3%96.pdf [Zugriff: 19.1.2017].
- ¹¹ Hill: Nach der Parallelgesellschaft (wie Anm. 9), S. 59–61.
- ¹² Burtscher, Simon: Zuwandern aufsteigen dazugehören. Etablierungsprozesse von Eingewanderten, Innsbruck 2009, S. 60.
- ¹³ Skenderovic, Damir: Vom Gegenstand zum Akteur: Perspektivenwechsel in der Migrationsgeschichte der Schweiz, in: Gadiant, Irma et al. (Hg.): Migrationsgeschichte(n) in der Schweiz: ein Perspektivenwechsel, Basel 2015, S. 1–14, S. 9.
- ¹⁴ Hess, Sabine: Jenseits des Kulturalismus. Ein Plädoyer für postkultu-

- ralistische Ansätze in der kulturanthropologischen Migrationsforschung, in: Klückmann Matthias et al. (Hg.): Spektrum Migration. Zugänge zur Vielfalt des Alltags, Tübingen 2015, S. 37–64, S. 51.
- ¹⁵ Hollomey, Christina: Umstrittene Räume: Identitätskonstruktionen türkisch-islamischer Vereine und ihr Einfluss auf die gelebte Praxis ihrer Mitglieder am Beispiel der Marktgemeinde Telfs in Tirol, phil. Diplomarbeit, Wien 2007, S. 121.
- ¹⁶ Hessenberger, Edith: Alte Neue TelferInnen. Migrationsgeschichten und biografische Erinnerungen (= Studien zur Geschichte und Politik 18), Innsbruck 2016, S. 165.
- ¹⁷ Gächter, August: Die Einwanderung aus der Türkei und was aus ihr wird, in: Özbas et al.: 50 Jahre (wie Anm. 6), S. 26–60, S. 36.
- ¹⁸ Topcu, Canan: Meine Heimat ist Deutschland, sofern man es meine Heimat sein lässt, in: Lange, Dirk/Polat, Ayca (Hg.): Unsere Wirklichkeit ist anders. Migration und Alltag. Perspektiven politischer Bildung, Bonn 2009, S. 19–29, S. 19.
- ¹⁹ Hessenberger: Alte Neue TelferInnen (wie Anm. 16), S. 67.
- ²⁰ Burtscher: Zuwandern aufsteigen dazugehören (wie Anm. 12), S. 57.
- ²¹ Pepler, Lisa: „Da heißt es ja immer, die Türken integrieren sich nicht.“ Der Integrationsdiskurs als methodisches Problem für qualitative Migrationsstudien, in: Klückmann, Matthias et al. (Hg.): Spektrum Migration. Zugänge zur Vielfalt des Alltags, Tübingen 2015, S. 173–194, S. 175.
- ²² Pepler: Integrationsdiskurs (wie Anm. 23), S. 192f.
- ²³ Hessenberger: Alte Neue TelferInnen (wie Anm. 16), S. 153.
- ²⁴ Antia, Delna: „Dann bin ich eben nicht Österreicher!“, in: das biber, <http://www.dasbiber.at/content/dann-bin-ich-eben-nicht-oesterreicher> [Zugriff: 24.1.2017].
- ²⁵ Antia, Delna: Eins, zwei, keins oder beides: warum Migranten der zweiten Generation eine hybride Identität wählen – wenn sie dürfen; ein empirischer Vergleich nationaler Selbstpositionierung in Deutschland und Österreich, phil. Diplomarbeit, Wien 2016.
- ²⁶ Hill: Nach der Parallelgesellschaft (wie Anm. 9), S. 62.
- ²⁷ Halm/Sauer: Parallelgesellschaft und ethnische Schichtung (wie Anm. 8), S. 24.
- ²⁸ Janßen/Polat: Soziale Netzwerke türkischer Migrantinnen und Migranten (wie Anm. 7), S. 16.
- ²⁹ Hill: Nach der Parallelgesellschaft (wie Anm. 9), S. 62.
- ³⁰ Janßen/Polat: Soziale Netzwerke türkischer Migrantinnen und Migranten (wie Anm. 7), S. 16.

TATSÄCHLICH HIER ZUHAUSE?

ÜBER RELIGIÖSE UND NATIONALE SYMBOLE IN DER SCHULE

Claudius Ströhle

„Jede Macht zu symbolischer Gewalt, d. h. jede Macht, der es gelingt, Bedeutungen durchzusetzen und sie als legitim durchzusetzen, indem sie die Kräfteverhältnisse verschleiern, die ihrer Kraft zugrunde liegen, fügt diesen Kräfteverhältnissen ihre eigene, d. h. eigentlich symbolische Kraft hinzu.“ (Pierre Bourdieu/Jean-Claude Passeron)¹

Montag, 9. Januar 2017. In der ZiB 2, dem späten abendlichen Nachrichtenmagazin des österreichischen Rundfunks, lädt Armin Wolf zur Live-Diskussion. Rechts neben ihm sitzt Carla Amina Baghajati, Frauensprecherin der Islamischen Glaubensgemeinschaft, links Gernot Blümel, Landesparteiobmann der ÖVP Wien. Thema: Kopftuchverbot im öffentlichen Dienst. Die Fronten sind klar. Baghajati, selbst Kopftuchträgerin und Islamlehrerin, plädiert für Religionsfreiheit und Pluralismus und deren Repräsentation in der Gesellschaft. Blümel unterstützt die Forderung der ÖVP, dass der Staat in sensiblen Bereichen – wie Polizei, Gericht oder Schule – Neutralität wahren müsse und das Tragen von Kopftüchern dort untersagen solle. Wie es sich mit der Neutralität verhalte, wenn das Tragen von Kopftüchern, nicht aber das Aufhängen von Kreuzen in Klassenzimmern zur Diskussion stehe, fragt der Moderator. Blümel entgegnet, „dass das Kreuz ein Teil des Kulturgutes ist. Und wenn der Herr Professor Faßmann sagt, das ist aus seiner Sicht kein Problem für die Integration, aber das Kopftuch aus seiner Sicht sehr wohl in bestimmten sensiblen Bereichen, wie beispielsweise in der Schule, dann kann ich ihm da nur voll beipflichten.“²

Über die Rolle von religiösen Symbolen in Schulen wird in gebetsmühlenartig wiederkehrenden öffentlichen Debatten heftig diskutiert. In der gegenwärtigen Auseinandersetzung nimmt der Vorsitzende des Expertenrats für Integration, Heinz Faßmann, eine klare Position ein. Er schlägt ein Kopftuchverbot für Staatsbedienstete vor, das Kreuz in Klassenzimmern sei hingegen „historisch gewachsen“ und stelle daher kein Problem in Bezug auf die Integration dar.³ Hierzu lassen sich mehrere

grundsätzliche Fragen stellen: Welche Symbole werden in österreichischen Schulen mit welcher Intention angebracht? Was und wen sollen sie repräsentieren? Und wie werden sie von den verschiedenen AkteurInnen in der Schule wahrgenommen? Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit diesen Fragen und bezieht sich dabei auf eine Neue Mittelschule in Tirol, in der ich ethnografisch über die Bedeutung von Migration im Schulalltag forschte.⁴ Das „Problem volkscultureller Traditionen in der Rechtswirklichkeit des modernen Verfassungsstaates“⁵ – wie der Volkskundler Gottfried Korff in ähnlichem Zusammenhang schrieb – wird hier weder juristisch geklärt noch ideologisch bewertet, sondern alltagsweltlich dargestellt und gedeutet. Zur Kontextualisierung folgen eingangs einführende Gedanken zu den Verschränkungen von Schule, Nation, Ethnizität und Religion.

DIE ERFINDUNG DER SCHULE

„Die Erfindung der Nation“⁶ im ausgehenden 18. Jahrhundert steht in direktem Zusammenhang mit der Einführung der Schulpflicht und der breiten Etablierung des Schulsystems, wie der Mitbegründer der Nationalism Studies Anthony Smith betont: „Seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts haben es die meisten Regierungen als eine ihrer vordringlichsten Pflichten betrachtet, ein Massensystem öffentlicher Erziehung einzurichten, zu finanzieren und zunehmend zu dirigieren [...], um sowohl effiziente Arbeitskräfte als auch eine loyale homogene Bürgerschaft hervorzubringen.“⁷

Daran anknüpfend führt der Ethnologe Werner Schifauer aus, dass die staatliche Schulbildung nach wie

vor der entscheidende Mechanismus ist, durch welchen Nationalstaaten aus Kindern StaatsbürgerInnen machen. Ohne öffentliche Schulen wären Nationalstaaten undenkbar, es gäbe kein kollektives Bewusstsein und auch keine wirksamen Mittel, um die vorherrschende politische Kultur durchzusetzen.⁸ Die Schule ist demnach eine Institution, die mit der Idee der Nation ver- und an den Nationalstaat gebunden ist. Gleichwohl der Nationalismus von einer ethnisch homogenen BürgerInnen-schaft ausgeht bzw. sie anstrebt und viele historische wie gegenwärtige Bewegungen dies auf verheerende Weise durchzusetzen versuch(t)en, so muss heute doch festgehalten werden: Wir leben in einer heterogenen Migrationsgesellschaft. Eine Kritik, die Mitte der 1990er Jahre in den Bildungswissenschaften aufkam und mit mehreren Studien belegt wurde, war nun jene, dass bestimmte Institutionen des Bildungswesens den durch Migration veränderten gesellschaftlichen Realitäten nicht oder nicht genügend Rechnung trügen.⁹ Diese Anpassungsresistenz liegt jedoch in der Kultur der Sache begründet. Der Erziehungswissenschaftler und Migrationsforscher Franz-Olaf Radtke konstatiert, dass die Erziehung in Schulen seit ihrer Gründung ein Medium war, mit welchem der Glaube an eine imagined community durch das Erlernen ethno-kultureller Unterscheidungen und deren Bewertung im kollektiven Bewusstsein durchgesetzt wurde.¹⁰ Schulen neigen zur Praxis der Ethnisierung, weil sie als Institution der herrschenden Hierarchie zwischen nationaler Mehrheit und ethnischer Minderheit verpflichtet sind. Sie sind zentrale Orte der Herstellung von ethnischer Differenz.

Wer nach der Rolle von Religion in der Schule fragt, findet Antworten im aktuellen Religionsunterrichtsgesetz. Neben dem christlichen Religionsunterricht wird allen SchülerInnen, die einer gesetzlich anerkannten Kirche oder Religionsgesellschaft angehören, ein Religionsunterricht ihres Bekenntnisses als Pflichtgegenstand an öffentlichen Schulen zugesprochen.¹¹ Zumindest ein weiterer Ausschnitt aus dem Religionsunterrichtsgesetz erscheint in diesem Kontext relevant: „In den unter § 1 Abs. 1 fallenden Schulen [alle öffentlichen Schulen sowie die Akademien für Sozialarbeit und Anstalten zur Lehrer- und Erzieherbildung, Anm. C. S.], an denen die Mehrzahl der Schüler einem christlichen Religionsbekenntnis angehört, ist in allen Klassenräumen vom Schulerhalter ein Kreuz anzubringen.“¹²

DIE SCHULE UND IHRE SYMBOLE

Nation, Ethnizität und Religion sind eng ineinander verwoben und gleichsam der Stoff, aus dem Schule gemacht ist. Symbole sind ein zentrales Medium, um dieses Konglomerat durchzusetzen. Dabei handelt es sich um Dinge, die für etwas stehen. So bedeutet das griechische Symballein zusammenfügen und ist in der Mythologie zugleich Sinnbild für das Zusammenfügen von zwei Teilen, die einst eins gewesen sind – etwa in Gestalt einer Münze, die auseinanderbricht und nach einer langen Trennung als untrügliches Erkennungszeichen der Identität des Besitzers oder Überbringers dient.¹³ Symbole sind demnach immer auf ein Ganzes gerichtet und Überbringer eines gewissen Sinninhaltes. Das Verhältnis von Symbol und Symbolisiertem ist dabei eng und unlöslich, wie Karl C. Berger und Anna Horner vom Tiroler Volkskunstmuseum im Begleitband zur Sonderausstellung „Mehr als Worte. Zeichen. Symbole. Sinnbilder.“ ausführen: „Das Kreuz an sich ist heilig – es ist nicht bloß ein Stück Holz oder Eisen oder steht nur stellvertretend für das Göttliche. Seine Wirkkraft ist mit jener des Göttlichen scheinbar ident.“¹⁴ Damit die Verknüpfung von Symbol und Symbolisiertem gelingt, braucht es ein kulturelles Wissen, welches das Entschlüsseln der kodierten Nachricht ermöglicht und die Verbindung als natürlich erscheinen lässt. Dieses Wissen ist ein historisch gewachsenes (und somit veränderbares), weshalb der Volkskundler Martin Scharfe von Symbolen als „sinnlich geronnene[r] Geschichte“ spricht, die eine lebendige Sinntradition benötigt, um Vergangenes wieder erfahrbar werden zu lassen.¹⁵ Nicht zuletzt verfügen Symbole über eine emotionale Ladung, sind „von spannungsreicher, vibrierender, gleichsam ‚auratischer‘ Kraft und [...] strahlen Bedeutungen – und sei es unterschwellig, verdeckt, versickernd und artesisch neu aufsteigend – auch von sich aus“¹⁶.

Welche Bedeutungen die Symbole in der Schule ausstrahlen, war eine zentrale Forschungsfrage in meiner ethnografischen Studie an einer Tiroler Neuen Mittelschule (NMS). Über neun Wochen nahm ich am Schulalltag der NMS Hohenfeld¹⁷ teil, begleitete die SchülerInnen während der Unterrichtsstunden und bei Schulveranstaltungen, erstellte Fragebögen und führte Interviews mit den SchülerInnen, Lehrpersonen und dem Direktor.¹⁸ Die meiste Zeit verbrachte ich mit einer dritten Klasse, in welcher die Hälfte der SchülerInnen auf Migrationsge-

schichten in ihren Familien verweisen konnte. Die Frage, wie in der Schule mit Migration umgegangen und was den SchülerInnen darüber vermittelt wird, rückte zunehmend in den Mittelpunkt meiner Feldforschung. Eine Antwort darauf verbirgt sich in der symbolischen Ausstattung des Schulgebäudes, die im Folgenden kurz beschrieben wird. Ein Schulrundgang: Noch vor dem Betreten des Schulgebäudes fällt der Blick auf ein ca. fünf Meter langes und drei Meter hohes Bildnis an der Außenwand der angrenzenden Volksschule, das – so könnte man formulieren – über den Pausenhof wacht. Darauf sind christliche Motive sowie die Darstellung zweier Arbeiter mit Hammer und Amboss zu sehen. Der Eintritt ins Schulhaus führt sogleich in die Aula. An der Wand hängt dort eine moderne Darstellung von Jesus mit Heiligenschein, auf den Säulen kleben bunte Menschensilhouetten aus Papier und die hölzerne Informationsbox in der Mitte stellt ein EU-Projekt für lebenslanges Lernen („Comenius“) vor – mit Plakaten, Exkursionsberichten und Flaggen verschiedener Länder, neben welchen in der jeweiligen Nationalsprache „Willkommen“ steht.

Im ersten Stock bleibt der nach Symbolen fahndende Blick an einer Nische hängen, in der ein Tischfußballkasten steht. Wer mit der blauen Mannschaft spielt, hat eine Wand mit einer großen Europakarte vor sich; wer mit der roten Mannschaft spielt, kann drei nebeneinander hängende Bilder sehen: links der schwarze Adler des österreichischen Wappens, rechts der rote Adler des Tiroler Wappens und in der Mitte, in goldenem Rahmen, Andreas Hofer. Eine ähnliche Konstellation findet sich auch in der Küche, nur ist anstelle Andreas Hofers in der Mitte ein Kruzifix angebracht – also ein Kreuz mit einer künstlerischen Darstellung des gekreuzigten Jesus. Und eben dieses christliche Symbol schließt auch den kurzen Rundgang ab: Ein Kruzifix hängt in jedem Klassenraum.

EINE HOMOGENE „IMAGINÄRE VERGANGENHEIT“¹⁹?

Die in der NMS Hohenfeld befindlichen Symbole lassen sich in christliche (Bildnis vor der Schule, Jesus-Darstellung, Kruzifixe) und nationale/regionale (österreichisches und Tiroler Wappen, Andreas Hofer, Nationalflaggen) unterteilen, die zugleich aufeinander verweisen. Hinter dem Kopf des roten Adlers des Tiroler Wappens, dessen goldene Flügel in Kleeblättern enden, ist ein Lorbeerkranz angebracht. Dieser erinnert an die Tiroler Aufstände 1809

gegen die bayrisch-französischen Besatzungsmächte, die von Andreas Hofer angeführt worden sind. In Tirol steht Andreas Hofer als historische Figur in erster Linie für Widerstand, Einigkeit und den katholischen Glauben.²⁰ Sein Porträt in der Schule bedient sowohl regionale und nationale, als auch religiöse Narrative. Und es sind eben jene drei Ordnungen, die bei näherer Betrachtung der Symbole in der NMS Hohenfeld zu einem Bedeutungsgeflecht verschmelzen, welches auf eine historisch gewachsene, homogene Gemeinschaft verweist und sich mit den gesellschaftlich verankerten Vorstellungen einer dominanten „Leitkultur“ zu decken scheint. Gleichzeitig wird ein kulturell homogen konzipiertes Territorium markiert, welches die in dieser Vorstellung nicht Inkludierten als Andere erscheinen lässt bzw. zu Anderen macht (Othering). Der Europäische Ethnologe Peter Niedermüller, der zur Bedeutung und Funktion von Symbolen für die Konstituierung nationaler Identität in den postsozialistischen osteuropäischen Ländern forschte, stellte fest, dass das Eigene jeweils nur in „Frontstellung gegenüber Anderen“ legitimiert wird, und dabei die Anderen „immer als ‚Fremde‘, und die Fremden immer als ‚Feinde‘ hingestellt“ werden.²¹ Im Tiroler Volksaufstand, für welchen Andreas Hofer sinnbildlich steht, geschieht diese Konstituierung des Wir im blutigen Kampf gegen die Anderen. Und auch Niedermüllers weiterer Argumentation kann in diesem Zusammenhang gefolgt werden, wenn er ausführt, dass die Idee einer homogenen, „imaginären Vergangenheit“ als unablässig von der politischen und sozialen Realität der Gegenwart zu verstehen ist. Also all jene, die sich in diesem geschaffenen Bild der Vergangenheit wiedererkennen (oder zumindest ihre Vorfahren darin entdecken), gehören dazu. Dies geht mit einem Ausschluss der „kulturell Anderen“ einher, denen kein Raum gewährt wird oder zumindest nur in marginalen Positionen.²²

SYMBOLDEUTUNGEN IN DER NMS HOHENFELD

Im Folgenden kommen die AkteurInnen der NMS Hohenfeld selbst zu Wort. Dabei gilt es einerseits zu verstehen, welche Bedeutungen sie den ausgestellten Dingen zuschreiben und andererseits, welche Wirkkraft von den Dingen selbst ausgeht (agency).²³ Die vier hier wiedergegebenen Aussagen stammen aus den Interviews bzw. dem Beobachtungsprotokoll, die im Zuge meiner Forschung entstanden sind. Es handelt sich um Reaktionen auf meine Frage, wie die GesprächspartnerInnen die Symbole in der Schule wahrnehmen.

DIREKTOR GAMPER

Ja .. es ist ganz einfach so, dass ein großer Anteil der Kinder katholisch ist. Und der andere große Anteil ist Islam. Und der katholische Anteil, der setzt besonders Zeichen. Ich meine, es sind jetzt nicht speziell die Kinder, sondern mehr die Lehrer, die versuchen, ihre Präsenz zu steigern. Deswegen sind die Symbole auch sichtbar. Ich persönlich halte es für .. günstig und wichtig, dass es das gibt, also Religion, egal jetzt in was für einer Ausrichtung unterrichtet wird. Wenn wir das nicht hätten, würde, glaube ich, dringender Bedarf sein, was anderes dafür zu schaffen. Und solange wir aber den Religionsunterricht haben und der Großteil der Kinder daran teilnimmt, das ist ja auch eine wichtige Sache, dass kaum Abmeldungen sind. Deswegen hat das auch eine Präsenz in der Schule und ich betrachte es einfach als fruchtbaren Geist, der dem innewohnt, ohne dass das jetzt irgendwie eine religiöse Frömmerei oder Ausrichtung ist, sondern meine Religionslehrerinnen und Religionslehrer arbeiten einfach sehr für die Gemeinschaft, und ich glaube, deswegen sind die Symbole sichtbar.²⁴

SCHÜLERIN ZEYNEP

Ja, das ist mir aufgefallen, in jedem Klassenraum, aber ähm, das ist mir egal, weil wir sind ja keine Christen, wir sind ja Muslime und wir kennen halt .. mhmm .. Das ist mir egal, ob jetzt in der Klasse überall Kreuze sind.²⁵

ISLAMLEHRER DEMIR

Gespräch im Kaffeezimmer – als ich den Religionslehrer auf die religiösen Symbole in der Schule anspreche, erzählt er aus seiner Schulzeit in der Türkei und betont, dass religiöse Symbole in öffentlichen Gebäuden nicht erlaubt waren. In Bezug auf die NMS führt er aus, dass weder er noch die muslimischen Schüler sich davon gestört fühlten, davon sei er überzeugt. Er selbst sehe Jesus als wichtigen Propheten – nicht als Sohn Gottes, aber als wichtigen Propheten und deshalb störe ihn dessen symbolische Präsenz auch nicht. Zudem habe ihn bisher noch kein Schüler darauf angesprochen.²⁶

KLASSENVORSTAND NAGL

Ja [lacht] ich bin natürlich selber .. bekennender Christ und für mich gehören gewisse Symbole schon dazu. Also, das ist für mich, ich habe ja meine Klasse in Religion. Ich meine, du hast das eh selber miterlebt, also ich bin jetzt da kein Fanatischer, der da die Kinder zwingt zu irgendwas. Für mich gibt es eine übergeordnete Instanz und die gibt es in allen Kulturen, in allen Völkern, das hat es früher schon gegeben, das wird es auch in was weiß ich wieviel tausend Jahren wahrscheinlich noch geben.²⁷

ÜBER DIE GEWALT VON SYMBOLEN

Das Kreuz erhält nicht nur in den öffentlichen Debatten, sondern auch in der NMS Hohenfeld die meiste Aufmerksamkeit. Der Direktor legitimiert die hohe Präsenz an christlichen Symbolen damit, dass „ganz einfach [...] ein großer Anteil der Kinder katholisch“ sei. Zudem verweist er auf den beachtlichen Anteil islamischer SchülerInnen, die jedoch symbolisch nicht repräsentiert werden, weil es eben nicht die SchülerInnen seien, „die versuchen, ihre Präsenz zu steigern“, sondern vielmehr die ReligionslehrerInnen. Islamlehrer Demir, der in der Schule als wichtige Ansprechperson für SchülerInnen und Eltern mit Türkeibezug gilt und für sie als Vermittler fungiert, deutet die Kruzifixe anders. Den am Kreuz hängenden Jesus versteht er als Propheten seiner Religion, des Islam. In dieser Argumentationsweise ist es auch nachvollziehbar, dass ihn die Kruzifixe in der Schule nicht stören. Wenn er jedoch in weiterer Folge diese Aussage auf alle muslimischen SchülerInnen ausweitet, könnte diese Defensivhaltung auch als Konsequenz einer „symbolischen Gewalt“²⁸ gedeutet werden, die sich dieser Symbole als Instrumente der Macht und Herrschaft bedient und die sich auch in der Schülerin Zeynep zu manifestieren scheint, welcher die Kruzifixe schlichtweg „egal“ sind.

Aus der Perspektive der symbolischen Gewalt argumentierend können die Aussagen der beiden als „Bejahung, Verinnerlichung und Verschleierung von gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen“²⁹ verstanden werden. Sowohl Zeynep als auch Herr Demir legitimieren in ihren Statements die in der Schule vorherrschende Praxis, dass den zahlreichen muslimischen SchülerInnen keine Repräsentation widerfährt. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu erklärt diesen Vorgang folgendermaßen: „Von symbolischer Herrschaft oder Gewalt sprechen heißt davon, dass der Beherrschte [...] dazu tendiert, sich selbst gegenüber den herrschenden Standpunkt einzunehmen.“³⁰ Doch obwohl, nein, gerade eben weil die Symbole in der Schule als selbstverständlich und normal wahrgenommen werden, setzen sie die dahinter verborgenen ideologischen Vorstellungen durch (es handelt sich um eine „sanfte Gewalt“³¹). Lesen wir hierzu nun die Aussage von Klassenvorstand Nagl, dass „gewisse Symbole schon dazu [gehören]“ und die darin repräsentierte „übergeordnete Instanz“ zeitloser und universaler Bestandteil menschlichen Daseins sei, so lässt die

vermeintliche Selbstverständlichkeit stutzig werden. Ähnlich wie die Aussage von Direktor Gamper („es ist ganz einfach so“) verschleiert solcherart Rhetorik die historischen Bedingungen von sozialer Wirklichkeit und verewigt und naturalisiert gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse, die nicht zuletzt durch die symbolische Ausgestaltung des Schulgebäudes durchgesetzt werden.³²

SCHLUSSBETRACHTUNG

Gottfried Korff arbeitete in seiner Diskursanalyse des „Kruzifix-Urteils“³³ die zentrale Orientierungsfunktion von Symbolen heraus. Sie seien imstande, so der Kulturwissenschaftler, eine eigene Dynamik zu entwickeln und stellten weit mehr als eine bloße „Verkleidung“ bereits bekannter Inhalte dar, wenn sich selbst das vermeintlich eindeutige christliche Kreuz als so vielfältig konnotiert und instrumentalisierbar erweise (religiös, kulturell, politisch, ideologisch, regional, fundamentalistisch).³⁴ Auch die Aussagen aus der NMS Hohenfeld zeigen, wie unterschiedlich sich Symbole deuten lassen. Doch ist das Spektrum an Bedeutungen keineswegs beliebig. Die religiösen, regionalen und nationalen Symbole in der NMS Hohenfeld repräsentieren eine kulturelle Homogenität, die die Heterogenität ihrer SchülerInnenschaft verschleiert, und verweisen auf eine gemeinsame „imaginären Vergangenheit“³⁵, die mit dem Ausschluss all jener einhergeht, die diesen Vorstellungen nicht entsprechen. Sie werden im Prozess der Selbstpositionierung zu Anderen gemacht, was zur Verinnerlichung eines „migrantisches Bewusstseins“³⁶ führen kann. Gökhan, ein Schüler der NMS Hohenfeld, hat dies in Bezug auf das gelegentlich abgehaltene Morgengebet in seiner Klasse so zum Ausdruck gebracht: „Ja, ich habe mich so ein bisschen, ähm .. so gefühlt als ob wir anders wären oder so.“³⁷ In der Schule lernen SchülerInnen weit mehr als Lesen und Schreiben. Welche geschlechtlichen, sozialen, kulturellen und religiösen Leitbilder in der Schule vermittelt werden sollen, darüber wird auch weiterhin heftig debattiert werden, nicht nur in der ZiB 2. Dass Symbole gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse besonders effektiv durchzusetzen vermögen, darf dabei nie aus dem Blick geraten.

- ¹ Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude: Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt, Frankfurt a. M. 1973, S. 12.
- ² ZfB 2, ORF 2, 9.1.2017.
- ³ [o. Verf.]: Integrationsexperte will Kopftuch-Verbot für Staatsdiener, in: Die Presse, 5.1.2017, <http://diepresse.com/home/innenpolitik/5149817/Integrationsexperte-will-KopftuchVerbot-fuer-Staatsdiener> [Zugriff: 8.2.2017].
- ⁴ Dieser Artikel basiert auf meiner Masterarbeit, die demnächst in überarbeiteter Fassung erscheint: Ströhle, Claudius: Migrationschule. Wie SchülerInnen lernen zwischen Uns und den Anderen zu unterscheiden (= bricolage monografien. Innsbrucker Studien zur Europäischen Ethnologie 1), Innsbruck 2017.
- ⁵ Korff, Gottfried: Antisymbolik und Symbolanalytik in der Volkskunde, in: Brednich, Rolf W./Schmitt, Heinz (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25.–29. September 1995, Münster u. a. 1997, S. 11–30, S. 11.
- ⁶ Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a. M. u. a. 1988.
- ⁷ Anthony Smith, zit. n. Schiffauer, Werner: Einleitung: Nationalstaat, Schule und politische Sozialisation, in: Ders. (Hg.): Staat – Schule – Ethnizität. Politische Sozialisation von Immigrantenkinder in vier europäischen Ländern (= Interkulturelle Bildungsforschung 10), Berlin u. a. 2002, S. 1–19, S. 2.
- ⁸ Schiffauer: Einleitung (wie Anm. 7), S. 1.
- ⁹ Siehe dazu z. B. Gogolin, Ingrid (Hg.): Das nationale Selbstverständnis der Bildung, Münster–New York 1994.
- ¹⁰ Radtke, Franz-Olaf: Schule und Ethnizität. In: Helsper, Werner (Hg.): Handbuch der Schulforschung, Wiesbaden ²2008, S. 651–672, S. 656.
- ¹¹ Religionsunterrichtsgesetz, <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10009217&showPrintPreview=True> [Zugriff: 26.4.2015].
- ¹² Religionsunterrichtsgesetz (wie Anm. 11).
- ¹³ Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie, München ³2006, S. 184.
- ¹⁴ Berger, Karl C./Horner, Anna: Mehr als Worte, in: Dies. (Hg.): Mehr als Worte. Zeichen. Symbole. Sinnbilder. Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck 24. April–8. November 2015, Innsbruck 2015, S. 11–21, S. 12.
- ¹⁵ Scharfe, Martin: Geschichtlichkeit, in: Bausinger, Hermann et al. (Hg.): Grundzüge der Volkskunde, Darmstadt ⁴1999, S. 127–203, S. 182.
- ¹⁶ Lipp, Wolfgang: Kulturtypen, kulturelle Symbole, Handlungswelt. Zur Plurivalenz von Kultur, in: Ders.: Drama Kultur, Berlin 1994, S. 33–74, S. 50.
- ¹⁷ Alle Orts- und Personennamen sind anonymisiert bzw. wurden durch möglichst herkunfts- und häufigkeits-ähnliche Namen ersetzt.
- ¹⁸ Zur methodischen Vorgehensweise der Ethnografie siehe Breidenstein, Georg et al.: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung, Konstanz–München 2013.
- ¹⁹ Niedermüller, Peter: Politik, Kultur und Vergangenheit. Nationale Symbole und politischer Wandel in Osteuropa, in: Brednich, Rolf W./Schmitt, Heinz (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25.–29. September 1995, Münster u. a. 1997, S. 113–122, S. 120.
- ²⁰ Für eine umfassende Rezeptionsgeschichte siehe: Steinlechner, Siegfried: Des Hofers neue Kleider. Über die staatstragende Funktion von Mythen, Innsbruck u. a. 2000.
- ²¹ Niedermüller: Nationale Symbole (wie Anm. 19), S. 120.
- ²² Niedermüller: Nationale Symbole (wie Anm. 19), S. 120f.
- ²³ König, Gudrun M./Papierz, Zuzanna: Plädoyer für eine qualitative Dinganalyse, in: Hess, Sabine/Moser, Johannes/Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte, Berlin 2013, S. 283–307, S. 292.
- ²⁴ Interview mit Lehrer Gamper, geführt am 13.3.2015.
- ²⁵ Interview mit Zeynep, geführt am 11.11.2014.
- ²⁶ Beobachtungsprotokoll vom 20.10.2014.
- ²⁷ Interview mit Lehrer Nagl, geführt am 12.3.2015.
- ²⁸ Bourdieu/Passeron: Symbolische Gewalt (wie Anm. 1).
- ²⁹ Moebius, Stephan/Wetterer, Angelika: Symbolische Gewalt, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 36/4, 2011, S. 1–10, S. 1.
- ³⁰ Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M. 2005, S. 202.
- ³¹ Moebius/Wetterer: Symbolische Gewalt (wie Anm. 29), S. 2.
- ³² Bourdieu/Passeron: Symbolische Gewalt (wie Anm. 1), S. 18.
- ³³ Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe erklärte 1995 einen Passus der Bayerischen Volksschulordnung, nach welchem in jedem Klassenzimmer ein Kreuzifix anzubringen sei, für verfassungswidrig. Dies führte zu heftigen Protesten und einer erregten öffentlichen Debatte.
- ³⁴ Korff: Symbolanalytik (wie Anm. 5), S. 12.
- ³⁵ Niedermüller: Nationale Symbole (wie Anm. 19), S. 20.
- ³⁶ Pepler, Lisa: „Da heißt es ja immer, die Türken integrieren sich nicht.“ Der Integrationsdiskurs als methodisches Problem für qualitative Migrationsstudien, in: Klückmann, Matthias/Sparacio, Felicia (Hg.): Spektrum Migration. Zugänge zur Vielfalt des Alltags (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 48), Tübingen 2015, S. 173–194, S. 175.
- ³⁷ Interview mit Gökhan, geführt am 21.11.2014.

VON DER „GASTARBEITERKINDERPÄDAGOGIK“ ZU „INTERKULTURELLEM LERNEN“

Nataša Maroševac

In den 1960er und '70er Jahren sah die österreichische Bildungspolitik – ganz im Sinne der Logik des Begriffs – in Zusammenhang mit „Gastarbeit“ kaum Handlungsbedarf. Nachdem lediglich ein vorübergehender Aufenthalt im Land vorgesehen war, galten deutsche Sprachkenntnisse für ArbeiterInnen und deren Kinder als unwichtig. Die an den Arbeitsstellen notwendigen paar Brocken Deutsch wurden dort erlernt. Den Kindern wurde ein muttersprachlicher Zusatzunterricht angeboten, um ihnen die Rückkehr in das Herkunftsland der Eltern zu erleichtern. Für den Erwerb der Zweitsprache Deutsch fehlte es an pädagogischen Konzepten, ebenso wie an Unterrichtsmaterial sowie Qualifizierungsmaßnahmen für die LehrerInnen.

Als sich in den 1980ern die Entwicklung hin zu Familiennachzug und dauerhaftem Aufenthalt abzeichnete, reagierte man mit der sprachdefizitorientierten, an der Integration der „Gastarbeiterkinder“ orientierten „Ausländerpädagogik“. Die betroffenen Kinder wurden oft nicht altersentsprechend eingeschult oder – zum Teil nur aufgrund fehlender Sprachkenntnisse – einer Sonderschule zugewiesen, Fördersysteme und spezifische Ausbildungen für PädagogInnen fehlten nach wie vor.

Das verschärfte Aufenthaltsrecht führte Anfang der '90er Jahre zu verstärktem Familiennachzug aus der Türkei und viele Menschen flohen vor dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien. In den Schulen spiegelte sich dies in der zunehmend multiethnischen Zusammensetzung der Klassen und deren Mehrsprachigkeit. Unter dem Druck dieser Situation begann endlich eine Auseinandersetzung mit den Herausforderungen, die zu einer neuen Haltung führte: Unterschiede sollten nicht mehr als Defizit, vielmehr sollte Vielfalt als Potenzial aufgefasst werden. Gesetzliche Grundlagen wurden adaptiert bzw. geschaffen, Strategien verändert, unter anderem das Unterrichtsprinzip „Interkulturelles Lernen“ eingeführt [1991].

SPRACHENVIELFALT ALS CHANCE

Das Bildungsministerium begann, Mehrsprachigkeit als Chance zu sehen und entsprechend aufzugreifen. Der Fo-

kus lag zunächst auf schnellstmöglichem Spracherwerb. Es stellte sich jedoch heraus, dass für das „Ankommen“, Zurechtfinden in den sozialen und organisatorischen Strukturen und für positive schulische Leistungen vielfach mehr Zeit notwendig ist. Der Status des „außerordentlichen Schülers“/der „außerordentlichen Schülerin“ ermöglicht den Schulbesuch ohne Leistungsbeurteilung und damit einen schonenden Einstieg in das österreichische Ausbildungssystem.

Sukzessive wurden spezielle Maßnahmen für SchülerInnen mit anderen Erstsprachen gesetzt, beispielsweise Förderkurse, und spezielle Unterrichtsmaterialien entwickelt. Informationsmaterial, Broschüren und Formulare für Schulen und Eltern wurden nun mehrsprachig herausgegeben.

SCHULBERATUNGSSTELLEN

1991 stellte das damalige Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur als erste Institution auf Bundesebene MitarbeiterInnen anderer Nationalitäten und Sprachen für ein spezielles Schulserviceangebot ein – nicht nur zentral im Ministerium, sondern auch in den Landesschulräten. Das Sprachrepertoire der MitarbeiterInnen in der Tiroler Beratungsstelle etwa umfasst derzeit Türkisch, Bosnisch, Kroatisch, Serbisch und Arabisch.

Das Leistungsspektrum der „Ausländerberatungsstellen“, heute „Schulberatungsstellen für MigrantInnen“ genannt, die zur Unterstützung von Schulen, SchülerInnen und Eltern eingerichtet wurden, umfasst unter anderem:

- Einzel- und Gruppenberatung hinsichtlich Schullaufbahn, Berufsorientierung oder sonderpädagogischem Förderbedarf, schulrechtlichen Fragen
- Unterstützung bei der Konfliktprävention bzw. Vermittlung in Konfliktsituationen
- Dolmetsch- und Übersetzungstätigkeiten für schulische Einrichtungen
- Informationsarbeit (z. B. bei Elternabenden)
- Projekte und Veranstaltungen zum Unterrichtsprinzip „Interkulturelles Lernen“

- Koordination muttersprachlichen Unterrichts
- Hilfestellung bei der Integration von Flüchtlingskindern und -jugendlichen
- Unterstützung für SchülerInnen in schwierigen Familienverhältnissen

Dabei wurde und wird auf eine gute Zusammenarbeit mit Schule und Elternhaus, der Schulpsychologie sowie mit den zuständigen bzw. tätigen öffentlichen Einrichtungen und Vereinen großer Wert gelegt. Insbesondere fehlende bzw. geringe Sprachkenntnisse der Eltern stellten (und stellen) eine große Herausforderung dar, die immer wieder zu Problemen führen können. Sensibler Umgang damit und die Möglichkeit der Kommunikation in der Muttersprache mildern und lösen viele Konflikte bzw. lassen sie erst gar nicht entstehen – sondern bauen eine tragfähige Brücke zwischen Schule und Elternhaus.

Ein Beispiel aus der Praxis: Die fehlende Beteiligung von Eltern wurde oft als Desinteresse interpretiert, im Gespräch stellte sich heraus, dass Hemmungen, Ängste und das Gefühl der Unzulänglichkeit aufgrund fehlender Sprachkompetenz für die Zurückhaltung verantwortlich waren. Durch die tägliche Arbeit der Beratungsstelle wird ein klares Signal für eine Integration und institutionelle Anerkennung der Kinder von MigrantInnen gesetzt, kulturelle Vielfalt positiv gelebt.

MEHRSPRACHIG GROSS WERDEN

Die steigende Zahl der SchülerInnen mit einer anderen Erstsprache als Deutsch stellte die PädagogInnen vor neue Herausforderungen. Die Erfahrungen zeigen, dass Mehrsprachigkeit nach Förderung verlangt. Diese muss über das Fach Deutsch hinausgehend, einen sprachsensiblen Unterricht in allen Gegenständen sicherstellen. Diese Erkenntnis führte zur Etablierung von „Deutsch als Zweitsprache“ in der Aus- und Fortbildung von LehrerInnen. Mit der jüngst eingeführten Maturabilität der Muttersprache im Gymnasium als Wahlpflichtfach kommt die Wertschätzung gegenüber der Zwei- und Mehrsprachigkeit zum Ausdruck. Zudem wird anerkannt, dass solcherart Sprachkompetenz Chancen bietet, in besonderer Weise Zusammenhänge zu erschließen.

MEHRSPRACHIGKEIT VERÄNDERT DAS INDIVIDUUM

Wird eine Sprache unter Zwang erlernt, ist dies für alle Beteiligten mit Schwierigkeiten verbunden. Natürlich „müssen“ Kinder und Jugendliche aus dem Ausland, die in Österreich die Schule besuchen, Deutsch lernen. Aber: Sie dürfen auch

Deutsch lernen. Sie bringen aus ihrer Heimat Bildung in ihrer Muttersprache mit und erwerben auf Deutsch weitere Bildungsinhalte. Es benötigt Zeit, um die Sprachen im komplexen Prozess der Sozialisierung zu transformieren und zu dekodieren, damit schließlich zu einer einheitlichen inneren Sprache als Versöhnung der verschiedenen Sprachen gefunden werden kann. Diese Meisterleistung haben schon viele SchülerInnen mit ihren PädagogInnen vollbracht.

Die Veränderung der Bezeichnungen für jene Kinder und Jugendlichen, die aus anderen Herkunftsländern in das österreichische Bildungssystem kamen und kommen, bilden gesellschaftspolitische Entwicklungen und die Stellung dieser Kinder und Jugendlichen ab: Gastarbeiterkinder, Ausländerkinder, Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache, Kinder mit einer anderen Erstsprache als Deutsch, parallel dazu Migrantkinder, Kinder mit migrantischem Hintergrund, Flüchtlingskinder, Kinder mit Fluchterfahrung ...

Die Herausforderungen für die Schulen werden – in sich stetig verändernder Form – bestehen bleiben und man darf hoffen, dass sich die Dinge in eine Richtung weiterentwickeln, die sich als große Chance für alle erweisen wird. Wesentlich dabei ist, dass die Investitionen des Bildungssystems in diese Kinder und Jugendlichen sich sowohl für diese persönlich als auch für die Gesellschaft lohnen.

Es ist wichtig zu wissen, und das darf man auch in Erinnerung rufen, dass alle Kinder und Jugendlichen, die sich für längere Zeit in Österreich aufhalten, die Schule besuchen dürfen, kostenlos und neun Jahre lang. Es ist weiters wichtig, sich bewusst zu sein, dass jene jungen Menschen, die das Land wieder verlassen, weil sie müssen oder wollen, ein „Stück Österreich“ mitnehmen. Es ist von besonderer Bedeutung für sie und uns, welche Erinnerungen, Eindrücke und „Bildungspuzzelteile“ sie dabei mitnehmen.

Wenn ich auf die 22 Jahre meiner Tätigkeit in den Bereichen Schule, Bildung, Interkulturelles Lernen und Zusammenleben blicke, sehe ich – mag es auch paradox scheinen – eine „schöne Sisyphusarbeit“. Wenngleich ich wiederholt „mit dem Stein abgestürzt“ bin, habe ich doch immer wieder neu und von vorne begonnen, mit Kindern, Jugendlichen, Eltern, LehrerInnen und DirektorInnen zu arbeiten. Bin ich dann immer wieder „auf dem Gipfel des Berges“ angekommen, weiß ich, dass das Ganze nicht vergebens war. Zu diesen bereichernden Erfahrungen kommt die Freude, beobachtet zu haben, wie großartige PädagogInnen die Entwicklung von der „Ausländerpädagogik“ der 1970er und '80er Jahre zur Pädagogik der Vielfalt von heute mitgetragen haben.

MITTEN IM GESCHEHEN EINE PERSÖNLICHE SICHT AUF DAS CARITAS INTEGRATIONSHAUS INNSBRUCK

Jussuf Windischer

Mein Großvater Anton Vindisar kam aus Laibach. Er sprach nur gebrochenes Deutsch, zog es dennoch vor, innerhalb der Monarchie in Salzburg eine Arbeit anzunehmen und zu übersiedeln. Mein Vater hieß schon Windischer. In den Klassen meiner Volksschule (1953–1957) waren nur Innsbrucker, erst im akademischen Gymnasium (1957–1965) hatte ich zwei Mitschüler aus der Bundesrepublik Deutschland. Als Leiter des Jugendzentrums Z6 (1974–1978) erinnere ich mich an einen einzigen Jugendlichen jugoslawischer Herkunft. Dabei war die „Gastarbeiterbewegung“ inzwischen schon voll im Gange. Die ersten Initiativen zur Verteidigung der Rechte von Ausländern starteten – das „Ausländerkomitee“ (1989) wurde aktiv. Innsbrucker besuchten verschiedenste Migrationsvereine jugoslawischer oder türkisch/kurdischer Provenienz.

1998 wurde ein großer Gebäudekomplex mit großem Grundstück am Rande von Innsbruck von der Diözese einem Experiment zur Verfügung gestellt: der Integration. Integration sollte daselbst gelebt werden, nicht als einseitiger Prozess, sondern vielmehr: als Lernerfahrung für Menschen aus Tirol und Menschen, die aufgrund von Migration oder auch von Flucht hier ankamen, als Lernerfahrung für jung (Kinder) und alt (Senioren), als Lernerfahrung für Angehörige verschiedenster Herkunft, Ideologie oder Religion, als Lernerfahrung für Leute mit und psychischen Problemen und solche, die sich davon frei fühlten. Es sollte kein Flüchtlingshaus, Jugendhaus, Studentenhaus, Schulhaus, Krankenhaus, Sozialhaus oder Armenhaus sein, sondern eben ein Integrationshaus. Die gängigen Sozialgrenzen sollten durchbrochen werden. Es war kein Projekt, es war ein Prozess, der seinen Anfang nahm. Auch die Leitung sollte Integration erlernen und leben. Die Hausordnung war einfach und klar: Respekt und Interesse.

HAUSVERSAMMLUNG

BewohnerInnen, VertreterInnen von Initiativen und Gruppen, MitarbeiterInnen tauschten monatlich Erfahrungen

aus. JedeR hatte seine Messages: Der ehemals Obdachlose erzählte von früheren Schlafplätzen, der Arbeiter von seinem Alltag als Reinigungskraft, die Medizinstudentin über die letzte Prüfung, der Migrant von seinen Sprachkenntnissen, der Drogenkranke vom Methadon, der Asylwerber über seine Innsbruck-Eindrücke, der Theologe von einem religiösen Fest. Die Versammlungen waren spannend, auch beliebt. Das eingeforderte gegenseitige Interesse steigerte die Lebensqualität der BewohnerInnen.

DINNERCLUB

Menschen verschiedenster Kulturen und Herkunftsländer boten für bald über 100 Gäste jeden Mittwoch und Freitag ihre Kochkünste an. Der Straßenkehrer saß bei der Bürgermeisterin, der psychisch Kranke beim Universitätsprofessor, der Höttinger neben dem Asylwerber aus Afghanistan, der Theologe neben dem kurdischen Aleviten. Kommunikationssprache: langsames und gutes Deutsch. Neben dem guten Essen gab es immer wieder einen kulturellen Austausch. Leute erzählten von ihrer Heimat, tanzten ihre Rhythmen. Viele konnten auch ihre eigentlichen Sorgen und Interessen einbringen: Sie wollten einen Asylbescheid, einen Arbeitsplatz, einen Studienplatz, eine Wohnung, eine Familie oder soziale Kontakte. Übrigens: Die BewohnerInnen des Hauses (40–60) konnten im Integrationshaus wohnen und bleiben, solange sie wollten. Der einzig vernünftige und einsichtige Grund für einen Umzug war damals, wenn der ein oder die andere etwas Besseres fand. Viele waren aber mit der Integrationsstimmung zufrieden und blieben.

TIEFENDIMENSION

Natürlich waren viele Geisteshaltungen, Religionen und Nichtreligionen im Haus vertreten. Da staunte die bosnisch muslimische Gemeinde, wie jugendliche SympathisantInnen des Integrationshauses nicht nur einen Glockenturm, sondern auch ein kleines Minarett bauen wollten. Eine ökumenische Kapelle, einen muslimischen

Gebetsraum, einen Treffpunkt, an dem sich eher die Agnostiker und Atheisten einfanden – das gab es schon. Dass man sich aber mit allem Respekt austauscht, dass jeder Mensch seine Überzeugung auch leben darf, das tat einigen wohl. Gewiss gab es traurige Anlässe: 11. September 2001, Kriegsgedenken, Totengedenken. Viel öfter jedoch gab es Familienzusammenführungen, Geburten, Hochzeiten, Goldene Hochzeiten z. B. die eines libanesischen Jubelpaares – es wurde viel gefeiert: Weihnachten, Ostern, Ramadan, Beiram, Newroz, 1. Mai und vieles mehr. In der Tiefendimension teilten wir Leiden und Freuden. Die Leute lachten und weinten, ob mit oder ohne Migrationshintergrund, ob eher analphabetisch oder intellektuell, ob gesund oder krank.

TANZEN

Wo viel geweint wird, muss umso mehr getanzt werden. Lebensfreude wurde zum Motor der Integration. Die unendliche Vielfalt machte die Anziehungskraft, auch die Ausstrahlung des Integrationshauses aus. Gemeinsam mit dem ZeMiT und der Initiative Minderheiten konnte das Caritas Integrationshaus einige große Bälle mit 4.000, 5.000 Gästen ausrichten, die sogenannten Integrationsbälle. Natürlich gab es auch Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen. Die Vision eines gelingenden Zusammenlebens, mitsamt des Feierns und Tanzens prägte jedoch das Leitbild der Bewegung.

GARTEN

Im Garten trafen sich die BewohnerInnen, die Kinder der Montessori Schule, BesucherInnen, SympathisantInnen und andere mehr. Manche SeniorInnen und kranke BewohnerInnen des Hauses waren froh, dass sich am Eingang die Kinderspielgruppe tummelte, begleitet und betreut, Kinder verschiedenster Herkunft – viele staunten über die guten Deutschkenntnisse der Kleinkinder, die oft jene der erwachsenen MigrantInnen und AsylwerberInnen übertrafen. Die jungen Leute spielten Volleyball und Fußball. Man kann Integration auch spielen, sie kann Freude machen. Die Anlage eines Permakulturgartens half nicht nur die Liebe zur Natur zu pflegen, ermöglichte, während der Gartenarbeit Deutsch zu lernen und dann gelungene Ernten zu feiern.

Und trotzdem gab es viel Grund zur Trauer: Die Fremden- und Asylgesetze wurden novelliert, stets zu Ungunsten der AsylwerberInnen. Blut- und Boden-Ideologien mit na-

tionalistischen Komponenten tauchten im Haus auf und bedurften scharfer Auseinandersetzungen, Fremdenhassschürer traten im Lande auf und malten Bedrohungsszenarien aus, um Wählerstimmen zu gewinnen. Fehlende Arbeitsmöglichkeiten bedrückten die Menschen am meisten. Mich veränderte das Experiment am meisten.

Glaubte ich zuerst an die übergroße Bedeutung der kulturellen Vielfalt, lernte ich letztendlich vor allem Charaktere zu schätzen – und auch zu fürchten, zu kritisieren. Endlich lernte ich auch, den Leuten zu sagen, was mir nicht passte, was mich störte. – Und die Leute sagten es auch mir ihrerseits ins Gesicht: verschlüsselt oder direkt. Ich versuchte, zu verstehen.

Zuerst nahm ich Rücksicht auf die nationale Herkunft der anderen und freute mich über deren Stolz, bis ich entdeckte, dass der nationale Stolz in einer globalisierten Welt, in einer Welt der Integration zum Hindernis wird. Nationale Symbole verschwanden, Gesichter standen dann im Mittelpunkt. Nationale Blutideologien wurden durch die nüchterne Einsicht verdrängt: Es gibt Blutgruppen, wir können Blut spenden und empfangen, egal welcher nationaler oder kultureller Herkunft.

Ich lernte, in einem internationalen, multireligiösen, multi-ideologischen Team zu arbeiten. Letztendlich ist es wichtig und wohltuend, wenn Menschen ohne und mit Migrationshintergrund zusammenarbeiten und sich – unabhängig vom Hintergrund – dabei auch in leitender Position befinden. Das macht Integrationsprozesse lebenswert und spricht für die Zukunft. „Heimat ist dort, wo man satt wird“, sagte mein kurdischer Namensvetter/-freund Jussuf und fragte, ob man das übersetzen könne.

ZUR FRÖHLICHKEIT

Mein Spitzname ist Jussuf (d. h. Josef). Warum ich anders oder so komisch heiße, fragen manche Leute. Ich bin in Tirol geboren, ich kann gut Deutsch, ich habe mich um meine Integration bemüht und bin glücklich in meiner christlichen Tradition. Tiroler Integration hieße für mich, vielleicht auch für andere: gern und gut hier zu leben.

ARBEITSMIGRATION AUS GEMEINDEPOLITISCHER PERSPEKTIVE

Helmut Kopp, Bürgermeister aD

Ich war von 1968 bis 2010 als Gemeinderat, 30 Jahre als Bürgermeister und 36 Jahre als Obmann des Altenwohnheimverbandes in vielen verschiedenen Funktionen in der Gemeinde Telfs tätig. In meiner Zeit als Gemeinderat, Ende der 1960er Anfang der '70er Jahre mussten wir feststellen, dass es für die drei Textil-Industriebetriebe von Telfs immer schwieriger war, Arbeitskräfte zu finden. Vor allem die Firmen Jenny & Schindler, Pischl AG und MJ Elsinger begannen, Saisonarbeiter aus der Türkei anzuwerben, insbesondere in Anatolien und an der Schwarzmeerküste. Die ersten 20 türkischen Gastarbeiter wurden im ehemaligen „Mädchenheim“ der Textilfabrik, einer früheren Unterkunft für junge Arbeiterinnen, untergebracht.

Da die türkischen Gastarbeiter tüchtige Arbeitskräfte waren, haben alle drei Industriebetriebe, die 70 % der Arbeitsplätze in Telfs boten, immer weiter türkische Arbeiter angeworben, sodass sie schließlich bis zu 60 % türkische Mitarbeiter beschäftigten. Für uns als Gemeinde war das eine große Herausforderung, zumal wir anfangs – so wie die Türken selbst – meinten, dass sie nur als Saisoniers arbeiten und dann wieder in die Heimat zurückkehren würden. Durch die Änderung der Bundesgesetze – Familiennachzug für Frauen und Kinder – wandelte sich die Situation rapide. Mit Jänner 2017 hat die Gemeinde Telfs 16.208 Einwohner und davon sind 15 % türkischstämmige Mitbürger, die zu 50 % österreichische Staatsbürger geworden sind. Telfs verzeichnete bisher Bewohner aus 84 Nationen mit 20 verschiedenen Religionsbekenntnissen.

Als Gemeinde versuchten wir stets rasch, für die Kinder einen Platz im Kindergarten und die Schüler einen in der Schule zu finden sowie den Familien akzeptable Wohnungen zu vermitteln. Wir bemühten uns von Anbeginn, bereits im Kindergarten eine Fachkraft bereitzustellen, die sich um die Integration der Kinder kümmerte und den Kontakt zu den Eltern, zu den Müttern vor allem, suchte. Für meine Sprechstunden im Gemeindeamt suchte ich die Unterstützung zweier Studierender türkischer Herkunft – Dr. Vedat

Gökdemir, heute Rechtsanwalt in Innsbruck, und MMag. Yasemin Ücler, derzeit im Finanzministerium in Wien tätig, um den Kontakt zur türkischen Bevölkerung besser herstellen zu können.

Im Gemeinderat beschlossen wir, dass Gastarbeiter im Verhältnis ihres Bevölkerungsanteiles in neugebauten Anlagen Wohnungen erhalten. In diese Zeit fällt auch die Hilfe der Gemeinde zur Errichtung der heute sehr gut angenommenen Moschee. Daneben bemühte ich mich in Zusammenarbeit mit dem Obmann der ATIB, Demir Temel, der theologischen Fakultät Innsbruck, den Franziskanern von Telfs und dem Abt German Erd von Stams, Begegnungen der abrahamitischen Religionsbekenntnisse zu gestalten. Friedensseminare und -wanderungen um den Möserer See unter Teilnahme der Repräsentanten der Religionsgemeinschaften und rund 3.000 Mitbürgern aller Bekenntnisse wurden unternommen. Die Franziskaner veranstalteten religiöse Seminare. Anlässlich von Ortsfesten und Veranstaltungen baten wir, die türkischen Mitbürger aktiv teilzunehmen und nachdem die Gemeinde eine ausgeprägte Vereinsstruktur (mit ca. 130 Vereinen) hat, regte ich die Obleute in Besprechungen an, auch türkische Jugendliche aufzunehmen, was beim Roten Kreuz, bei der Feuerwehr und den Sozialvereinen auch ganz gut gelang. Die Gemeinde hat außerdem im Zuge der Friedhofserweiterung auch einen islamischen Gräberteil neu geschaffen.

Im Rahmen all dieser Aktivitäten bewegte mich am meisten, wenn türkische Frauen in meine Sprechstunde kamen und die meist kleinen Mädchen, die sie begleiteten, ihren Müttern dolmetschten. Das veranlasste mich, die Anstrengungen der Gemeinde voranzutreiben, vor allem die Frauen und natürlich auch die Kinder von Anbeginn beim Erwerb der deutschen Sprache zu unterstützen. Ich bin dankbar dafür, dass durch meine Amtsnachfolger – Dr. Stephan Opperer, der mutig das Minarett ermöglichte, und Christian Härting – diese Idee in Kindergärten und Volksschulen intensiv weitergetragen und verwirklicht wurde.

Nach dem Zusammenbruch der Textilindustrie und dem damit verbundenen kompletten Verlust der einschlägigen Arbeitsplätze, hat zwar ein kleiner Teil der türkischstämmigen Arbeiter Telfs verlassen; viele der türkischen Arbeiter fanden aber in der Metallindustrie, im Bau- und Baunebengewerbe, in den Betrieben von Gastgewerbe und Hotellerie sowie im übrigen Dienstleistungssektor Arbeit.

Ich weiß, dass die Mitbürger türkischer Herkunft sehr verlässliche, intelligente und einsatzfreudige Mitarbeiter in den Betrieben sind und dort auch als mittlere Führungskräfte Karriere machen. Insgesamt hat sich die Lebenshaltung der türkischen Mitbürger auch geändert: Junge

türkischstämmige Väter schieben den Kinderwagen, gehen mit Frau oder Freundin Hand in Hand durchs Dorf und versuchen, durch ihre Gastfreundschaft mit der einheimischen Bevölkerung Kontakt zu halten. Viele Telfer besuchen ehemalige Arbeitskollegen in der Türkei und so hoffe ich, dass sich das Fundament des Miteinander festigt.

In der politischen Vertretung in der Gemeinde Telfs, im Landtag und bei Nationalratswahlen haben sich türkischstämmige Mitbürger beworben: Der Integrationsausschuss-Obmann Güven Tekcan ist aus den letzten beiden Gemeinderatswahlen als Vorzugsstimmen-Kaiser hervorgegangen – sicher auch zur Freude der kurdischstämmigen österreichischen Nationalrätin Aslan Berivan.

GEWINNtegration

INTEGRATION MIT ZUGEWANDERTEN – DIE INTEGRATIONSARBEIT DES LANDES TIROL

Johann Gstir

DIE ANFÄNGE

Im Jahr 1999 gab es in der österreichischen Bundespolitik keine klare Zuständigkeit für das Thema Integration. Zuwanderung wurde lediglich in seinen fremden- und arbeitsrechtlichen Aspekten wahrgenommen, Integration war eigentlich kein Thema. Als einziges Bundesland hatte die Bundeshauptstadt mit dem Wiener Integrationsfonds seit 1992 ein Instrument zur aktiven Gestaltung der Integration von Zugewanderten, der Fokus lag auf den in den 1970er und 1980er Jahren gekommenen „Gastarbeitern“, die infolge in Österreich geblieben waren und ihre Familienangehörigen nachgeholt hatten. Allerdings gab es seit den 1990er Jahren eine teilweise sehr polemisch geführte politische Diskussion um Ausländer in Österreich. Als Beispiel sei auf der einen Seite das Anti-Ausländer-Volksbegehren „Österreich zuerst“ der FPÖ 1993 genannt – und auf der anderen Seite das von SOS Mitmensch in Wien organisierte „Lichtermeer“. Das „Ausländerthema“ verschwand seither nicht mehr von der politischen Agenda und spielte bei mehreren Wahlkämpfen eine zentrale Rolle. Vor diesem Hintergrund beschloss der Tiroler Landtag am 7. Oktober 1999, die Tiroler Landesregierung möge prüfen, „auf welche Weise Maßnahmen und Projekte zur sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Integration gefördert werden können“.

Im Mai 2000 richtete Landeshauptmann Wendelin Weingartner eine Projektgruppe Ausländerintegration in Tirol ein, „um zunächst Problembereiche zu eruieren, aufzulisten und zu analysieren und in weiterer Folge darauf basierend Lösungsvorschläge und Realisierungsvoraussetzungen zu erarbeiten“. Deren Mitglieder kamen aus den Bereichen Verwaltung, Arbeit, Wirtschaft, Bildung und Sicherheit. In weiterer Folge wurde die Gruppe auf Initiative von Landeshauptmannstellvertreter Herbert Prock um VertreterInnen verschiedener NGOs, die sich bereits mit dem Thema Integration auseinandergesetzt hatten – darunter z. B. die Initiative Minderheiten, die Caritas, die Ausländerberatung Tirol (heute ZeMiT), MigrantInnenvereine –, sowie engagierte Privatpersonen erweitert.

Der AusländerInnenanteil an der Tiroler Wohnbevölkerung betrug damals 9,3 %, fast zwei Drittel kamen aus den klassischen Gastarbeiterländern Jugoslawien und Türkei (heute sind es über 15 %, davon fast zwei Drittel aus Mitgliedsländern der EU). Im Dezember 2000 legte die Arbeitsgruppe ihr Ergebnis vor, das neben einer Darstellung der „Integrationsprobleme“ eine Fülle von Vorschlägen und Lösungsansätzen enthielt. Die Landesregierung beschloss am 17. Juli 2001 die Einrichtung einer Koordinationsstelle zur Ausländerintegration, was vom Tiroler Landtag in seiner Sitzung am 3. Oktober bestätigt wurde. Die Stelle wurde als Integrationsreferat in der damaligen Abteilung JUFF (für Jugend, Familie, Frauen und Senioren, heute Abt. Gesellschaft und Arbeit) eingerichtet.

Die Koordinationstätigkeit sowie das ebenfalls eingerichtete Förderbudget führten bald zu einem starken Anstieg der Integrationsbemühungen im Land. Diese erste Phase der Integrationsarbeit war gekennzeichnet vom Bestreben, den Zugewanderten dabei zu helfen, sich in die Gesellschaft zu integrieren. 2003 wurde in Österreich die „Integrationsvereinbarung“ eingeführt, die den Erwerb von Grundkenntnissen der deutschen Sprache als Voraussetzung für eine Niederlassungsbewilligung vorsah. Damit wurde auf Bundesebene erstmals der Gedanke der Integration gesetzlich verankert, gleichzeitig wurde damit auch der Besuch von Integrations-Deutschkursen gefördert. Tirol ergänzte diese Regelung mit dem „Modell Tirol“ – einer Deutsch- und Alphabetisierungsförderung für jene, die nicht zur Integrationsvereinbarung verpflichtet waren.

DER WANDEL IM INTEGRATIONSVERSTÄNDNIS

2004 begann der Prozess zur Erstellung eines Integrationsleitbildes, das vor allem von den NGOs dringend eingefordert wurde. Mit dem Leitbild, später Integrationskonzept genannt, sollte geklärt werden „wie die Integration MIT Zugewanderten in Tirol in absehbarer Zukunft aussehen soll [...]“. Dabei soll eine Veränderung

im gesellschaftlichen, politischen und verwaltungsinernen Bewusstsein [...] erreicht und Integration als Anliegen der gesamten Gesellschaft etabliert werden. Das Potential der Zuwanderung soll bewusst gemacht werden, ohne dabei die Herausforderungen und Probleme im Zusammenhang mit Zuwanderung zu verkennen.“ Um die Umsetzung und Nachhaltigkeit zu gewährleisten, wurde dieses Papier in einem breit angelegten, andert-halb-jährigen Prozess erarbeitet. Über 300 Menschen aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen sowie aus allen Regionen Tirols haben daran mitgearbeitet. So waren PädagogInnen ebenso daran beteiligt wie UnternehmerInnen, Beamte, Polizisten, KrankenpflegerInnen, SozialarbeiterInnen, Vereinsfunktionäre u. v. m.

Im Nachhinein war wohl einer der größten Erfolge des Integrationskonzeptes, dass der Prozess selbst ein Umdenken beim Umgang mit dem Thema Integration und eine Änderung der weiteren Arbeit des Integrationsreferates bewirkte. Der Fokus verlagerte sich weg von den zu korrigierenden Defiziten der Zugewanderten hin zu deren Potenzialen und zu den Chancen der Zuwanderung. Die Integrationsarbeit richtet sich nun viel stärker an die Einrichtungen der Aufnahmegesellschaft: Strukturen im Bereich Bildung, Gesundheit ... sollten so gestaltet werden, dass sie mit der wachsenden Vielfalt der Bevölkerung professioneller umgehen können. Es geht auch um das Schaffen von Offenheit in der Bevölkerung – Zugewanderte müssen verstärkt als selbstverständlicher Teil unserer Bevölkerung wahrgenommen werden, nicht als „die Anderen“.

Unabhängig von der weiter laufenden Unterstützung der Integrationsbemühungen der Zugewanderten durch Förderungen und Information wurden in diesem Zusammenhang bereits einige Ausstellungen zum Thema Integration gezeigt: „Vielfalt daheim in Tirol“ (eine Wanderausstellung 2010/2011), „Integration im Blick“ (in Schaufenstern der Innsbrucker Innenstadt 2013), „landschaft.sprache“ (zu den verschiedenen Facetten von Mehrsprachigkeit und den damit verbundenen Chancen, Hofburg 2014). Mit einer Landtagsenquete 2010 zum Thema Integration wurde dieses „neue“ Integrationsverständnis auch der Tiroler Politik und Verwaltung nahegebracht. Die positive Erfahrung der inhaltlichen Auseinandersetzung von Politik und Verwaltung mit Menschen, die sich im Bereich Integration als Privatpersonen, in verschiedensten Einrichtungen oder Vereinen

engagieren, führte zu einer Serie von Integrationssequenzen im Jahresrhythmus, die sich mit verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen und ihrer Bedeutung für Integration auseinandersetzten: Bildung, Gesundheit, Medien, Geschichte, Raumordnung, Gemeinden. Immer ging es dabei um Impulse aus der Wissenschaft, um die praktische Verortung dieser Erkenntnisse in unserer Gesellschaft und um den Austausch von ExpertInnen mit Politik, Verwaltung und IntegrationsakteurInnen. Seit 2004 richtet der Tiroler Integrationskalender seine Botschaft an die Bevölkerung: Die Vielfalt ist real und in Tirol herrscht ein großes Engagement und bestehen viele Initiativen zur Integration.

Auch die Beteiligung am Projekt „Erinnerungskulturen“ und an der aktuellen Ausstellung „Hier zuhause“ reißt sich in diese Bemühungen ein. Es soll ein Bewusstsein dafür geschaffen werden, dass die Geschichte der Zuwanderung und der Zugewanderten ein Teil unserer Geschichte ist. Und dass diese Geschichte zunehmend als gemeinsame Geschichte wahrgenommen werden muss.

AKTUELLE ENTWICKLUNGEN

Aufgrund der stark gestiegenen Zahlen von asylsuchenden Menschen in den Jahren 2015 und 2016 konzentrieren sich die Integrationsbemühungen derzeit auf Geflüchtete. Diese Menschen haben andere Bedürfnisse und brauchen andere Maßnahmen als Menschen mit Migrationsgeschichte, die schon länger im Land leben. Das Land Tirol hat dafür z. B. den „Tiroler Integrationskompass“ konzipiert, der neu bei uns Ankommenden eine Orientierung geben soll, welche Schritte sie zur Integration in unsere Gesellschaft setzen müssen und wer ihnen dabei helfen kann.

Davon unberührt bleibt aber die „eigentliche“ Integrationsarbeit weiterhin wichtig: Impulse zur Diversitätskompetenz gesellschaftlicher Strukturen sowie Bewusstseinsbildung für ein gemeinsames WIR. Manches ist schwieriger geworden, weil jetzt viele Menschen gleichzeitig Deutsch lernen, Arbeit und Wohnung finden und soziale Kontakte knüpfen sollen. Manches ist aber auch leichter geworden, weil die Gesellschaft nun besser erkennt, dass Integration eine Gemeinschaftsaufgabe ist, die den Einsatz sämtlicher gesellschaftlicher Einrichtungen erfordert ebenso wie die persönliche Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen – im Sinne einer gemeinsamen positiven Zukunft.

PERSPEKTIVEN AUF KUNST, KULTUR UND MUSIK

KUNST TRIFFT AUF MIGRATION ÜBER DIE MACHT DER BILDER

Helena Pereña

Die Künstlerin Lisl Ponger veranstaltete 2014 ein „Museum für fremde und vertraute Kulturen“ in der Wiener Secession, das sie mit der Ausstellung „The Vanishing Middle Class“ bespielte (Abb. 1). Das „Museum“ bediente sich der Konventionen ethnografischer Präsentationen. Allzu vertraute Objekte aus dem Alltag der Künstlerin sowie der bildungsbürgerlichen MuseumsbesucherInnen wurden in Vitrinen vermeintlich sachlich als Kulturgut dargestellt – samt Exponatbeschriftungen, Saaltexten und sogar didaktischer Dioramen. Bei der Pressekonferenz gab sich die Künstlerin als Museumskuratorin aus. Bevor sie die JournalistInnen durch die Schau führte, welche

die Lebenswelt der Mittelschicht repräsentieren sollte, entschuldigte sie sich für eine vermeintliche Spray-Attacke, die an der Außenwand den Schriftzug „Nieder mit dem Neoimperialismus“ hinterlassen hatte.¹ Der Spruch kann als Kritik oder auch als Verweis auf die bildungsbürgerliche Herkunft vieler Akteure der alternativen Szene interpretiert werden. Auch das kann die Mittelschicht darstellen. „The Vanishing Middle Class“ hinterfragt die Konstruktion eines „Anderen“ in herkömmlichen Völkerkundemuseen. Indem Ponger vom eigenen (museumsaffinen) Milieu ausgeht, werden stereotypisierende Mechanismen solcher Präsentationen ersichtlich. Doch



Abb. 1 Lisl Ponger, „Museum für fremde und vertraute Kulturen“ mit der Ausstellung „The Vanishing Middle Class“, 2014, Projekt in der Wiener Secession



Abb. 2 „Wir dürfen gar nicht an den worst case denken“, Videostill, veröffentlicht auf „Welt Online“, 22.11.2015

wenn Stereotype thematisiert werden, besteht immer die Gefahr ebendiese Klischees festzuschreiben. Dieser Gefahr ist das „Museum für fremde und vertraute Kulturen“ natürlich auch ausgesetzt.

Indem Ponger ganz bewusst keine „Ethnie“ oder „Nation“ wählt, sondern eine soziale Schicht, trägt sie der Entnationalisierung des wissenschaftlichen Diskurses Rechnung, der eine sogenannte gemeinsame Kultur als durchlässiges Zwischenergebnis sozialer Abgrenzungsprozesse betrachtet.² Im öffentlichen Bewusstsein ist ungeachtet dessen die Idee der Nation als abgeschlossenes Ganzes, als Quelle einer von der Geburt an gegebenen Identität, tief verankert. Die hier fehlenden Zwischentöne prägen einen Diskurs, der die transnationale gesellschaftliche Realität verkennt. Aus dieser Haltung heraus entstehen stereotype Bilder, die mit Migration in Verbindung gebracht werden. Während Äußerungen und Texte zum Thema Migration gerade in den Medien schon länger kritisch betrachtet werden,³ gelten Bilder weiterhin als glaubwürdiger. Und wenn visuelle Darstellungen als Abbild von vermeintlich wahren Tatsachen

betrachtet werden, ist ihre Macht schier grenzenlos. Gerade im Hinblick auf Migration ist die Wahrnehmung – sowohl die Fremd- als auch die Eigenwahrnehmung – maßgeblich von Bildern geprägt. Aber wie sieht Migration aus? Arme Zugreisende, deren gesamter Besitz in einen Koffer passt? Herumlungernde Arbeitslose mit womöglich zwiespältigen Absichten? Wasserpfeife rauchende dunkle Männer mit verschleierten Frauen? Anonyme Flüchtlinge, die massenweise über die Grenzen wohlhabender Länder strömen? Oder gar fremdartige Islamisten, die demokratische Werte gefährden? Die bunte Mischung sehr ungleicher Parameter wie etwa geografische und soziale Herkunft, Beweggründe für die Migration, religiöse Vorurteile oder schlicht diffuse Ängste der Bevölkerung wird in medialen Visualisierungen oft unkritisch aufgenommen. Pressebilder haben wiederum auf viele der Vorstellungen eingewirkt, die in der breiten Öffentlichkeit festsitzen. Als Bildproduzenten müssen KünstlerInnen und KuratorInnen mit dieser Situation rechnen, um repräsentationskritische Alternativen bieten zu können.



Abb. 3–4 Franz Wassermann, Schubhaft, 2011, mehrteiliges Projekt im öffentlichen Raum in Innsbruck



Abb. 5–6 Das Zentrum für politische Schönheit, Flüchtlinge fressen – Not und Spiele, 2016, Projekt im öffentlichen Raum in Berlin



ILLEGALITÄT

Die Entscheidung darüber, wer sich als Mensch innerhalb oder außerhalb der Legalität befindet, obliegt der Gesetzgebung eines Staates. Dass (Il-)Legalität kein natürlich gegebener Zustand ist, mag zwar selbstverständlich sein, gerät jedoch durch Bilder von unkontrollierten, flutartigen Menschenmassen auf dem Weg nach Europa schnell in Vergessenheit (Abb. 2). Damit wird eine Stimmung pauschaler Gefährdung erzeugt, die eine staatliche Regulierung durch Grenzkontrollen bis hin zur Abschiebung „unerwünschter“ Menschen legitimieren soll.⁴ Sind die Migranten einmal im Land, werden ihre Rechte – wenn überhaupt – nur Schritt für Schritt anerkannt. Eine Arbeitserlaubnis, sogar und gerade wenn Arbeitskräfte im Herkunftsland angeworben werden, ist kein Garant für politische Partizipation.⁵

Die Aufmerksamkeit von der vermeintlich bedrohlichen Masse auf die Menschen zu lenken und sichtbaren und unsichtbaren Spuren von Migration nachzugehen, gelingt durch einen Blickwechsel. Eine Möglichkeit dazu bietet der (Kunst-)Aktivismus. Das Netzwerk „Kein Mensch ist illegal“ auf der documenta X 1997 ist ein berühmtes Beispiel dieses Engagements im Kunstkontext. Manche KünstlerInnen münzen mediale Resonanz für ihre Zwecke um, indem sie voraussehbare Reaktionen der Presse in ihre Arbeit miteinbeziehen. So etwa Franz Wassermann als er 2011 in Innsbruck ein vierteiliges Projekt mit dem Titel „Schubhaft“ startete. Es beinhaltete unter anderem eine unangemeldete Pressekonferenz, ei-

nen Kleidertausch mit Inhaftierten, eine Plakatkampagne, die Besetzung der Taxisgalerie und „illegale“ Fahrten über Staatsgrenzen, um Prozesse der „Illegalisierung“ und Kriminalisierung von Asylbewerbern und Flüchtlingen zu thematisieren (Abb. 3–4). Anlässlich des sich über zwei Jahre erstreckenden Kunstprojekts berichtete die Presse ausgiebig über Flucht und Schubhaft. So gelang es Wassermann, die mediale Aufmerksamkeit auf Aspekte zu lenken, die bis dahin wenig öffentliche Beachtung gefunden hatten.⁶

Mehr Aufwand um mediale Resonanz betrieb 2016 das Zentrum für politische Schönheit (ZPS) – das sich häufig mit Flucht und Migration auseinandersetzt – mit dem Projekt „Flüchtlinge fressen – Not und Spiele“. Die Aktion richtete sich gegen das Verbot für Fluggesellschaften, Menschen ohne gültigen Aufenthaltstitel nach Europa zu bringen. Diese EU-Richtlinie und der dazugehörige Paragraph im deutschen Aufenthaltsgesetz erklären, warum Flüchtlinge nicht mit dem Flugzeug nach Deutschland fliegen können, um vor Ort einen Asylantrag zu stellen, statt eine teure wie gefährliche Reise über Land und Wasser unternehmen zu müssen. Das ZPS hatte einen Charterflug für Asylsuchende von Antalya nach Berlin gebucht. Um die Politik unter Druck zu setzen, eine Reiseerlaubnis auszustellen, bauten die KunstaktivistInnen eine Arena mit libyschen Tigern vor dem Berliner Maxim-Gorki-Theater auf (Abb. 5–6). Zugleich annoncierten sie die Suche nach verzweifelten Flüchtlingen, die sich öffentlich fressen lassen würden, sollte das Innenminis-

terium nicht handeln. Mit wachsender Spannung beobachtete die Öffentlichkeit bis zuletzt, was in der Arena passieren würde, nachdem der Flug abgesagt und die Gesetzeslage unverändert geblieben war.⁷ „Flüchtlinge fressen“ gehört zu den umstrittensten Aktionen des ZPS: Instrumentalisierungs-, Opportunismus- und Zynismus-Vorwürfe wurden schnell laut. ZuschauerInnen gaben sich nach der „Vorstellung“ enttäuscht, dass es nicht zu einem dramaturgisch überzeugenderen Ende gekommen sei, auch wenn wohl niemand mit einem blutigen Schauspiel rechnete.⁸ Mit der Anspielung auf die römische Arena ist den InitiatorInnen zweifellos ein großer medialer Coup gelungen. Doch der Verweis auf die römische Antike erinnert auch an die Figur des Homo sacer, der auf das nackte Leben reduzierte und von allen Rechten beraubte Mensch, der immer wieder als Metapher für die Rechtlosigkeit von Flüchtlingen dient.⁹ Denn als Außenstehender durfte der Homo sacer im alten Rom straffrei verfolgt,

getötet und auch gefressen werden. Und damit bringt es das ZPS auf den Punkt: Auf die Rechte kommt es an. Solche Aktionen werden häufig als Demonstration angemeldet, was nicht nur programmatisch, sondern auch praktisch zu verstehen ist, zumal Kunst im öffentlichen Raum leichter abgewimmelt werden kann als eine politische Kundgebung. So veranstaltete Farida Heuck in Zusammenarbeit mit dem Künstlerhaus Büchsenhausen 2011 eine Intervention an der stark frequentierten Innsbrucker Maria-Theresien-Straße. Kurz nachdem die Integrationsnovelle im österreichischen Nationalrat beschlossen worden war, konzipierte Heuck „Eine lohnende Herausforderung“. Eine fiktive Kommission soll über eine „Mehrsprachigkeitsnovelle“ diskutieren (Abb. 7). Diese besagt, dass einsprachige ÖsterreicherInnen verpflichtend eine Nicht-EU-Sprache erlernen müssen, um im Land bleiben zu dürfen. Die DarstellerInnen schlüpfen in die Rollen eines Vertreters der Arbeiterkammer,



Abb. 7 Farida Heuck in Zusammenarbeit mit dem Künstlerhaus Büchsenhausen, Eine lohnende Herausforderung, 2011, Intervention im öffentlichen Raum und Installation

eines Sprachwissenschaftlers, einer Rechtsanwältin, eines Politikers und einer Erwachsenenbildnerin. Ironisch und pointiert trugen sie Statements vor, die „aus der Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen, den Kopenhagener Dokumenten zum Schutz von Minderheiten, dem Südtiroler Autonomieabkommen und der Integrationsvereinbarung“ stammten.¹⁰ Die Parodie der Sprachnovelle aus der Perspektive gesellschaftlicher Minderheiten entlarvt auf humorvolle Weise die politischen Machtstrukturen, die prekären Voraussetzungen und die unzumutbaren Auflagen, welche der auf den Spracherwerb reduzierten Integrationsinitiative zugrunde liegen. Denn Heuck zwang die Mehrheitsgesellschaft in die Rolle der Unwissenden, der defizitären Unterlegenen, die sonst vermeintlich „integrationsbedürftigen“ MigrantInnen zugeschrieben wird.

Ob medial oder live – die öffentliche Dimension von Aktionen wie den hier besprochenen wirkt der Ikonografie der Illegalität insofern entgegen, als dass sie nicht nur eine „Botschaft“ vermitteln, sondern auch Gegenbilder schaffen, welche weit verbreitete Erwartungen in Frage stellen. Wie tief Vorurteile auch in der Kunstwelt sitzen, machen zwei Performances, die in zwei verschiedenen Ausgaben der Biennale in Venedig gezeigt wurden, deutlich:¹¹ In „It would be nice to do something political“ zeigen sich Toril Goksøy und Camilla Martens als „weiße“ Werbeschönheiten auf Plakaten. Dazwischen steht ein „schwarzer“ Fensterputzer. Wie viele BetrachterInnen haben ihn als Teil der Installation wahrgenommen? Noch deutlicher machte Fred Wilson auf diese Diskriminierung aufmerksam, indem er einen „Schwarzen“ als Verkäufer gefälschter Designertaschen vor dem USA-Pavillon auftreten ließ. Er wurde verhaftet.



Abb. 9–10 Laura Waddington, Border, 2004, Filmstills



Medienspezifische Mechanismen tragen viel zur Konstruktion des „Wir und die Anderen“, die solchen Vorfällen zugrunde liegt, bei. Darauf zielt Rainer Bellenbaum mit seiner Arbeit „Zuschauerpost“ ab, indem er Ausschnitte aus einem ORF-Beitrag über Jugendliche aus Nordafrika so bearbeitet, dass manipulative Strategien bei der Montage des Fernsehbeitrags deutlich werden. Dadurch wird die Glaubwürdigkeit des scheinbar dokumentarischen Materials in Frage gestellt.¹² Noch radikaler stellt David Rych hegemoniale Rollenverhältnisse in Frage. In „Border Act“ werden Erstbefragungen der Flüchtlinge durch die Behörden im Rahmen von Improvisationstheater inszeniert, wobei die Flüchtlinge sowohl ihre eigene Position als auch diejenige der Interviewer einnehmen (Abb. 8).¹³ Mit Hilfe einer Virtual-Reality-Brille befinden sich die BetrachterInnen plötzlich mitten in der Szene. Irritierend ist nicht nur, dass man die Position zwischen dem Befragten und den MitarbeiterInnen der Behörde einnimmt, sondern vor allem, dass die eigenen Kopfbewegungen das Sichtfeld innerhalb der 360-Grad-Aufnahme steuern. Was man beachtet, wohin man blickt und ob man lieber wegschaut, wird einem selbst überlassen. Indem die Kameraführung, die sonst filmische Narrationen bestimmt, wegfällt, werden BetrachterInnen mit ihrer eigenen Verantwortung konfrontiert. Dadurch erscheinen sowohl gesellschaftliche als auch künstlerische Rollen

durchlässig – ohne die Erfahrung der Zugehörigkeit einer anderen sozialen und existenziellen Realität zu negieren. Diese Erfahrung als eine Art empathische Differenz prägt Laura Waddingtons Film „Border“.¹⁴ Die Künstlerin hielt sich monatelang in Sangatte auf, einem Grenzort an der französischen Küste mit einem Flüchtlingslager direkt am Eingang des Eurotunnels. Jede Nacht versuchen die Flüchtlinge vergebens einen LKW oder einen Zug zu erreichen, um nach England zu gelangen. Waddington versteckt sich mit ihnen und begleitet diese immer gleichen Anläufe (Abb. 9–10). Sie nimmt keine dokumentarische oder erklärende Haltung ein, sondern versucht, die Perspektive der Wartenden wiederzugeben, ohne ihre eigene Anwesenheit zu verschleiern. Dadurch steht der ästhetisch-distanzierte Blick der Künstlerin in ständiger Spannung zur Aussichtslosigkeit der Fluchtversuche. „Border“ ist mit einer einfachen Digitalkamera aufgenommen. Auch wenn die verschwommenen Bilder in erster Linie durch die erschwerten Aufnahmebedingungen vor Ort begründet sind, entwickeln sie in Verbindung mit den ruhig vorgetragenen Erinnerungen Waddingtons eine hohe poetische Intensität. Ihre respektvolle, subjektive Haltung zeigt, dass die Künstlerin sich ihrer eigenen Grenzen bewusst ist – zwischen staatlich kontrollierter Rechtsberaubung und konstruierten Bildern der Illegalität unterscheidend.



Abb. 8 David Rych, Border Act, 2016, VR Video in 3D, Kunstpavillon, Innsbruck, Foto: Krunoslav Vrbat



Abb. 11–12 Elham Rokni, Yousef Abad, 2014, Videostills

MOBILITÄT

Das Gedächtnis ist kreativ. Erinnerungen lassen Vergangenheit und Gegenwart sowie Fantasie und Erlebnisse zu höchst subjektiven Erzählungen verschmelzen: Eine Reise durch verschiedene Zeiten und Räume, die in Zusammenhang mit Migration immer wieder von Bedeutung ist. Erzählungen von Angehörigen, fragmentierte Erinnerungen, konventionelle Bilder werden in künstlerischen Arbeiten verwoben, die häufig eine biografische Komponente aufweisen. Elham Rokni ist eine in Teheran geborene Künstlerin, die als Neunjährige nach Tel-Aviv emigrierte. Wie vielen iranischen ExilantInnen wurde ihr der Pass entzogen – und damit die Möglichkeit einer Rückkehr. In der Arbeit „Yousef Abad“ von 2014 ließ sie eine Freundin die Orte ihrer Kindheit in Teheran filmen, während sie ihr Anweisungen per Skype gab (Abb. 11–12).

Aus der Ferne formulierte Erinnerungen überlappen sich mit aktuellen Bildern, die jedoch dem Blick einer anderen gehören. Damit schickt uns Roknis Gedächtnis auf Spurensuche durch eine Stadt, in der sich vieles geändert hat, einiges aber auch gleich geblieben ist. Indem Rokni durch ihre Stimme anwesend ist, während sie die Orte ihrer Kindheit per Übertragung aufsucht, funktioniert „Yousef Abad“ wie ein Lebenslauf, wo Vergangenheit und Gegenwart, Hier und Dort aufeinandertreffen – und die ZuseherInnen daran Teil haben dürfen.

Wie ein Lebenslauf im wörtlichen Sinne könnte Nezaket Ekicis Performance „Work in Progress – Personal Map“, die sie seit 2008 kontinuierlich erweitert, verstanden werden (Abb. 13–15). Darin beschäftigt sich die Künstlerin mit ihrem globalen Aktionsradius. Ekici ist als dreijähriges Kind von der Türkei nach Deutschland ausge-



wandert; doch in „Personal Map“ geht es nicht um diese Migrationsgeschichte, sondern um ihre berufliche Mobilität mit Projekten in zahlreichen Ländern auf verschiedenen Kontinenten. Jeder Nagel steht für einen Ort. Dabei verbinden rote Fäden die Orte, die miteinander in Beziehung stehen. Das mit Publikumshilfe entstehende, eher verspielte als dokumentarische Assoziationsgeflecht wird regelmäßig aktualisiert. Dadurch ergeben sich örtliche und zeitliche Überlappungen, die als persönliche Karte für die Biografie der Künstlerin stehen – eine biografische Erzählung, die nicht abgeschlossen ist. Die persönliche Weltkarte widerspricht vehement der Idee einer von der Herkunft bestimmten Ortsverbundenheit bzw. von Heimat, wie dieser Begriff im deutschsprachigen Raum meist verstanden wird.¹⁵ In einem Interview erklärt die Künstlerin: „Wahrscheinlich kann jeder Punkt,

an dem ich gerade bin, Heimat sein.“¹⁶ Ekici versteht sich als „Global Player“ mit einer transnationalen Prägung, denn im gleichen Interview behauptet sie drei Kulturen zu haben: „Deutsch, türkisch und international.“¹⁷ KünstlerInnen agieren berufsbedingt global und haben oft verschiedene Wohnorte.¹⁸ Doch je nachdem, in welchem Kontext sie rezipiert werden, wird ihnen mehr oder weniger „Migrationshintergrund“ zugeschrieben. Die Frage nach der Unterscheidung zwischen Migration und Mobilität hat einen sozialen Charakter. Diese Spannung kommt in der Gegenüberstellung mit dem Tourismus als weitere Ausprägung der mobilen Gesellschaft gut zum Ausdruck und beschäftigt bereits seit einigen Jahren die Migrationsforschung.¹⁹ Scheinbar konträre Formen der Mobilität weisen Berührungspunkte und fließende Übergänge auf. Wie können Blickgewohnheiten, Vorwis-

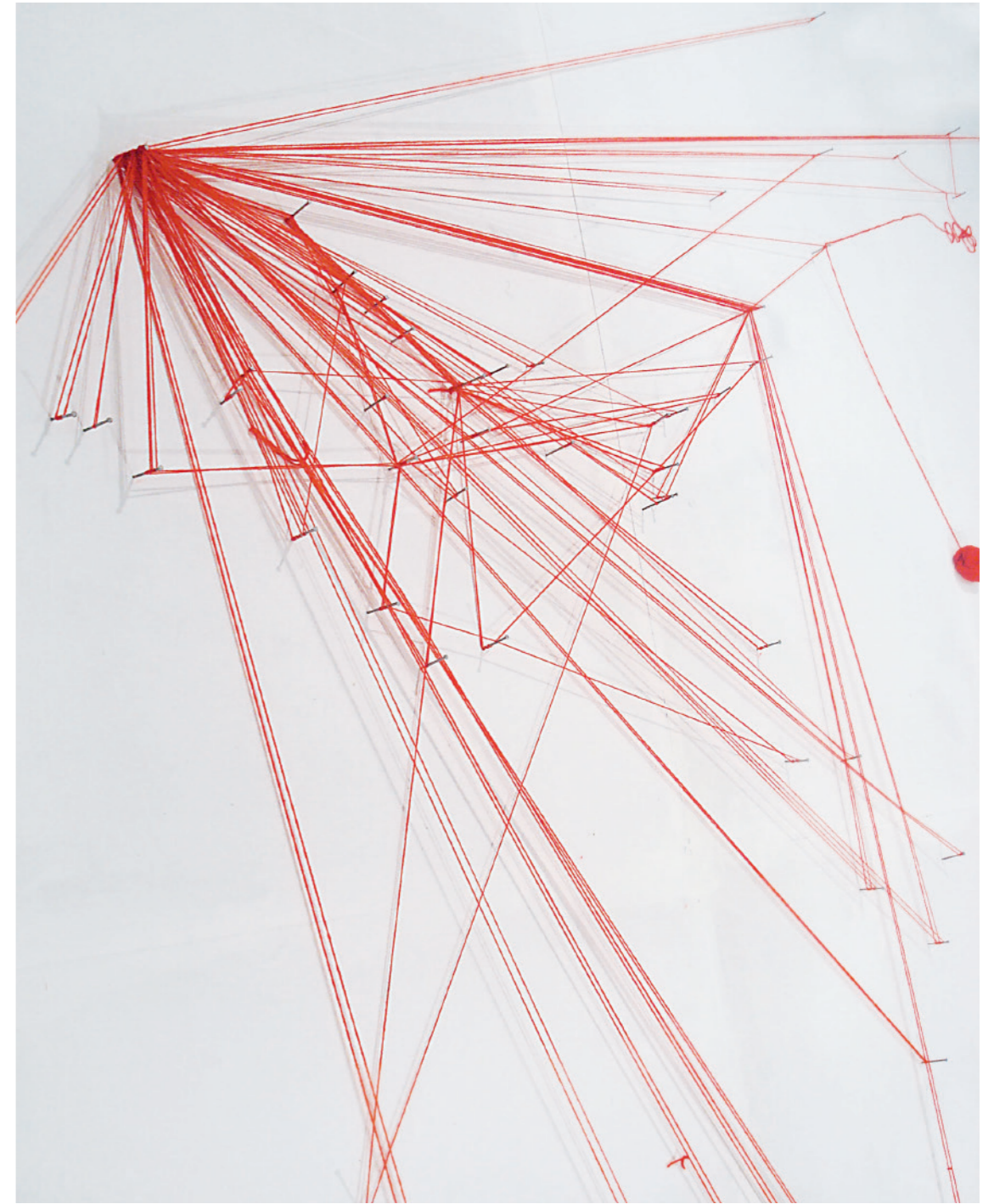
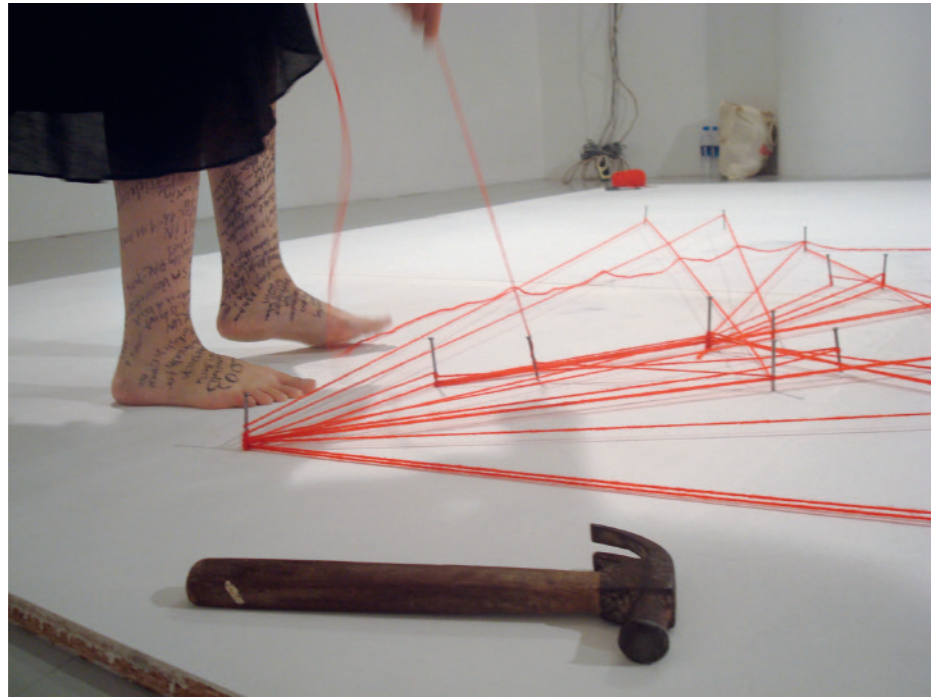


Abb. 13–15 Nezaket Ekici, Work in Progress – Personal Map, Performance Installation seit 2008. Uraufführung: 10th Asiatopia International Performance Festival, Bangkok 2008. Andere Aufführungsorte: Gedok Stuttgart 2009; eBent '09 Tensions, Performance festival, Sabadell 2009; 5th Latin-American Biennial of Visual Arts, Vento Sul, Curitiba, Brasilien, 2009; Performances in der Ausstellung: Global Contemporary, Kunstwelten nach 1989, ZKM Karlsruhe, 2011/2012. Foto: Asiatopia International Performance Festival



Abb. 16 Sven Johne, Badende, Lampedusa, Cala Madonna, 22. August 2009 aus der Serie Badende (2009), Fotografie, Siebdruck; courtesy KLEMM`S, Berlin und Sven Johne, Bildrecht, Wien, 2017

sen und Untertitel ein Urlaubsfoto verändern? Sven Johne führt uns das in Arbeiten wie „Badende, Lampedusa, Cala Madonna, 22. August 2009“ eindrucksvoll vor Augen (Abb. 16). Unweigerlich erinnert der Name der wunderschönen Insel an Bilder von ertrunkenen Flüchtlingen.²⁰ Auf Notfälle an den Grenzen Europas verweist wiederum Nicole Weniger durch die goldenen Rettungsdecken, die sie in vielen Arbeiten verwendet: als Burka, Fahne oder ausgebreitet mit wellenförmigen Bewegungen (Abb. 17–20). Das prekäre Ankommen trifft hier auf touristische En-

klaven Tirols bzw. Salzburgs. Vor allem bei „Saisonale Integration“ (Abb. 20) wird die Unterscheidung zwischen arabischen TouristInnen und islamischen MigrantInnen virulent.

Migration und Tourismus unterliegen völlig unterschiedlichen Mobilitätsbeschränkungen. Das symbolisch aufgeladene Bild der Grenze verkörpert diese Kontrollmechanismen und steht für eine vermeintlich klare Trennung zwischen Ländern, aber auch zwischen Menschen und deren Rechtsstatus. Der Grenze haftet zudem eine be-

sondere Faszination mit romantischen Konnotationen im Sinne des Exotischen an. Diese Aspekte fließen in Farida Heucks Videoarbeit „Guided Tour“ (Abb. 21–22) mit ein. Eine Reiseleiterin begleitet TouristInnen aus verschiedenen Ländern in einem Bus zur Besichtigung einer Grenze. Sie weist mit zunehmender Nervosität wichtige Verhaltensregeln an, sodass die Spannung kontinuierlich steigt, bis die unscheinbare Grenze erreicht ist. Dass die Reise kein Spiel ist, sondern ernst, wird spätestens dann deutlich, als die Grenzbeamten einen Passagier im Zuge der Passkontrolle einfach mitnehmen. Die Hintergrundinformation, dass seit 2000 ausgehend von Südkorea tatsächlich solche touristischen Reisen in die demilitarisierte Zone (DMZ) zwischen Nord- und Südkorea organisiert werden, lässt die Parodie grotesk erscheinen.

Touristische Praktiken wiederholen teilweise koloniale Herrschaftsstrukturen, die bei der Begegnung zwischen „Reisenden“ und „Einheimischen“, die Wahrnehmung des „Anderen“ prägen.²¹ In der Arbeit „Passagen“ (Abb. 24–26) kombinierte Lisl Ponger Migrationsgeschichten mit Eindrücken von Reisen durch nahe und ferne Länder aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die kontinuierlich mit unverkennbarem postkolonialistischem Duktus aufwarten. Dieses Material formte Ponger zu einer poetischen Filmerzählung. Stimmen aus dem Off kommentieren und verändern die Reisebilder, wobei die Spannung zwischen der touristischen Sicht und der migrantischen Perspektive im Laufe des Films steigt. Durch die fließenden Übergänge werden touristische Praktiken und Sehkonventionen hinterfragt.



Abb. 17 Nicole Weniger, The Unknown, 2015, Fotografie



Abb. 18 Nicole Weniger, Absence, Fotografie



Abb. 19 Nicole Weniger, Die letzte Welle, 2012, Videostill



Abb. 20 Nicole Weniger, Saisonale Integration, 2014, Performance in Salzburg



Abb. 21–22 Farida Heuck, Guided Tour, 2009, Videostills



Zuschauer werden auf die unterschiedliche Sichtbarkeit von Tourismus und Migration aufmerksam, nicht zuletzt indem die unsichtbaren Stimmen oft diejenigen sind, die von Migration erzählen, während Urlaubsbilder zu sehen sind.

VERWEIGERUNG

Ein Klassiker der Migrationsdarstellungen ist der Koffer. Der Koffer steht für das (ewige) Unterwegssein, das mit Migration in Verbindung gebracht wird. Diese Bewegung wird auch viele Jahre (oder Generationen) nach der tatsächlichen Migration in den Vordergrund gestellt, beispielsweise wenn bei einer Begegnung als erstes gefragt wird: „Wo kommst du her?“ Demgegenüber soll die Sesshaftigkeit Garant für Verwurzelung, Zugehörigkeit und Heimat sein. Wie konstruiert und fragwürdig solche feststehenden Begriffe sind, verdeutlicht bereits ein unvoreingenommener Blick auf die durchlässige und dynamische gesellschaftliche Realität. Manchmal verstellen jedoch Vorurteile den Blick. Durch (selbst-)bewusste Strategien der Verweigerung kann die Aufmerksamkeit umgelenkt werden.

Nevin Aladağ zeigt in ihrer Arbeit „Freeze“ deutlich konturierte, erstarrte Breakdance-Posen (sog. „Freezes“), während die PassantInnen in Bewegung unscharf erscheinen (Abb. 23). Obwohl diese eingefrorenen Haltungen nicht für Aladağs Werk inszeniert sind, sondern den Tanz beenden, wirken sie überraschend, stellt man sich Breakdance doch als rasche Bewegungsabfolge vor. Die

spektakulären Posen fesseln oft die PassantInnen, die sich von der Aufführung aufhalten lassen (Abb. S. 162). Indem Aladağ gängigen Erwartungen ostentativ widerspricht und doch nichts als die Realität abbildet, regt sich eine Reflexion über dynamische Gesellschaftsprozesse im Zusammenhang mit dem emanzipatorischen Charakter des Breakdances an. Zudem thematisiert sie Strategien der körperlichen Aneignung des öffentlichen Raums.²²

Radikal inszeniert der Modedesigner Hussein Chalayan eine Art tragbare Sesshaftigkeit, die ironisch vorgefasste Annahmen über Mobilität bricht. In der Kollektion „Afterwords“ verwandeln sich die Bezüge von vier Stühlen in Kleidungsstücke, während die Stühle selbst zu klappbaren Koffern werden. Der Kaffeetisch endet als pyramidaler Rock (Abb. 27–30).²³ Mode entfaltet eine große Aussagekraft im Kontext von Migrationsfragen, weil sie das Aussehen, die Wirkung auf andere, den sozialen Auftritt bestimmt – fast so stark wie die Gesichtszüge oder die Sprache. Bei der Mode im Zusammenhang mit Migration geht es um mehr als nur transkulturelle Einflüsse. Es geht auch um soziale Rollen, gesellschaftliche Erwartungshaltungen, Zuschreibungen oder Identitätsexperimente. Durch diese performative Qualität entwickeln Kunstkonzepte aus der Mode eine besondere Mehrdimensionalität. Migration ist immer auf ein Gegenüber angewiesen, das jemanden zum Migranten, zum „Anderen“, erklärt: Sage mir, was du trägst und ich sage dir, wer du bist.²⁴

Denn MigrantInnen stehen unter Beobachtung, wie es Ana Hoffner in der Lecture Performance „Was ist Kunst – Ein Produkt der Gegebenheiten?“ im Künstlerhaus Büchsenhausen 2010 formuliert. Ausgehend von Xavier Le Roys autobiografischer Lecture Performance „Product of Circumstances“ (1999) und Rasa Todosijevis Performance „Was ist Kunst?“ (1977) inszeniert Ana Hoffner bei ihrem Auftritt einen Wechsel der Sprechposition. Zunächst referiert sie sachlich und ausgesprochen ruhig darüber, wie sich Xavier Le Roy bei seiner Performance mit dem Werdegang vom promovierten Molekularbiologen zum Choreografen auseinandersetzt. Dann erzählt Hoffner, dass sie 1989 als Kind

aus Ex-Jugoslawien nach Österreich gekommen ist. Mit der Eröffnung des autobiografischen Teils wechselt sie vom sprechenden Subjekt zum Objekt der Beobachtung – denn, so die Künstlerin: MigrantInnen seien zum Schweigen gebracht worden. Das Schweigen sei jedoch kein Zustand, sondern müsse stets erneut hergestellt werden, am besten mit der Hilfe selbstdisziplinierter MigrantInnen. Die Gesellschaft betrachte MigrantInnen nicht als autonome Subjekte, sondern als mangelhafte, kulturell rückständige Personen, die disziplinarer Maßnahmen bedürfen. Nur in der Opferrolle werde ihnen Gehör geschenkt. Als Opfer unter der Überwachung des Publikums. Im letzten Teil der Performance erklärt



Abb. 23 Nevin Aladağ, Freeze, 2003, Fotografie



Abb. 24–26 Lisl Ponger, Passagen, 1996, Filmstills

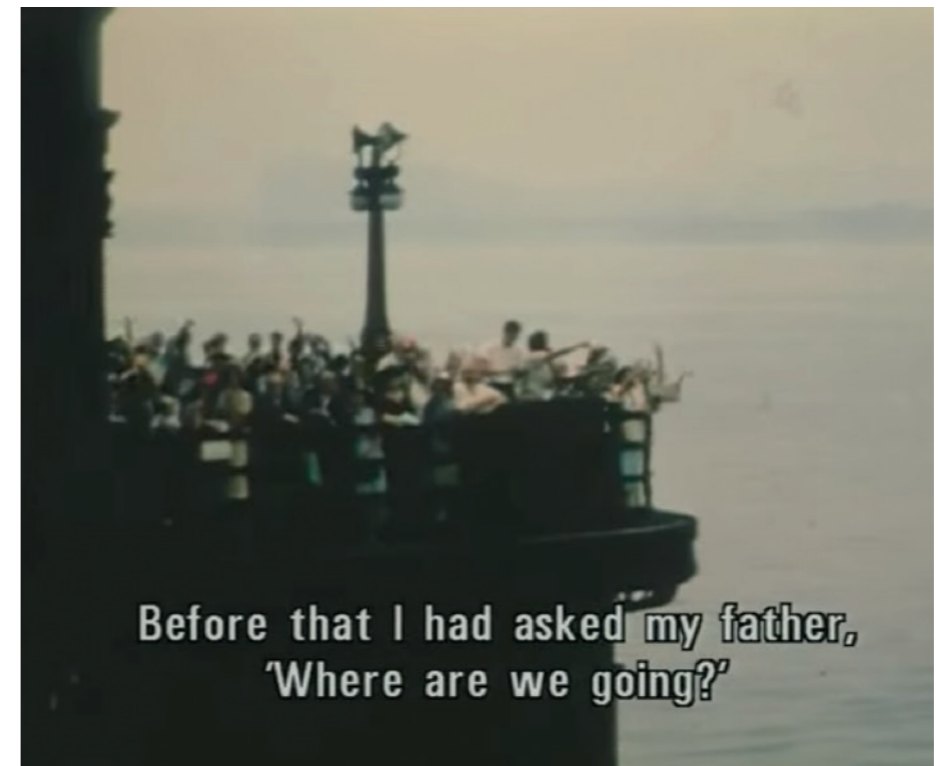




Abb. 27–30 Hussein Chalayan, Afterwords, Modekollektion Herbst/Winter 2000/01, Showfotografien, Foto: Chalayan/ Chris Moore at Catwalking



Abb. 31 Ana Hoffner, Was ist Kunst – Ein Produkt der Gegebenheiten?, Lecture Performance am 30. Juni 2010 im Künstlerhaus Büchsenhausen im Rahmen des Festivals performIC, Foto: Florian Schneider

Hoffner: „Ich werde versuchen, herauszufinden, ob es mir gelingt, die mir zugewiesene Position des Native Informers zu verweigern. Es wird sich zeigen, ob diese Grenzüberraschung Anerkennung findet.“ „Was ist Kunst?“ schreiend, beginnt die Künstlerin nun das Publikum zu ohrfeigen (Abb. 31). Am Ende der Performance klebt sie ihren Mund mit Tape zu. Hoffners Performance schafft Irritationsmomente, die ihren Auftritt gliedern und sich gängigen Migrationsklischees entziehen. „Getarnt“ kommt sie durch den ersten Teil, da weder ihr Aussehen noch ihre Sprache als „migrantisch“ zu identifizieren sind. Als sie ihren

Migrationshintergrund eröffnet, löst sie unwillkürlich Erwartungen aus: Eine Opfergeschichte wird nun zu hören sein. Aus dieser Haltung heraus gelingt ihr eine eindruckvolle Verweigerung, die mit einer pointierten Kritik postkolonialistischer und rassistischer Haltungen in der gegenwärtigen Gesellschaft, die in der Öffentlichkeit teilweise auf einen großen unreflektierten Konsens stoßen, verknüpft ist.²⁵ Hoffners Arbeit macht indirekt auch auf die Gefahr aufmerksam, der Ausstellungen wie „Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“ ausgesetzt sind: Wer spricht? Auf wessen Kommando? Welche Geschichten möchte wer hören?

- ¹ Lisl Ponger führt durch das „Museum für fremde und vertraute Kulturen“ in der Secession, 2014, 0:00–11:25, 0:00–1:15, <https://www.youtube.com/watch?v=Rz8-TuY-9FM> [Zugriff: 14.3.2017].
- ² Für eine der frühesten Interpretationen siehe Barth, Fredrik: *Ethnic Groups and Boundaries*, Oslo 1969.
- ³ Vgl. Hetfleisch, Gerhard, „Die kurze Migrationsgeschichte Tirols in der Zweiten Republik“ im vorliegenden Band.
- ⁴ Siehe dazu die Aufsätze in Bischoff, Christine/Falk, Francesca/Kafehsy, Sylvia (Hg.): *Images of Illegalized Immigration. Towards a Critical Iconology of Politics*, Bielefeld 2010; insb. Mitchell, W. J. T.: *Migration, Law and the Image: Beyond the Veil of Ignorance*, S. 13–30. – Siehe auch Haehnel, Birgit: *Zeitgeist-Ikonen der Illegalität – massenmediales Phänomen und künstlerische Gegenstrategien*, in: Dogramaci, Burcu (Hg.): *Migration und künstlerische Produktion. Aktuelle Perspektiven*, Bielefeld 2013, S. 123–140.
- ⁵ Vgl. Rupnow, Dirk, „Recht und Differenz. Das „Gastarbeiter“-Regime in Österreich“ im vorliegenden Band.
- ⁶ Siehe ausführlich dazu Moser, Anita: *Die Kunst der Grenzüberschreitung. Postkoloniale Kritik im Spannungsfeld von Ästhetik und Politik*, Bielefeld 2011, insb. S. 240–253.
- ⁷ Siemons, Mark: *Aktion „Flüchtlinge fressen“*. Die Tiger drücken ihr Bedauern aus, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30.6.2017, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/die-aktion-fluechtlinge-fressen-bleibt-fragwuerdig-14315681.html> [Zugriff: 15.3.2017]. – Nitschmann, Fabian: *Kunstaktion um Tiger und Flüchtlinge. Zerfleischte Menschlichkeit*, in: *Spiegel Online*, 29.6.2017, <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/fluechtlinge-fressen-kunstaktion-endet-unblutig-a-1100403.html> [Zugriff: 15.3.2017]. – Meiborg, Mounia: *Tiger in der Arena*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 16.6.2016, <http://www.sueddeutsche.de/kultur/politikkunstaktion-tiger-in-der-arena-1.3037192> [Zugriff: 15.3.2017]. – Friedrich, Hannah: „Flüchtlinge Fressen“, Filmbeitrag, 2 Min., *Zweites Deutsches Fernsehen (ZDF)*, 28.6.2016, <https://www.zdf.de/migration/migration/fluechtlinge-fressen-104.html> [Zugriff: 15.3.2017].
- ⁸ Eisenreich, Ruth: *Aktion „Flüchtlinge fressen“ endet mit erhellender Enttäuschung*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 29.6.2016, <http://www.sueddeutsche.de/politik/zentrum-fuer-politische-schoenheit-aktion-fluechtlinge-fressen-endet-mit-erhellender-enttaeuschung-1.3055702> [Zugriff: 15.3.2017].
- ⁹ Siehe u. a. Agamben, Giorgio: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt a. M. 2002, S. 51. – Willenbücher, Michael: *Das Scharnier der Macht. Der Illegalisierte als homo sacer des Postfordismus*, Berlin 2007.
- ¹⁰ Siclodi, Andrei: *Text zur Ausstellung „Weiterkommen. Kunst, Sprache,*

- Kino, Migration“*, Kunstpavillon, Innsbruck, 10.6.–23.7.2011, http://2002-16.buechsenhausen.at/modules.php?op=modload&name=PagEd&file=index&topic_id=25&page_id=555 [Zugriff 13.3.2017].
- ¹¹ Siehe dazu Karentzos, Alexandra: *Nicht-Sichtbarkeit. Bildermacht und Migration*, in: Dogramaci (Hg.): *Migration* (wie Anm. 4), S. 141–158, S. 141–145.
- ¹² „Zuschauerpost“ ist wie David Rychs „Border Act“ in Zusammenarbeit mit dem Künstlerhaus Büchsenhausen entstanden.
- ¹³ Zur Veränderung der Blickposition siehe auch Siclodi, Andrei: *Text zur Ausstellung David Rych: Border Act*, Kunstpavillon, Innsbruck, 15.1.–30.1.2016, <http://www.buechsenhausen.at/event/david-rych-border-act/> [Zugriff: 14.3.2017].
- ¹⁴ Siehe dazu Kuhn, Eva: *Subjektivität und Selbstreflexion. Drei Formen von „Film-Ichs“*, in: Andreas, Michael/Frankenberger, Natascha (Hg.): *Im Netz der Eindeutigkeiten. Unbestimmte Figuren und die Irritation von Identität*, Bielefeld 2013, S. 89–108, S. 101.
- ¹⁵ Dogramaci, Burcu: *Heimat. Eine künstlerische Spurensuche*, Köln 2016, S. 117.
- ¹⁶ Dogramaci, Burcu: *Gespräch mit der Berliner Performancekünstlerin Nezaket Ekici über ihr Medley in der Pinakothek der Moderne in München* anlässlich der Tagung „Migration und künstlerische Produktion“, in: Dies.: *Migration* (wie Anm. 4), S. 85–104, S. 96.
- ¹⁷ Dogramaci: *Gespräch* (wie Anm. 16), S. 102.
- ¹⁸ Siehe dazu Poehls, Kerstin: *Zeigewerke des Zeitgeistes? Migration, ein boundary object im Museum*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 106, 2010, S. 225–246, S. 229.
- ¹⁹ Siehe u. a. Holert, Tom/Terkessidis, Mark: *Fliehkraft. Gesellschaft in Bewegung – von Migranten und Touristen*, Köln 2006.
- ²⁰ Siehe dazu Karentzos: *Nicht-Sichtbarkeit* (wie Anm. 11), S. 141–158, S. 149ff.
- ²¹ Siehe u. a. Binder, Jana: *Globality. Eine Ethnographie über Backpacker*, Münster 2005.
- ²² Dogramaci, Burcu: *Migration als Forschungsfeld der Kunstgeschichte*, in: Dies.: *Migration* (wie Anm. 4), S. 229–248, S. 238.
- ²³ Siehe dazu ausführlich Geiger, Hanni: *Raum und Zeit überwinden. Hussein Chalayan's Design für postmoderne Nomaden*, in: Dogramaci: *Migration* (wie Anm. 4), S. 161–178, S. 165–168.
- ²⁴ Ein Beispiel von kulturell durchlässigen Identitätsexperimente in der Mode ist das südafrikanische Label „Black Coffee“, <https://formflow-blog.wordpress.com/2017/01/08/black-coffee/> [Zugriff: 14.3.2017].
- ²⁵ Siehe zu dieser Lecture Performance Siclodi, Andrei (Hg.): *Private Investigations. Paths of Critical Knowledge Production in Contemporary Art* (= Büchs'n'Books – Art and Knowledge Production in Context 3), Innsbruck 2011, S. 11–18, S. 16.

MIGRATIONSGESCHICHTEN

EINE LITERATURWISSENSCHAFTLICHE ANALYSE LEBENS- GESCHICHTLICHER ERZÄHLUNGEN

Tuğba Şababoğlu

Erzählte Lebensgeschichten sind seit einiger Zeit – spätestens seit der „Wiederentdeckung des Forschungsgegenstandes Biographie“¹ – zu einem wichtigen und anerkannten Feld in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen geworden. Die literaturwissenschaftliche Biografieforschung² setzt sich mit literarischen Formen autobiografischen Erzählens auseinander. Als empirisches und vorwiegend schriftlich festgehaltenes Quellenmaterial dienen neben mündlichen Erzählungen v. a. auch Tagebücher. Der geringe Umfang an einschlägiger Forschungsliteratur macht allerdings deutlich, dass sie die narrativen Strukturen von Autobiografien bislang kaum berücksichtigt. Dabei wäre die formale, textanalytische Auseinandersetzung durchaus literaturwissenschaftlich relevant. Und während lebensgeschichtliche Erzählungen über Migration sich als Forschungsgegenstand in verschiedenen Fächern etabliert haben, sind sie in der Literaturwissenschaft kaum erforscht. Das Thema Migration scheint hier vorwiegend in fiktiven Texten, in künstlerischer Prosa auf. Im Folgenden soll am Beispiel von Auszügen aus einer konkreten Migrationsgeschichte das Potenzial alltäglichen Erzählens aus literaturwissenschaftlicher Sicht aufgezeigt werden. Dem gehen theoretische sowie methodische Reflexionen voraus.

ERLEBTE UND ERZÄHLTE ALLTAGSGESCHICHTE ALS FORSCHUNGS- GEGENSTAND

Erzählen ist eine der „elementaren kulturellen Handlungsformen der Menschen“³ und stellt eines der zentralen Elemente, „über das sich kulturelle Gruppen als Einheit definieren“⁴ dar. Die Fähigkeit zum Erzählen wird im Laufe der Entwicklung eines Individuums vom Kleinkind zur erwachsenen Person erworben und ist „das Ergebnis eines langen historischen Prozesses“⁵, das bestimmte Bedingungen voraussetzt.⁶ Erst durch das Beherrschen einer Sprache ist es dem Menschen möglich, mit anderen in kommunikative Interaktion zu treten. Die Fähigkeit zum Erzählen dient dem Verknüpfen und Speichern von Informationen; sie ist eine spezifische kulturelle Leistung. Die Vermittlung von

Wissen über Generationen hinweg⁷ führt zur Bildung eines kulturellen Gedächtnisses, also zur Bildung eines Archivs. Vergangene Ereignisse, Erfahrungen und literarische Texte wurden auf diese Weise im kulturellen Gedächtnis behalten.⁸ So gibt das Erzählen „Aufschluss über kulturelle Verständigungs- und Archivierungsprozesse einer Kultur“⁹, wirkt identitätsstiftend wie traditionsbildend und wirkt an der Begründung sowie an der Erhaltung sozialer Ordnungen mit.¹⁰ Um das mit den Worten von Ursula Kocher zusammenzufassen: „[D]as Erzählen konstruiert einerseits kulturelle Realität und Identität, ist andererseits aber auch der Ort, an dem Kultur aufbewahrt wird.“¹¹

Um bestimmte Sachverhalte einem Gegenüber zu übermitteln, werden die dazu gespeicherten Informationen aus dem Gedächtnis hervorgeholt – erinnert. Das Vergangene unterliegt in diesem Prozess „entsprechend der Gegenwart der Erinnerungssituation und der antizipierten Zukunft einer ständigen Modifikation“¹², somit basiert Erinnern auf Reproduktion. Daher kann Gedächtnis als Sammelbegriff für Erinnerung und als externer Daten-Speicher¹³, der Informationen sichert, verstanden werden. Die Erinnerung an diese Informationen findet jedoch ausschließlich in der Gegenwart statt und wird durch Wiederholungen rekonstruiert. Dabei wird die Erinnerung an das Selbstbild der jeweiligen Gegenwart angepasst und durch die eigene aktuelle Wahrnehmung, die Perspektive, die momentanen Bedürfnissen und Emotionen geprägt.¹⁴ Nachdem Erinnerung eine Rekonstruktion von erlebten Ereignissen ist, wird die Realität jeweils subjektiv und von Mal zu Mal unterschiedlich interpretiert und verarbeitet.¹⁵ Zudem resultieren Erinnerungen, die „bei Verbalisierungen noch weiter organisiert“¹⁶ werden, aus dem „Akt der Zuwendung und der Organisiertheit der Erinnerungseinheit“¹⁷. Darunter ist zu verstehen, dass das Vergangene mithilfe eines kollektiven Bezugsrahmens¹⁸ und mit kognitiver Anstrengung¹⁹ aus dem Gedächtnis reproduziert wird sowie durch die Weitervermittlung in Form eines Gesprächs bzw. einer Erzählung wiederum für längere Zeit und strukturierter in Erinnerung bleibt. Dabei ist der Erinnerungsvorgang einem

Selektionsverfahren unterworfen, das von der „Bedeutung der Erlebnisse in ihrer Gesamtheit“²⁰, von momentanen Empfindungen und gegenwärtigen Relevanzen²¹ abhängig ist. Auch ist ein gezieltes Erinnern nur dann möglich, wenn die Erinnerung an vergangene Erlebnisse nicht bereits in Vergangenheit geraten ist.²² Nicht nur der Zugang zu vergangenen Erlebnissen ist vielen Einflüssen unterworfen. Auch die Wahrnehmung des Erlebten im Augenblick des Geschehens wirft Fragen bezüglich der Verlässlichkeit rekonstruierter Erinnerung auf. Zunächst ist davon auszugehen, dass es nicht möglich ist, alles Erlebte in der richtigen Reihenfolge abzuspeichern, wiederzugeben und jederzeit auf die gespeicherte Information zurückzugreifen.²³ Eine weitere Schwierigkeit, die das gezielte Erinnern beeinflusst, ist die Unterscheidung zwischen selbsterlebten Ereignissen und Ereignissen, die von anderen erlebt und erzählt wurden.²⁴

Auf Basis des bisher Gesagten mag sich die Frage stellen, ob aus der Erinnerung wiedergegebene Alltagsgeschichten überhaupt einer wissenschaftlichen Analyse als Grundlage dienen sollten. In seiner Habilitationsschrift über „Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview“, für die er Erzählungen ehemaliger Soldaten über den Zweite Weltkrieg befragt hat, demonstriert der deutsche Biografieforscher und Literaturwissenschaftler Hans Joachim Schröder, dass Lebensgeschichten durchaus als literaturwissenschaftliches Sujet behandelt werden können. Schröder erörtert nicht nur die Bedeutung des Interviews als eine literarische Gattung, sondern belegt dies anhand einer textbasierten Analyse von etwa 260 Interviews.²⁵ Abgesehen vom Potenzial dokumentierter Erinnerung sollte festgehalten werden, dass das Interviewverfahren eine weitere Methode ist, Erinnerungen und Aussagen von Zeitzeuginnen sowie Zeitzeugen primär zu erfassen.

DAS NARRATIVE INTERVIEW

Das Interview ist besonders in den letzten Jahrzehnten zu einer wichtigen Methode der Datenerhebung in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen geworden. Der deutsche Soziologe Erwin K. Scheuch definierte es als ein Forschungsinstrument, das „ein planmäßiges Vorgehen mit wissenschaftlicher Zielsetzung [ist], bei dem die Versuchsperson durch eine Reihe gezielter Fragen oder mitgeteilter Stimuli zu verbalen Informationen veranlaßt werden soll“²⁶. Unterschieden wird zwischen einem Interview, das nach einem vorformulierten Frage- und Antwortschema geführt wird, sowie dem qualitativen bzw. narrativen Inter-

view. Das narrative Interview zielt darauf ab, Daten eines Interviewpartners zu seiner Lebensgeschichte oder zu bestimmten Phasen seiner Lebensgeschichte zu erheben und auszuwerten. Der Soziologe Fritz Schütze – er gilt als einer der Pioniere der qualitativen Sozialforschung im deutschsprachigen Raum – entwickelte die Methodologie im Rahmen der Erforschung kommunaler Machtstrukturen. Er ließ dazu Gemeindepolitiker in autobiografisch-narrativen Interviews über Machtkonflikte im Zuge der Gemeindezusammenlegung erzählen.²⁷ Der Soziologe führt in seinem Artikel „Biographieforschung und narratives Interview“ die Relevanz der Technik für die empirische Erhebung der Daten zur Lebensgeschichte wie folgt an: „Die Frage nach den zeitlichen, den sequentiellen Verhältnissen des Lebenslaufs kann nun aber nur dann empirisch angegangen werden, wenn eine Methode der Datenerhebung zur Verfügung steht, welche Primärdaten erfaßt, deren Analyse auf die zeitlichen Verhältnisse und die sachliche Abfolge der von ihnen repräsentierten lebensgeschichtlichen Prozesse zurückschließen läßt. Diese Bedingungen werden von autobiographischen Stegreiferzählungen erfüllt, wie sie mit Mitteln des narrativen Interviews hervorgehoben und aufrechterhalten werden können.“²⁸ Auch offene Interviews werden oftmals ausschließlich auf die Funktion der Informationsvermittlung reduziert, weshalb dem narrativen Interview als Untersuchungsmittel der Literaturwissenschaft kaum Qualität zugesprochen wird.

Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden anhand von Auszügen aus einer konkreten Migrationsgeschichte die Möglichkeit einer erzähltheoretisch orientierten Textanalyse von narrativen Interviews aufgezeigt werden. Als Textgrundlage dient ein Interview mit einer türkischen Frau, die 1972 als sogenannte Gastarbeiterin nach Österreich gekommenen war.²⁹ Das Gespräch wurde auf Türkisch geführt, transkribiert und anschließend übersetzt. Ziel der mehrsprachigen Transkription ist es, den Verlust der Authentizität der Aussagen möglichst zu verhindern.

DAS POTENZIAL VON NARRATIVEN INTERVIEWS

Das narrative Interview vermittelt sprachlich eine erlebte Wirklichkeit. Es ist gekennzeichnet von narrativen Organisationsprinzipien, welche die Umsetzung von lebensgeschichtlichen Erfahrungen in Erzählungen ermöglichen.³⁰ Die Anfangserzählung³¹ wird durch eine Eingangsfrage bzw. eine Erzählaufforderung des Interviewers/der Interviewerin eröffnet.

Interviewerin (I): Kaç senesinde geldin?

Übersetzung:

I: Wann bist du gekommen?

Beim Intervieweinstieg ist zu beachten, dass der weitere Verlauf offen bleibt und es der erzählenden Person möglich ist, ihre Lebensgeschichte so zu reproduzieren, wie sie diese erfahren hat.³² Bereits hier wird deutlich, dass das narrative Interview keine alltägliche Kommunikation ist.³³ Das Interview findet „in einer, durch das Forschungssetting konstruierten Situation“³⁴ statt; nicht allein deshalb ist der Kommunikationsprozess zwischen den Gesprächspartnern ein asymmetrischer.³⁵ Während der Erzählende seine Geschichte nach eigenen Kriterien möglichst ungestört und ohne Unterbrechung wiedergibt, hält sich der Interviewende – vor allem im Hauptteil der Erzählung – im Hintergrund. Dies ist der Idealverlauf einer Stegreiferzählung.

Interviewte Person (IP): Ne polisle sıkıntımız oldu – demek ayak uydurmuşuz buraya – ne vize sorunu oldu. Hiç birşey yaşamadık. Demek ki buraya güzel ayak uydurmuşuz. Saygı duyulan insanlardık o zaman. Saygı duyulan insanlardık [...]. Komşuluk yapılıyordu güzel güzel, yavaş yavaş almanca öğrenmeye başlıyorsun, onlarla güzel güzel geçinmeye başladık. [...] Hatta, kaç sene? On sene sonra mı? On beş sene sonra bir alman çocuğu bizimle bizim evimize Türkiye'ye tatile geldi.

I: Hmhm.

IP: Bayıldı çocuk bayıldı. Nasıl misafir perversiniz diye. Güvenerek çıktık bizim arabyala geldi İstanbul'a bize. Kaldı bizde, yedi, içti. Güven vardı, güveniyordu [...].

Sinnngemäße Übersetzung:

IP: Wir hatten weder mit der Polizei noch beim Erhalt eines Visums Probleme. Wir haben keinerlei Schwierigkeiten erlebt. Wir werden uns wohl gut angepasst haben. Wir wurden damals geschätzt. [...] Nachbarschaftsbeziehungen wurden gepflegt, langsam wurde die deutsche Sprache gelernt und wir sind gut miteinander ausgekommen. Nach zehn oder fünfzehn Jahren ist ein deutsches Kind [gemeint ist ein österreichischer Jugendlicher, Anm.] gemeinsam mit uns zu uns in den Ferien in die Türkei gekommen.

I: Hmhm.

IP: Er war begeistert von der Gastfreundschaft. Er hat uns vertraut und ist in unserem Auto zu uns nach Istanbul gefahren. Er ist bei uns geblieben, hat mit uns gegessen und getrunken. Er hat uns vertraut.

Es ist durchaus möglich, dass der Interviewer/die Interviewerin in das Gespräch eingreifen muss – etwa, wenn wie im folgenden Beispiel er oder sie dazu aufgefordert wird, den weiteren Verlauf des Gesprächs zu bestimmen.

IP: Nasıl diyelim ondan sonra?

I: Yanlız geldin, değil mi?

IP: Evet, yanlız geldim. Biz toplam on beş türk kadınıydık.

Sinnngemäße Übersetzung:

IP: Wie soll ich fortfahren?

I: Du bist alleine gekommen, nicht wahr?

IP: Ja, ich bin alleine gekommen. Wir waren insgesamt fünfzehn türkische Frauen.

An dieser Stelle soll nun eine elementare Kategorie der Textanalyse, nämlich die Erzählperspektive, hervorgehoben werden. Indem aus der Perspektive eines gegenwärtigen Ichs an ein vergangenes Ich erinnert bzw. von verschiedenen vergangenen Ich-Zuständen erzählt wird, kommt es zu einer textinternen Ich-Ich-Doppelung.³⁶

IP: Tulumun özelliği, yetmiş dört senesinde Innsbruck'ta yeni açılmıştı bir mağza. Oraya gitmiştim. Oradan almıştım. Sinnngemäße Übersetzung:

IP: Das Besondere an diesem Strampler ist, dass ich ihn im Jahr 1974 in einem Geschäft in Innsbruck, das neu eröffnet hatte, gekauft habe.

Die erzählende Person ist selbst Gegenstand der Erzählung und das vergangene Ich bzw. die vergangenen Ich-Zustände existieren bloß in der Erinnerung des Erzählers. Aufgrund dessen handelt es sich beim narrativen Erzählen um einen „hypothetischen Entwurf“³⁷ des damaligen Ichs. Gebunden ist das autobiografische Erzählen somit an die Erinnerung, die ausschließlich in der Gegenwart stattfindet.³⁸ Meist geht es um vergangenes Geschehen, doch es ist durchaus möglich, dass die interviewte Person nicht ausschließlich retrospektiv erzählt. So können etwa Wünsche und Zukunftserwartungen geäußert werden, wie die Fortsetzung des vorhergehenden Gesprächsausschnitts verdeutlicht:

IP: Oradan babasına aldığım tulumu çocukları da giydi. [...] Torunlarımın çocukları da giyecek.

Sinnngemäße Übersetzung:

IP: Den Strampler, den ich in diesem Geschäft für meinen Sohn gekauft habe, haben auch seine Kinder angezogen. [...] Auch die Kinder meiner Enkelkinder werden ihn anziehen.

Eine Erzählung erfolgt im Allgemeinen chronologisch. Diese Strukturierung erleichtert Zuhörenden das Verständnis der erzählten Handlung. Jedoch ist es nicht ungewöhnlich, dass im Erzählprozess ein anderes Ereignis erinnert wird und ein begonnener Satz plötzlich abbricht.

IP: Bayıldı çocuk bayıldı. Nasıl misafir perversiniz diye. Güvenerek çıktı bizim arabyala geldi İstanbul'a bize. Kaldı bizde, yedi, içti. Güven vardı, güveniyordu [...]. Kırk dört sene oluyor ben geleli herhalde. Onlarda Oma'larını konuşursunlar, elli sene önce nasıldı Avusturya? [...] Bir tane ayakkabı fir [Abbruch im Satz. Das Wort wird nicht vollständig ausgesprochen] vardı, adı ne? Humanic [...]. Sinngemäße Übersetzung:

IP: Er war begeistert von der Gastfreundschaft. Er hat uns vertraut und ist in unserem Auto zu uns nach Istanbul gefahren. Er ist bei uns geblieben, hat mit uns gegessen und getrunken. Er hat uns vertraut. [...] Ich bin, glaube ich, seit 44 Jahren hier. Sollen auch ihre Omas/Großmütter³⁹ über diese Zeit sprechen. Wie war es vor 50 Jahren in Österreich? [...] Es gab ein Schuhgeschäft. Wie war der Name? Humanic [...].

Zu einer Unterbrechung des Erzählvorganges führen mitunter Erinnerungen, die verschwiegen werden sollen, auch unvollständige Sätze, die im Redefluss in einem neuen Satz fortgeführt werden. Das Ende der Haupterzählung wird in Interviews meist durch eine Erzählkoda⁴⁰ signalisiert. Mit einem Satz wie beispielsweise „So, das war's“, wird darauf hingewiesen,

dass die Erzählung beendet ist. Das Interview, das die Basis für diese Textanalyse bildet, repräsentiert nicht den Idealfall einer Stegreiferzählung. Neben der anachronischen Struktur der Erzählung, die auf das nicht chronologische Erzählen der interviewten Person zurückzuführen ist, ist auch das Ende des Interviews eher untypisch. Die lebensgeschichtliche Erzählung endet abrupt, weil die Aufmerksamkeit der Sprecherin sich auf ein Fotoalbum richtet. Die Fotos im Fotoalbum wurden in Istanbul gemacht und zeigen Ausschnitte aus dem Leben der erzählenden Person vor ihrer Migration.

AUSBLICK

Anhand von Auszügen aus einer konkreten Migrationsgeschichte wurde die Möglichkeit einer erzähltheoretisch orientierten Textanalyse von narrativen Interviews aufgezeigt. Erst eine interdisziplinäre Herangehensweise ermöglicht umfassendere Erkenntnisse – etwa die hier vorgeführte Kombination des qualitativen Interviews mit literatur- und kulturwissenschaftlicher Erzähltheorie. Eine mehrsprachige Transkription eröffnet der Literaturwissenschaft und der Linguistik ein breitgefächertes Forschungsfeld. So wäre neben einer Analyse der Sprachstrukturen der Alltagskommunikation und der Auseinandersetzung mit den Besonderheiten der türkischen Sprache ebenso eine genaue Analyse der narrativen Strukturen von mündlich aufgezeichneten und verschriftlichten Texten interessant. Somit kann abschließend davon ausgegangen werden, dass in den nächsten Jahren literatur- sowie sprachwissenschaftliche Forschungsansätze die Wissenschaft bereichern werden.

- ¹ Schröder, Hans Joachim: Das narrative Interview – ein Desiderat in der Literaturwissenschaft, in: Bachleitner, Norbert et al. (Hg.): Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 16/1, 1991, S. 94–109, S. 101.
- ² Sill, Oliver: „Über den Zaun geblickt“. Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung, in: BIOS 8/1, 1995, S. 28–42, S. 30.
- ³ Scheffel, Michael: Erzählen als Produkt der kulturellen Evolution, in: Martínez, Matías (Hg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie. Analyse. Geschichte, Stuttgart–Weimar 2011, S. 74–79, S. 74.
- ⁴ Kocher, Ursula: Erzählen im Kulturvergleich, in: Martínez (Hg.): Handbuch Erzählliteratur (wie Anm. 3), S. 79–83, S. 79.
- ⁵ Scheffel: Erzählen (wie Anm. 3), S. 74.
- ⁶ Scheffel: Erzählen (wie Anm. 3), S. 75.
- ⁷ Scheffel: Erzählen (wie Anm. 3), S. 76.
- ⁸ Kocher: Erzählen im Kulturvergleich (wie Anm. 4), S. 80.
- ⁹ Kocher: Erzählen im Kulturvergleich (wie Anm. 4), S. 80.
- ¹⁰ Scheffel: Erzählen (wie Anm. 3), S. 77.
- ¹¹ Kocher: Erzählen im Kulturvergleich (wie Anm. 4), S. 80.
- ¹² Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a. Main u. a. 1995, S. 70.
- ¹³ Assmann, Aleida: Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe. Themen. Fragestellungen, Berlin 2008, S. 184.
- ¹⁴ Assmann: Einführung in die Kulturwissenschaft (wie Anm. 13), S. 185.
- ¹⁵ Welzer, Harald: Gedächtnis und Erinnerung, in: Jaeger Friedrich/Rüsen Jörn (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen, Stuttgart–Weimar 2004, S. 155–173, S. 156.
- ¹⁶ Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 86.
- ¹⁷ Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 86.
- ¹⁸ Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 81.
- ¹⁹ Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 81.
- ²⁰ Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 75.
- ²¹ Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 86.
- ²² Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 77.
- ²³ Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 71.

- ²⁴ Rosenthal: Lebensgeschichte (wie Anm. 12), S. 91.
- ²⁵ Schröder, Hans Joachim: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992.
- ²⁶ Scheuch, Erwin K.: Das Interview in der Sozialforschung, in: König, René (Hg.): Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. München 1973, S. 66–190, S. 71.
- ²⁷ Siehe dazu Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die qualitativen Methoden, Opladen–Toronto 92014, S. 101.
- ²⁸ Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 13/3, 1983, S. 283–293, S. 285, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147> [Zugriff: 8.11.2016].
- ²⁹ Interview geführt von Tuğba Şababoğlu, am 29.5.2016 in einer Tiroler Gemeinde. Die Aufzeichnung erfolgte mit dem Aufnahmegerät Incutex digital voice recorder. Sämtliche der folgenden Zitate stammen aus diesem Gespräch. Die verschriftlichte Audioaufnahme ist autorisiert und wurde auf Wunsch der Interviewpartnerin anonymisiert. Anna: Ich würde diesen Satz noch streichen, finde ich total unnötig.
- ³⁰ Sill: „Über den Zaun geblickt“ (wie Anm. 2), S. 33.
- ³¹ Schütze: Biographieforschung (wie Anm. 28), S. 285. Schütze gliedert die autobiografische Stegreiferzählung in Anfang, Hauptteil und Schluss.
- ³² Bohnsack: Rekonstruktive Sozialforschung (wie Anm. 27), S. 94.
- ³³ Bohnsack: Rekonstruktive Sozialforschung (wie Anm. 27), S. 104.
- ³⁴ Sill: „Über den Zaun geblickt“ (wie Anm. 2), S. 36.
- ³⁵ Hessenberger, Edith: Erzählen vom Leben im 20. Jahrhundert. Erinnerungspraxis und Erzähltraditionen in lebensgeschichtlichen Interviews am Beispiel der Region Montafon/Vorarlberg, Innsbruck u. a. 2013, S. 20. – Vgl. dazu auch Schröder: Die gestohlenen Jahre (wie Anm. 25), S. 14.
- ³⁶ Sill: „Über den Zaun geblickt“ (wie Anm. 2), S. 34.
- ³⁷ Sill: „Über den Zaun geblickt“ (wie Anm. 2), S. 34.
- ³⁸ Sill: „Über den Zaun geblickt“ (wie Anm. 2), S. 34.
- ³⁹ Es wird darauf verwiesen, dass die 1970er Jahre auch aus der Perspektive der „einheimischen“ Zeitzeugen, hier aus der Perspektive der Großmütter, geschildert werden sollte.
- ⁴⁰ Schütze: Biographieforschung (wie Anm. 28), S. 285.

WIE MAN AUF SCHATZSUCHE GEHT UND FREUNDSCHAFTEN FINDET

MAHMUD ALKAWAKAH – EINE BEGEGNUNG

Michael Haupt

3. JUNI 2016, 16 UHR, FREIRAD-STUDIO, INNSBRUCK

Ich bin mit Mahmud Alkawakah, einem syrischen Musiker, der in Kufstein lebt, verabredet. Für die Sendereihe „MusikerInnen aus aller Welt in Tirol“ auf FREIRAD, dem freien Radio Innsbruck, haben wir einen Interviewtermin vereinbart. Die Sendereihe ist Teil des gleichnamigen Projekts der Initiative Minderheiten Tirol und hat das Ziel, Musik, die von anderen kulturellen Traditionen beeinflusst ist, einer möglichst breiten Öffentlichkeit bekannt und zugänglich zu machen. Dazu stellt sie vor allem eine Plattform bereit, auf der sich die MusikerInnen selbst präsentieren können. Ausgangspunkt der Initiative ist die Beobachtung, dass in Tirol viele musikalische Schätze im Verborgenen bleiben – musikalische Schätze, die MusikerInnen aus ihren Herkunftsländern mitbrachten und hier weiterentwickelten. Diese Musik ist selten über die jeweiligen Communities hinaus zu hören. Auch die in den letzten Jahren entstandenen Formate, die gezielt sogenannte Weltmusik in ihr Programm aufnahmen, erreichen damit – je nach Genre – einen recht begrenzten Teil der Öffentlichkeit. Dem will das 2015 gestartete Projekt „MusikerInnen aus aller Welt in Tirol“ entgegenzutreten.

Um kurz nach 16 Uhr kommt ein Anruf von Mahmud, er ist am Hauptbahnhof ausgestiegen und sucht den Weg zum FREIRAD-Studio, das direkt am Westbahnhof liegt. Ich versuche, so gut es geht, auf Englisch den Weg dorthin zu beschreiben. 50 Minuten und einige Anrufe später ist Mahmud endlich eingetroffen. Er ist ein freundlich-fröhlicher Mann, Anfang/Mitte 40, wir verstehen uns vom ersten Augenblick an.

Ich erkläre ihm, dass wir jetzt noch ungefähr eine Stunde Zeit haben, da ich anschließend nach Hause fahren muss, um meinen vierjährigen Sohn zu betreuen. Unschuldig, vielleicht ein bisschen naiv, frage ich ihn, ob auch er Familie habe. Es ist der erste Moment, in dem Mahmuds Fröhlichkeit Brüche zeigt. Er erzählt, dass seine Frau und die fünf Kinder in einem Dorf in der Nähe von Damaskus fest-

sitzen und darauf warten, nach Österreich nachkommen zu dürfen. Dafür muss seine Frau zur Botschaft in den Libanon fahren. Man kann sich vorstellen, wie schwierig das zu organisieren ist. Und man kann nachvollziehen, dass die Fröhlichkeit Brüche zeigt, wenn man jeden einzelnen Tag um das Leben seiner Familie fürchten muss. Ich weiß nicht wirklich, wie ich mein Mitleid ausdrücken soll. Wir plaudern weiter. Ich erkläre ihm, wie das Interview verlaufen wird und welche Fragen ich stellen werde. Ich kündige an, dass ich ihn über die Gründe seiner Flucht fragen werde und ob das für ihn in Ordnung sei. Fast in einem Nebensatz erzählt er davon, dass er mit ansehen musste, wie Menschen von Islamisten der Kopf abgeschlagen wurde und dass Männer schon gefährdet waren, wenn sie sich rasiert in der Öffentlichkeit zeigten. Ein zweites Moment, das mich sprachlos macht. Wir beginnen das eigentliche Interview, reden über sein Leben vor dem Krieg, wie er begann, sich für Musik zu interessieren, dass er Musiklehrer war, lange Jahre einen Chor leitete und als Oud-Spieler Mitglied der Artists Association in Syrien war. Die Artists Association ist eine KünstlerInnenvereinigung, die ihre Mitglieder, so erläutert Mahmud, sehr bedacht auswählt. Wir unterhalten uns über die orientalische Musik und deren Tonleitern mit den Vierteltönen, die für das europäische Ohr immer ein wenig falsch klingen. Am Ende des Interviews haben wir uns ein Stück weit kennengelernt und ich habe wieder ein bisschen mehr über das Leben und die Musik in Syrien erfahren. Wir gehen gemeinsam zum Bahnhof, von wo wir in entgegengesetzte Richtungen abfahren. Im Zug und auch später werden mich seine Erzählungen weiter beschäftigen.

DREI MONATE VORHER, MÄRZ 2016, ST. JOHANN

Ich bin für FREIRAD bei „art acts 16“, dem Festival für zeitgenössische Musik. Traditionellerweise wird der Eröffnungsabend live im Freien Radio Innsbruck übertragen. In einer Pause treffe ich Thomas Nußbaumer, der später mein erster Gast in der Sendereihe „MusikerInnen aus



Mahmod Alkawakah bei „Echos der Vielfalt“ 2016, Foto: Thomas Nussbaumer

aller Welt in Tirol“ sein wird. Thomas Nußbaumer (Fachbereich Musikalische Ethnologie an der Universität Mozarteum Salzburg und Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung) ist ein Pionier in der Erforschung und Präsentation von Musik, die aus anderen kulturellen Regionen nach Tirol gekommen ist. Gemeinsam mit den beiden in Wien tätigen Musikethnologinnen Gerlinde Haid (verstorben 2012) und Ursula Hemetek hatte er 2004 Feldforschungen in Tirol unternommen. Sie interviewten MusikerInnen aus unterschiedlichen Ländern und nahmen in 41 Aufnahmesitzungen unter der Mithilfe von 15 Studierenden Stücke auf. Die MusikerInnen stammten beispielsweise aus Albanien, Ägypten, Bosnien, Ghana, Griechenland oder aus der Türkei. Die entstandenen Dokumente (Tonaufnahmen, Videos und Fotos) befinden sich, durch Aufnahmeprotokolle weitgehend aufgearbeitet, sowohl in Innsbruck als auch in Wien. Ursula Hemetek, die sich schon früh mit der Erforschung einer Musik der Minderheiten auseinandersetzte, erarbeitete auf Basis der Feldforschung einen Essay.¹ Ein Jahr später setzte Thomas Nußbaumer die Feldforschung in einem kleineren Umfang fort. Zuvor initiierte er das erste „Echos der Vielfalt“-Konzert im Rahmen des Symposions „Musica alpina? Zur Interkulturalität von Volksmusik in den Alpen“, bei dem er das Forschungsprojekt „Musik der Minderheiten in Tirol“ vorstellte. Zwei Jahre später wurde die Idee wiederaufgegriffen und das Konzert „Echos der Vielfalt“ bereits in Kooperation mit der Initiative Minderheiten veranstaltet.

Doch zurück nach St. Johann: In der Pause erzählt mir Thomas Nußbaumer das erste Mal von einem syrischen Musiker, den er im Flüchtlingsheim in Kufstein besucht hat: Mahmod Alkawakah. Er gibt mir dessen Kontaktdaten und jene von Babacar Kandji aka Nonybone Dablessed, einem senegalesischen Rapper, der der Liebe wegen nach Kirchdorf in Tirol gezogen war und nun versucht, auf virtuellem Weg mit seinen Bandkollegen in Dakar ein neues Album vorzubereiten. Auch Nonybone Dablessed wird später Teil des „MusikerInnen aus aller Welt in Tirol“-Projekts. Und beide Musiker werden im Juni 2016 hintereinander auf der Bühne des Innsbrucker Treibhauses beim „Echos der Vielfalt“-Konzert stehen, das seit 2010 jährlich gemeinsam vom Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung, dem Fachbereich Musikalische Ethnologie, dem Haus der Begegnung und der Initiative Minderheiten Tirol veranstaltet wird.

Unterdessen steht an diesem Abend ein weiterer Musiker aus dem Projekt „MusikerInnen aus aller Welt in Tirol“ auf der Bühne, Taisir Haj Hussein. Ich werde ihn gut einen Monat später in Scheffau treffen und interviewen. Und auch er wird mir wieder fast nebenbei von der Zeit im syrischen Krieg und von furchtbaren Erlebnissen erzählen. So kommt er zu unserem Termin direkt von einem Zahnarztbesuch, der zur Behandlung der Spätfolgen einer zweiwöchigen Inhaftierung in Syrien notwendig war.

In St. Johann tritt Taisir gemeinsam mit dem „Free Music Ensemble“ unter der Leitung von Gunter Schneider auf. Das Ensemble hat sich der freien, zeitgenössischen Improvisation verschrieben, ein Musikgenre, das Welten von den kurdisch-syrischen Liedern entfernt scheint, die Taisir Haj Hussein mir bei meinem Besuch in Scheffau im April vorspielt.

Es ist erstaunlich, wie schnell gerade MusikerInnen, die neu nach Tirol gekommen sind, Anschluss finden und Kontakte knüpfen können. Oft genug ist das mit großer Eigeninitiative und dem Wunsch nach Arbeit bzw. Beschäftigung verbunden – ein verständlicher Wunsch, den nicht nur MusikerInnen hegen. Vielleicht fällt es MusikerInnen leichter, ihr Talent zu nützen und von ihm zu profitieren – „Musik verbindet“ ist nicht nur ein Sprichwort. Mahmod Alkawakah zum Beispiel hat relativ bald den Kontakt mit dem Festspielhaus in Erl gesucht und kein halbes Jahr nach seiner Ankunft war er Teil des Musikensembles bei der Aufführung „Wie im Himmel“ im Februar und März 2016.

JULI 2016, NACHMITTAGS, KUFSTEIN

Nach fast 20 Sendungen geht die Sendereihe „MusikerInnen aus aller Welt in Tirol“ langsam zu Ende. Die vorletzte Sendung wird ein Porträt über Mahmod Alkawakah sein. Dafür fehlen mir zu dieser Zeit noch Musikaufnahmen. Kurzerhand fahre ich mit meiner Lebensgefährtin und meinem Sohn zu Mahmod nach Kufstein. Er hat inzwischen seinen Asylbescheid bekommen und lebt mitten in der Stadt in einer Zweier-Wohngemeinschaft. Der Empfang ist sehr herzlich, Mahmod und mein Sohn werden gleich Freunde. Er bittet uns in sein Zimmer, bietet orientalischen Kaffee und Kekse an. In seinem Zimmer hängen sauber geordnet Zettel mit deutschen Vokabeln an der Wand, manchmal mit arabischer Übersetzung, manchmal mit englischer. Mit meinem Sohn spricht Mahmod schon ein paar Sätze auf Deutsch, mit uns fühlt er sich im Englischen sicherer.

Schließlich greift er zur Oud und spielt unter anderem ein Stück, das er in Erinnerung an die Bootsüberfahrt von der Türkei nach Griechenland geschrieben hat – ein Stück, das von den Ertrunkenen und den Überlebenden erzählt. Wieder so ein Moment, wo schreckliche Ereignisse, die man fern aus der Berichterstattung kennt, nahe an einen herankommen, so nahe, dass man es schwierig findet, damit umzugehen.

Wir bleiben noch eine Weile und unterhalten uns über dies und das. Mahmud scherzt mit meinem Sohn Jacob, ob er bei ihm bleiben wolle. Nicht nur einmal denke ich daran, dass seine Frau und die Kinder noch immer in Syrien sind, auch wenn schon klar ist, dass er sie nachholen kann, ein Zeithorizont hat sich noch nicht aufgetan.

Aus verständlichen Gründen sind derzeit Flucht und Menschen, die vor dem Krieg flüchten mussten, besonders in medialer Hinsicht stark in den Vordergrund gerückt. Das ist auch beim Projekt „MusikerInnen aus aller Welt in Tirol“ zu spüren. Hier wäre noch der syrische Musiker George Naser zu nennen, der ebenfalls Oud-Spieler ist und gerade begonnen hatte als Volksschullehrer zu arbeiten, bevor er flüchten musste. Mit einer unglaublichen Zielstrebigkeit und enormem Engagement hat er binnen kürzester Zeit in Tirol ein Netzwerk aufgebaut und ist regelmäßig auf Bühnen zu sehen und zu hören. Während ich das schreibe, probt er gerade mit Musikern, die in Linz ansässig sind, für ein Konzert in Wien.

Aber die Musikszene und das Projekt sind natürlich viel breiter. Das reicht von fröhlich-sentimentalen Rhythmen einer kubanischen Musik (Gina Dueñas) über traditionelle nordafrikanische Musik, wo Lebenserfahrungen und Geschichten etwa mit Trommeln vermittelt werden (Demba Diatta) hin zu modernen, urbanen Ausdruckformen aus Afrika, wie dem vorher erwähnten senegalesischen Rapper (Nonybone Dablessed) oder marokkanisch-tunesischem Raï (Mustapha Erraftani). Da ist amerikanisch inspiriertes Songwriting aus Lettland (Baiba Dēķena) ebenso zu entdecken wie Zusammenschlüsse von MusikerInnen aus verschiedenen Erdteilen, World Music im besten Sinne (Orient Okzident Express und LatinOriente). Lebensfroher Balkansound (Balkan Fratelli Band und Edo Krilić's SALON BALKAN) oder Roma-Musik (Géza Molnár und Zsolt Kárász, Julia Rhomberg) genauso wie im europäischen Sinn klassisch ausgebildete Musiker (Raul Funes und Bora Güvener). Kurdische Musik (Ho-

zan Temburwan, Hassan Ibrahim, Roja Azad und Koma Rojava) und türkischer Rock (Volkan Yanik) harmonieren nebeneinander.

Die Szene ist breit und vielfältig. Es wird Zeit, sie in dieser Vielfalt zu sehen und zu präsentieren. Dazu möchte das Projekt „MusikerInnen aus aller Welt in Tirol“ beitragen, dessen „heiße Phase“ zwar bereits vorbei ist, das aber nun mit etwa 20 MusikerInnen bzw. Ensembles auf der Webseite aufwarten kann. Dort finden sich kurze Informationen zu den (Musik-)Biografien, zum jeweiligen Genre, zu welchen Anlässen die MusikerInnen gebucht werden können. Ergänzt sind diese Informationen mit Foto- und Videomaterial und den Radiosendungen zum Nachhören. Fühlen Sie sich, geschätzte LeserInnen, eingeladen, auf der Internet-Seite www.minorities.at die Vielfalt der Musik von anderswo zu entdecken.

6. OKTOBER 2016, WATTENS

Um die „heiße Phase“ des Projekts würdig zu beenden, veranstaltet die Initiative Minderheiten in Kooperation mit dem Kulturverein Grammophon in Wattens einen Abschlussabend. So soll das Thema auch und besonders außerhalb des Ballungsraums Innsbruck positioniert werden.

Für den Abschlussabend wählen wir ein gemischtes Format aus Erzählungen und Musik. Im ersten Teil erzählen Baiba Dēķena, Demba Diatta, George Naser und Raul Funes wie ihre Faszination für Musik begann, aber auch über ihre Erfahrungen als MusikerInnen in Tirol. Dazwischen präsentieren sie je ein Stück. Im zweiten Teil gibt es ein Konzert mit den leichtfüßigen kubanischen Rhythmen von Gina Dueñas und ihrer Band, schließlich soll auch etwas gefeiert werden – unter anderem mit den MusikerInnen, die am Projekt teilgenommen hatten. Ein bunt gemischtes Publikum – von Mahmud hatte ich leider keine Antwort auf meine Einladung erhalten – erfreute sich an der gelungenen Veranstaltung, die von KöchInnen aus dem Flüchtlingsheim Kleinvolderberg um Kulinarisches ergänzt wurde.

Wenn wir über die Arbeit der Initiative Minderheiten sprechen, dann gibt es einen prägnanten Satz, der immer wieder fällt: Die Initiative Minderheiten setzt sich mit Kultur- und Bildungsangeboten für ein besseres Zusammenleben von Mehr- und Minderheiten ein. Der Abend in Wattens war ein erfolgreiches Beispiel in diesem Zusammenhang.

NOVEMBER 2016, LILIENFELD, NIEDERÖSTERREICH.

Ich bin mit meiner Familie übers Wochenende im Haus meiner Großeltern in Lilienfeld, Niederösterreich, wir sitzen beim Frühstück, eine Nachricht leuchtet am Handy auf. Sie ist von Mahmud, er schreibt, dass sein ehemaliger Mitbewohner meine Einladung zum Abschlussabend (mit rund einem Monat Verspätung) weitergeleitet habe, weil er nach Niederösterreich gezogen sei. Ich schreibe ihm zurück, was das für ein Zufall sei, da ich gerade ebenfalls in Niederösterreich wäre. Einige Nachrichten später haben wir vereinbart, dass wir ihm am Rückweg nach Tirol einen Besuch abstatten.

Zwei Tage später brechen wir auf, ganz gespannt, wohin es Mahmud verschlagen hat. Sein Wohnort liegt mehr oder weniger auf unserer Route. Wir fahren durch niederösterreichische Landschaft und Dörfer. Kurz bevor wir ankommen, müssen wir wegen einer Prozession einen kleinen Umweg machen: ländliche Idylle an einem Sonntagvormittag. Es regnet leicht, wir parken am Hauptplatz eines Dorfes, dessen Namen ich vorher noch nie gehört habe. Das Haus ist schnell gefunden, Mahmud winkt uns von einem Fenster im ersten Stock aus zu. Wir kommen in die Wohnung, werden seiner Frau Dima vorgestellt.

Aus den Zimmern tauchen nach und nach die Kinder auf: Sara, Sedra, Saba, Zaid und Taymaa. Strahlend, fröhlich begrüßen sie uns, zum Teil sprechen sie uns auf Deutsch an. Mahmuds Familie konnte vor nicht einmal zwei Monaten herkommen. In Tirol war keine leistbare Wohnung für sieben Menschen zu finden, also zogen sie nach Niederösterreich, wo Mahmuds Bruder seit einer Weile wohnt. Wir werden zum Kaffee eingeladen und unterhalten uns über das Zusammenkommen der Familie und über Perspektiven, die Mahmud hier in einem kleinen Dorf – relativ weit weg von St. Pölten oder Wien – hat. Unser Sohn Jacob ist anfangs eher schüchtern, sitzt lieber auf dem Schoß seiner Mutter. Erst als Zaid und Taymaa ihre Autosammlung präsentieren, taut er auf und zeigt seine eigenen Autos, die er zum Spielen mitgebracht hat. Die Kinder sitzen am Boden und spielen, während wir mit Mahmud und Dima plaudern, immer wieder hört man einzelne deutsche Wörter von Mahmuds Kindern: Sie sind dabei, anzukommen. Später als wir aufbrechen wollen, ist Jacob kaum dazu zu bringen, sich vom Spiel zu lösen, so tief sind die Kinder darin versunken. Sie tauschen Autos und wir machen uns langsam auf den Rückweg nach Tirol. Mahmud bringt uns zur Tür, fröhlich, ganz ohne Brüche, verabschiedet er uns.

¹ Der Titel der beginnenden Konzertreihe nahm Bezug auf Hemetek, Ursula: „Musikalische Minderheitenforschung und urbane Ethnomusikologie: Theorie und Praxis am Beispiel von Pilotstudien aus Innsbruck und

Salzburg“, in: Nußbaumer, Thomas (Hg.): Volksmusik in den Alpen: interkulturelle Horizonte und Crossovers (= Innsbrucker Hochschulschriften, Serie B: Musikalische Volkskunde 6), Anif/Salzburg 2006, S. 125–141.

ALS DIE AUSLÄNDER KAMEN

Maurice Munisch Kumar

Der Begriff der Postmigration taucht in den letzten Jahren in der Migrationsforschung mit einem Versprechen auf. Es werden eine neue Geschichtlichkeit und neue Perspektiven vermittelt bzw. in den Fokus gerückt. In der Anlehnung an die Postcolonial Studies wird die Historiografie von der herrschenden Hegemonie befreit und historische Entwicklungen neu gedacht.¹ Der Anspruch ist, die Geschichte aus der Perspektive und Erfahrung von Migration bzw. von MigrantInnen zu erzählen und so marginalisierte Erfahrungen, Sichtweisen, sprich Geschichten, aufzuzeigen. Eine dieser Geschichten ist die der Streetdance-Szene im Innsbrucker Jugendzentrum Z6 Anfang der 1990er Jahre. Wie oft in der Geschichte des Jugendzentrums, bot auch das Z6 Jugendlichen eine „Heimat“, egal welcher sozialer Herkunft und welche ökonomischen Voraussetzungen sie mitbrachten. Seit seinen Anfängen in der Zollerstraße 6 im Stadtteil Wilten ist „das Z6 als Institution mit dem Begriff Jugendzentrum allein nicht ausreichend charakterisiert – es ist ein Phänomen innerhalb der Sozial- und Kulturlandschaft Innsbrucks“². Denn das Z6 war Ausgangspunkt vieler Szenen und Initiativen: die Heimat der Rocker in den 1970er Jahren, ab den 1980er Jahren Ort der Cosmic-DJ-Kultur und in den 1990er Jahren traf sich im Z6 die autonome Jugendszene. Außerdem sind viele heute selbstverständliche Initiativen und Einrichtungen wie das KIT³, das DOWAS⁴ oder die Workstation⁵ – um nur einige wenige zu nennen – ohne das Z6 nicht vorstellbar. Das Jugendzentrum war auch der Ausgangspunkt der eingangs erwähnten Streetdance-Szene. Die meisten sich dieser Gruppe zugehörig fühlenden Jugendlichen zeichnete unter anderem aus, was heute im Allgemeinen mit „Migrationshintergrund“ benannt wird.

DIE NEUEN

Im Z6 Jugendzentrum – sei 1985 in der Dreieiligenstraße 9 angesiedelt – wurde der eigens eingerichtete Bewegungsraum fast ausschließlich von externen TanzlehrerInnen und BesucherInnen genutzt. Die Jugendlichen zeigten kaum Interesse am Tanzen. Das änderte sich

mit Anfang 1992, als sich das Z6 in einer Besucherkrise befand. Vor allem die türkischen Kinder aus der Nachbarschaft in Pradl und Dreieiligen wurden auf das wenig genutzte Haus aufmerksam, wo es Möglichkeiten zum Tischfußballspielen und zu anderen Aktivitäten gab. Im Schlepptau der Kinder kamen deren ältere Brüder und es dauerte nicht lange, bis aus dem Z6-Bewegungsraum ein Tanzraum wurde. Der ehemalige Jugendzentrumsmitarbeiter Michael Klingseis erinnert sich, dass „die Neuen“ anfangs gar nicht so gerne gesehen waren. Denn das Interesse der BetreuerInnen galt weiterhin den angestammten Jugendlichen: Die Afro-Cosmic Szene.⁶ Eine DJ-Kultur, die sich auch durch Migration auszeichnete, aber vor allem in die andere Richtung. Die Innsbrucker Jugendlichen fuhren nach Italien um dort den Ausgangspunkt der Szene am Gardasee aufzusuchen und bei der Rückkehr nach Tirol neue Musik und Bekanntschaften mitzubringen.

Erst später wurde im Z6 erkannt, dass es sich bei den neuen BesucherInnen um eine Zielgruppe handeln könnte. Der damalige Mitarbeiter Andreas Mayr schrieb seine Erfahrungen mit den neuen NutzerInnen in der Zeitschrift „Mosaik – Ein Multikulturelles Informationsmagazin“ nieder:



DJ beim „Technoexpress“, Foto: Z6

„Familienehre in Levis-Jeans, Blutschande in Reebok-Turnschuhen, Rekordumsätze bei Käsetoast (ohne Fleisch) und konfiszierte Schnapsflaschen, waschechter Koatlackla-Dialekt und Jugendberatung mit Dolmetsch, zentralanatolische Traditionshose zuckt zu Michael Jackson's [sic] ‚Black or White‘, kurdische Volksmusik und ultraharter Computerrap, Baklava und Milky Way, Jugendzentrumsverbot vom in Antalya geborenen Vater und eine aufs Maul vom in Innsbruck geborenen Sepp, wenn er trotzdem ins Jugendzentrum geht.“⁷

In einem Absatz wird deutlich, wie es im Z6 zum Bruch mit bekannten Traditionen gekommen war und neue Einflüsse das Haus belebten. Doch nicht nur für die BetreuerInnen war die Situation ungewohnt, sondern auch für die bisherigen Jugendlichen. Sie reagierten erstmals in rassistischer Manier, um „ihr“ Haus gegenüber den ungebetenen neuen „Gästen“ zu verteidigen. Es fanden sich an die Wände geschmierte Parolen wie „Türken und Jugos Raus“ an den Wänden. Die neu zum Z6 gestoßenen Jugendlichen waren jedoch vor allem eins nicht: Gäste. Die in Mannheim ansässige migrationskritische Plattform „die Unmündigen“ machen deutlich, wieso sie gesellschaftliche Fremdzuschreibungen gegenüber MigrantInnen – wie eben den Gaststatus – in Frage stellen: „Wir sind weder Gäste, Fremde noch Ausländer: Gäste bleiben kein halbes Jahrhundert, Fremden begegnet man nicht jeden Tag und Ausländer leben im Ausland. Auch der kaschierende Ausdruck ausländische Mitbürger kann nicht zur Genüge verschleiern, dass wir politisch unmündig gehaltene Bürger dieses Landes sind.“⁸

Die meisten Jugendlichen migrantischen Hintergrunds, die nun auch das Z6 frequentierten, waren bereits in Österreich geboren und lebten schon in der zweiten oder dritten Generation im Land. „Sie sprechen eine Sprache wie waschechte InnsbruckerInnen“, betont Andreas Mayr im „Mosaik“.⁹ Zwischen „ihnen“ und „den Anderen“ wird unterschieden, obwohl sich viele ihrer Probleme, Wünsche und Bedürfnisse in keiner Weise von jenen der Nicht-MigrantInnen unterschieden: Probleme in den Bereichen Schule, Arbeit, Eltern, Sexualität, Beziehung, Polizei, Gericht und Suchtgefährdung standen bei vielen Jugendlichen an der Tagesordnung.¹⁰

Zusätzlich kam es zu Spannungen zwischen dem Elternhaus und ihren Söhnen (anfänglich waren es vor allem Burschen), welche in Tirol aufgewachsen sind. Die Erwartungen und Vorstellungen der Eltern widersprachen der Lebenswelt der Jugendlichen, zumindest jener au-

ßerhalb der eigenen vier Wände. Hinzu kam der alltägliche Rassismus – ob bei der Suche nach einer Lehrstelle, in der Schule oder am Abend am Disco-Eingang:

„Das ethnische Stigma, das auf unauslöschliche Weise in Hautfarbe, Gesichtszüge und auch im Namen eingeschrieben ist, verstärkt, oder besser radikalisiert das Handicap, das mit dem Fehlen von Bildungs- und Berufsabschlüssen verknüpft ist, welches selbst wiederum mit dem Mangel an kulturellem und besonders sprachlichem Kapital einhergeht.“¹¹

Das Fremdsein in der österreichischen Heimat wurde zunehmend Thema im Jugendzentrum. Denn die Ungerechtigkeiten und Anfeindungen wollten sich viele nicht mehr gefallen lassen, auch in der Streetdance-Szene. Doch zuvor will ich kurz den Ursprung der Szene darstellen.

TECHNOEXPRESS UND STREETDANCE

Die Z6-Cosmic-Disco Galaxy war ein BesucherInnenmagnet. Tanzende Menschen, Discolicht und laute Musik war sehr reizvoll für die neue Jugendgruppe an. Mit dem „Technoexpress“ entstand ein neues Disco-Format. Diese Veranstaltung wurde zunächst von den Jugendlichen mit türkischem Hintergrund organisiert. Erstmals war es ihnen möglich, eine öffentliche Veranstaltung mit ihren FreundInnen und ihrer Musik abzuhalten, ohne Einlassverbot befürchten zu müssen. Denn allzu oft machten sie die Erfahrung, dass ihnen der Eintritt in öffentliche Discos verwehrt wurde. Angefangen von den Plakaten bis zum DJ-Programm nahmen die Jugendlichen alles selbst in die Hand. Die DJs spielten den passenden Sound von Techno, Hip-Hop bis Dancefloor.

Viele der BesucherInnen konnten nun abfeiern, ohne das Gefühl zu haben, nicht erwünscht zu sein. Mit der Entstehung des „Technoexpress“ gab es erstmals eine Bühne für die TänzerInnen, die anfangs zögerliche Bewegungen charakterisierten, bald kam es aber zu regelrechten Tanzwettbewerben.

Der Tanz der Jugendlichen orientierte sich am Videoclipdance der 1990er Jahre. Im Sinne der „Bricolage“, wie die spezifische Kulturtechnik von dem Kulturanthropologen Claude Lévi-Strauss benannt wurde, bedienten sich die Tänzer verschiedener Elemente aus Breakdance, Eurodance und der Tanzschritte des King of Pop Michael Jackson. Daraus entstand der Tanz, der später Streetdance genannt wurde. Die Jugendlichen schauten sich von ihren Vorbildern aus dem Fernsehen von MTV, VIVA und dem „Wurlitzer“¹² die passenden Tanzschritte ab.



Dancefactory, Foto: Z6

Mit der Zeit entstand eine Szene. Es fanden immer mehr Jugendliche – sowohl Mädchen als auch Burschen – den Weg ins Z6. Die Wettbewerbe waren inzwischen kein reines Jugendzentrumsphänomen mehr, sondern verlagerten sich in die umliegenden Discos: das Alpi in Wattens, das Flip bzw. das Hollywood und später Antico in Innsbruck sowie die Pranger Alm in Unterperfuss, um nur ein paar Orte zu nennen.

Im Z6 entdeckte der damalige Streetworker Klaus Schwarzgruber das Potenzial der TänzerInnen. Er initiierte eine eigenständige Streetdance-Gruppe, die anfangs vor allem aus männlichen Jugendlichen bestand und über die Monate und Jahre zu einer beachtlichen Tanzszene wuchs. Die Streetdance-Gruppe wurde immer professioneller und nahm an nationalen Tanzmeisterschaften teil. Nachdem ab Herbst 1994 die Betreuung der Streetdancer vom Team des Jugendzentrums übernommen worden war, entstand ein neues Trainingsformat: Die Dancefactory. Dieses Trai-

ningsformat bot allen Jugendlichen, die in die inzwischen stark angewachsene Streetdance-Gruppe nicht aufgenommen werden konnten, die Möglichkeit, von deren Mitgliedern im Rahmen einer tanzschulenartigen Gruppe (also auch gegen Bezahlung) trainiert zu werden.¹³

Die StreetdancerInnen erlangten über das Z6 hinaus Bekanntheit und waren bald Vorbilder für viele Jugendliche und andere Jugendzentren. Denn diese versuchten ebenfalls Tanzgruppen aufzubauen, das Z6 blieb jedoch das Zentrum der Szene. In den städtischen Jugendzentren – der tänzerischen Peripherie – haben sich ebenso Tanzgruppen etabliert. Sie verbuchten aber bei weitem nicht die Erfolge, wie jene im Jugendzentrum Z6.

Streetdance übte große Faszination auf viele der Kids aus und während die Szene wuchs und zu einer bedeutenden Jugendkultur aufstieg, hatten viele der Tänzer mit ganz anderen Problemen zu kämpfen.



Streetdancer beim Z6 Straßenfest in den 1990er Jahren, Foto: Z6

RASSISMUS, SKINHEADS UND ABSCHIEBUNG

Während sich die TänzerInnen innerhalb des Jugendzentrum Z6 eine heile Welt aufbauen konnten, war außerhalb des Z6 die harte Realität des Rassismus und des ständigen weiteren Rechtsrucks der Gesellschaft zu spüren. Unter der Führung von Jörg Haider stieg die FPÖ in den 1990er Jahren zu einer bedeutenden politischen Macht auf und geriet zum Sprachrohr rechtsextremer Ideologien. Verstärkt wurde die rassistische Stimmung durch das sogenannte Ausländervolksbegehren sowie durch die Terroranschläge der Bajuwarischen Befreiungsarmee unter Franz Fuchs. Dieses Klima des Hasses trieb eine Radikalisierung der Gesellschaft voran. Das wirkte sich auch auf die Jugend aus. In Innsbruck kam es zur Gründung einer White Power Skinhead-Gruppe, welche vor gewalttätigen Übergriffen nicht zurückschreckte. In ihrem Visier standen migrantische, linke und Jugendliche aus dem alternativen Spektrum, auch Wohnungslose. Traurige Berühmtheit erlangte der Vorfall im Februar 1994, als der Innsbrucker Obdachlose Wolfgang Tschernutter von zwei Jugendlichen im

Schlaf mit einer Holzlatte zu Tode geprügelt wurde. Einer der Täter war in der damaligen rechtsextremen Szene aktiv.¹⁴ Dieser Vorfall zeigt, welche reale Bedrohung rechtsextreme Schlägertruppen für viele Menschen in Innsbruck der 1990er Jahre waren. So auch für Mitglieder der Streetdance-Szene im Jugendzentrum Z6, die immer wieder von organisierten rechtsextremen Angriffen betroffen waren. Strategien, mit der ständigen Gefahr umzugehen, waren einerseits der Zusammenschluss mit anderen Gruppen wie beispielsweise dem Kulturverein Grauzone¹⁵ und andererseits die Selbstorganisation in Cliques. Eine der bekanntesten Gruppierungen war die Schwarzaugenbande. Diese Selbstbezeichnung stand jener der White Power Skinheads konträr gegenüber und kann auch als eine Strategie gedeutet werden, die offizielle Benennungspraxis von MigrantInnen – die zu dieser Zeit meistens als Ausländer bezeichnet wurden – zu konterkarieren. Einschlägige Selbstbezeichnungen irritierten dabei oft die Mehrheitsgesellschaft: Kanak Attack, Tschuschenpower, Migrantentadl oder die Unmündigen. Diese verschiedenen

Verortungs- und Benennungspraktiken sind ebenfalls als postmigrantisch zu betrachten. Denn die oft als abwertend verwendeten Fremdzuschreibungen werden von den MigrantInnen als positive Selbstzuschreibung herangezogen. Trotz des erfolgreichen Widerstands waren die Attacken traumatisierende Erlebnisse. Der ehemalige Tänzer Mehmet beschreibt, welche einschneidenden Ereignisse für ihn die Angriffe waren:

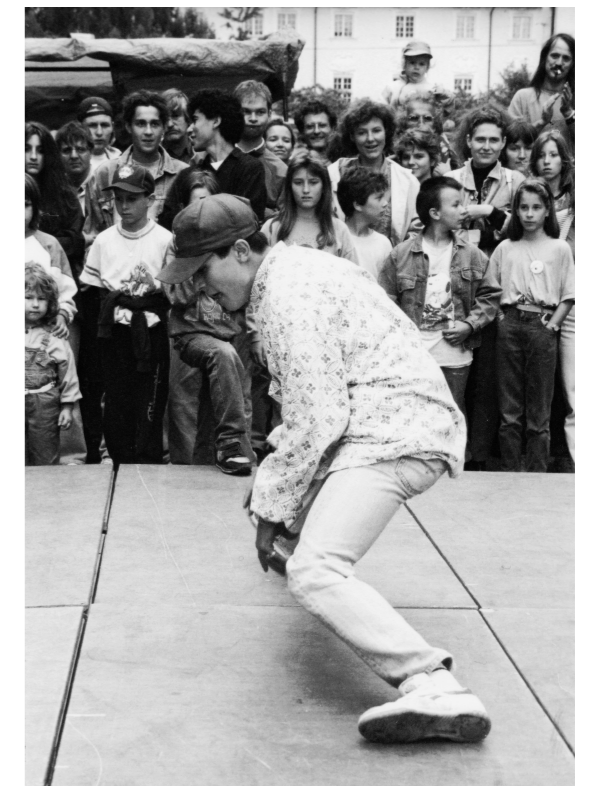
„Die [Skinheads] sind auch einmal ins Z6 kommen und haben einen rausgeklaubt und uns verprügelt. Das war für uns der Moment, wo wir uns in Grund und Boden geschämt haben, dass ... wie kann es sein, dass Nazis ins Z6 kommen und sich einen herausholen und verprügeln und mit denen passiert nichts? Das gibt's nicht. Niemand traut sich ins Z6 hineingehen und jemanden herauszuholen. Das geht nicht. Das wäre früher unmöglich gewesen.“¹⁶

Die Auseinandersetzungen der Jugendlichen mit den Skinheads waren auch Thema im Z6 Jugendzentrum. Doch die Angriffe der Skinheads waren nur die Spitze eines Eisbergs, denn viele der Jugendlichen sahen sich noch mit ganz anderer Gewalt konfrontiert: Ohne österreichische Staatsbürgerschaft kamen sie in Konflikt mit dem österreichischen Fremdenrecht, was schlimmstenfalls zur Abschiebung führte. Viele der TänzerInnen waren davon betroffen. Am Beispiel des Tänzers Enes¹⁷ skizziere ich im Folgenden die Dramatik und die Brutalität der Abschiebep Praxis.

HEIMAT FREMDE HEIMAT

Viele der Tänzer kamen aus Familien, deren Eltern als GastarbeiterInnen nach Österreich kamen. Obwohl einige hier bereits zur Welt kamen und aufwuchsen, hatten sie nicht automatisch Zugang zur Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft. Denn das rigide Staatsbürgerschaftssystem in Österreich und Deutschland „jus sanguinis“ (Blutprinzip) steht dem „jus soli“ (Territorialprinzip) gegenüber. Die „blutsmäßige“ Abstammung war entscheidend, um den rechtlichen Status als ÖsterreicherIn zu erlangen. Bis heute schlägt sich diese Vorstellung im Staatsbürgerschaftsrecht nieder und fließt in das restriktive Fremdenrecht in beiden Ländern ein:

„Das heißt in dieser Rechtskonstruktion reicht es nicht aus einfach in Österreich geboren zu sein, sondern beide Eltern müssen Österreicher_innen sein. Die Folgen dieser rechtlichen Unterscheidung sind massiv. Zahlreiche Migrant_innen sind von grundsätzlichen Rechten wie z. B. dem Wahlrecht ausgeschlossen. Ihre Kinder haben keine Rechtssicherheit hier zu bleiben, obwohl sie hier geboren sind.“¹⁸



Streetdancer beim Z6 Straßenfest in den 1990er Jahren, Foto: Z6

Diese Unsicherheit betraf auch viele der Tänzer, die immer mit der Angst lebten, infolge geringer Delikte die volle Härte des Staates zu spüren, wie Mehmet im Gespräch eindrücklich vermittelt: „Sobald du eine Strafe über sechs Monate bekommen hast, ist automatisch die Fremdenpolizei verständigt worden und dann bei einer Wiederholungstat: Tschüss! Da haben's extrem viele wegen einfachem Diebstahl erwischt, die haben's einfach abgeschoben!“¹⁹ So erging es Enes, der in Innsbruck geboren, aber kein österreichischer Staatsbürger ist. Sein Schicksal nahm seinen Lauf, als er als einziger unter 14-Jähriger in einer Gruppe von delinquenten Jugendlichen, sämtliche Delikte auf sich nahm. Mit Beginn des 14. Lebensjahres musste er in die Schubhaft. Dort verbrachte Enes fünf Monate (in Einzelhaft), bevor er in die Türkei abgeschoben wurde. Der zuständige Beamte, Thomas Angermair, unterließ – nicht zum ersten Mal – die bei Abschiebung von Minderjährigen vorgesehene Meldung an den amtierenden Innenminister Caspar Einem. Hinzu kam, dass die Eltern nicht informiert wurden. Sie erfuhren erst durch einen persönlichen



Trauerdemo für die abgeschobenen Jugendlichen, 1996, Foto: Z6

Anruf des Sohnes aus der Türkei von der Abschiebung. Kurze Zeit darauf wurde vom Z6 eine Kampagne gestartet, um Enes wieder nach Österreich zu holen. Hoffnung machte der Formfehler des Beamten. Sogar die Europäische Kommission für Menschenrechte beschäftigte sich mit dem Fall und kam zu folgenden Urteil:

„Everyone has the right to liberty and security of person. No one shall be deprived of his liberty save in the following cases and in accordance with a procedure prescribed by law [...] the lawful arrest or detention of a person to prevent his effecting an unauthorised entry into the country or of a person against whom action is being taken with a view to deportation or extradition.“²⁰

Die Kommission kam zum Ergebnis, dass es unzumutbar sei, jemanden abzuschieben, der oder die in Österreich geboren und aufgewachsen war und – wie in Enes' Fall – keine Verwandten in der Türkei hatte. Enes war nicht der Einzige, dem es so ergangen war, viele der betroffenen Jugendlichen leben heute noch in der Türkei. Dank der Kampagne und der Unterstützung des Z6 Jugendzentrums und der TänzerInnen war es möglich, Enes wieder nach Österreich zu holen und eine Gesetzesänderung herbeizuführen.

WIDERSTAND GEGEN DIE VERHÄLTNISSE

Die Tänzer waren sich ihres unsicheren rechtlichen Status bewusst und nachdem mehr und mehr ihrer Freunde abgeschoben wurden, politisierte sich die Streetdance-Szene. Der ehemalige Tänzer Mehmet beschreibt eindrücklich, die Folgen der rassistischen Abschiebepolitik: „Das hat des mit der Gruppe gemacht, dass wir politisiert worden sind. Wir haben in dem Moment, wo der Serhat weg war, zuerst war ja immer lei cool sein wichtig ... mit dem, dass sie den Serhat abgeschoben haben, haben wir gegen Abschiebung und Rassismus getanzt und wir haben es nicht mehr hingegenommen, dass man uns nicht mehr in die Discos reinlässt. Früher ist das bei uns so a Naturgesetz gewesen: Du kommst halt nit eini! Weißt, des war logisch, aber irgendwann war es uns nicht mehr Wurst. Und eben der Serhat war echt der erste, den sie abgeschoben haben.“²¹

Es wurden Demonstrationen für die abgeschobenen Jugendlichen mit Unterstützung der MitarbeiterInnen des Z6 organisiert. Letztere waren selbst ZeugInnen geworden, als ein Jugendlicher während des regulären Betriebs vor den Augen seiner FreundInnen festgenommen und abgeschoben wurde.²² Eine der als Trauerdemos betitel-

ten Veranstaltungen fand 1996 am Landhausplatz statt. Mit viel Einsatz wurden dort Installationen gegen Rassismus angebracht, Transparente aufgehängt und Reden abgehalten. Eine weitere medienwirksame Veranstaltung war eine Podiumsdiskussion im Z6 Jugendzentrum. Dafür kam 1995 der damalige Innenminister Caspar Einem nach Innsbruck. Auf dem Podium wurden – sehr eindrücklich – auf leeren Stühlen Fotos von den abgeschobenen Jugendlichen platziert. Die anwesenden Jugendlichen und vor allem viele der Tänzer berichteten, inwiefern sie die Schärfe des Fremdenrechts betrifft und welche Folgen die gesetzliche Regelung für sie oder ihre Freunde bereits hatte. Diese Veranstaltung gilt als erster Impuls für die spätere Gesetzesänderung im Sinne der Jugendlichen.

MIGRATION ALS GESELLSCHAFTSBILDENDE KRAFT

Mit dem präsentierten Ausschnitt der Geschichte der Z6-Streetdance-Szene in den 1990er Jahren wird die

Aufmerksamkeit auf eine alternative Szene gelenkt, die ohne Migration nicht denkbar wäre. Werden Jugend- und Alternativkulturen in Tirol in Blick genommen, werden jene der Migrant_innen gerne übersehen. Die hier vorgestellte Szene hat das Jugendzentrum Z6 nachhaltig verändert und weit darüber hinaus gesellschaftlichen Wandel bewirkt. Sie ist eine jener Szenen, die mit der Logik eines „Wir und die Anderen“ brach. Die Szene wurde von einem Wir getragen, das heterogen war – männlich, weiblich, türkisch, österreichisch, tirolerisch, weiß etc. – und keineN „Anderen“ zuließ. Durch die Erzählung dieser Geschichte und deren Festschreibung ist es möglich, zugewiesene Negativmerkmale umzudeuten sowie die herrschenden Machtverhältnisse offenzulegen.²³ Doch vor allem werden Lebenswirklichkeiten anerkannt, wie sie jenseits von stigmatisierenden und kulturalisierenden Zuschreibungen existieren. Indem sie sich nicht in herkömmliche nationale Erzählungen einschließen lässt, ist diese Geschichte der Tänzer irritierend.

¹ Yildiz, Erol: Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit, Bielefeld 2015, S. 19.

² Gostner, Astrid: An den Rändern der Ordnung. 35 Jahre Z6 Jugendsozial- und Kulturarbeit, Innsbruck 2005, S. 142.

³ Der Verein KIT entstand 1974, um Menschen bei einer selbsterarbeiteten Drogenabstinenz zu unterstützen.

⁴ Das DOWAS (Durchgangsort für Wohnungs- und Arbeitssuchende) ist ein Verein in Innsbruck, der sich zum Ziel gesetzt hat, arbeits- und wohnungssuchende Menschen zu unterstützen. Er ist 1975 aus dem Z6 heraus gegründet worden; später kam es zu einer eigenen Vereinsträgerschaft.

⁵ Die Workstation ist 1991 im Keller des Z6 entstanden und stellt seither MusikerInnen Proberäume und Equipment zur Verfügung.

⁶ Cosmic ist eine in Mittel- und Südeuropa bekannte elektronische Musikrichtung, die ihren Schwerpunkt in Tirol und Norditalien hat. Innerhalb der Szene wird Cosmic auch als Afro bezeichnet.

⁷ Mayr, Andreas: Zwischen den Stühlen. Zwischen den Fronten. Ausländische Jugendliche im Z6, in: Tiroler Mosaik. Das multikulturelle Informationsmagazin, 1993, S. 26–29, S. 26.

⁸ Die Unmündigen 2014, zit. n. Yildiz: Postmigrantische Perspektiven (wie Anm. 1), S. 30.

⁹ Mayr: Zwischen den Stühlen (wie Anm. 7), S. 26.

¹⁰ [o. Verf.]: Jahresbericht Z6. Jänner–August 1993, o. S.

¹¹ Bourdieu, Pierre: Das Elend der Welt, Konstanz 2010, S. 70f.

¹² Der „Wurlitzer“ war eine Publikumswunschsendung des österreichi-

schen Fernsehens (1987–1995).

¹³ [o. Verf.]: Jugendzentrum. Tätigkeitsbericht 9/949/95 Innsbruck 1995, S. 48.

¹⁴ [o. Verf.]: Stoppt die Rechten. Eine Chronologie rechtsextremer Gewalt, <http://www.stopptdierechten.at/2013/09/18/eine-chronologie-rechtsextremer-gewalt-1990-2000/> [Zugriff: 5.2.2017].

¹⁵ Die Grauzone war ein linksradikales Kulturkollektiv, das 1998–2011 in Innsbruck aktiv war.

¹⁶ Interview mit Mehmet O. (Name geändert), geführt von Maurice Kumar am 21.3.2017. Sämtliche der im Text enthaltenen Informationen stammten aus meiner Forschung über die Streetdance-Szene.

¹⁷ Der Name wurde geändert.

¹⁸ Kumar, Maurice Munisch: Heimat bist du weißer Söhne. Rassifizierungen in postkolonialen Gesellschaften am Beispiel Österreich unter dem Blickwinkel der Critical Whiteness Studies, Saarbrücken 2015, S. 44f.

¹⁹ Interview mit Mehmet O., geführt von Maurice Kumar am 21.3.2017.

²⁰ Keles, Erkan: Application No. 30338/96, European Commission of Human Rights, 27.2.1997, http://www.menschenrechte.ac.at/orig/97_3/Keles.pdf [Zugriff: 5.2.2017].

²¹ Interview mit Mehmet O., geführt von Maurice Kumar am 21.3.2017. Namen wurden geändert.

²² [o. Verf.]: Jugendzentrum Z6. Bericht über die Tätigkeit von Herbst 1995–Sommer 1996 Innsbruck 1996, o. S.

²³ Yildiz: Postmigrantische Perspektiven (wie Anm. 1), S. 31.

MEHRDEUTIGKEIT UND DIALOG ÜBERLEGUNGEN ZUR KULTURELLEN VIELFALT IN DER VERMITTLUNGSARBEIT

Katharina Walter

Wie kann die Kunst- und Kulturvermittlung einen Beitrag zur kulturellen Öffnung der Museen leisten? Wie kann sie das Aushandeln von kultureller Diversität im Museum unterstützen und fördern? Diese Fragen laufen parallel zu den Bemühungen der Museen, sich allgemein mehr gegenüber der Gesamtgesellschaft zu öffnen und diese einzubinden. Ich möchte im Folgenden den Weg nachzeichnen, den wir in der Kulturvermittlung der Tiroler Landesmuseen in Bezug auf Fragen des Umgangs mit kultureller Vielfalt und Migration in den letzten Jahren gegangen sind. Alle erwähnten und entwickelten Vermittlungskonzepte bilden schlussendlich die Basis für die Vermittlungsarbeit in der Ausstellung „Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“ und für das im Jänner 2018 geplante „Forum Migration“.

Gewisse Prinzipien, von denen unsere Arbeit generell geleitet ist, kommen diesen Herausforderungen entgegen: Zentrale Aufgabe der Vermittlung ist ja das Ermöglichen und Herstellen eines Dialoges zwischen Publikum und Museum. Dieser Dialog soll durchaus kritisch sein. In diesem Prozess der Auseinandersetzung mit den Objekten bzw. musealen Präsentationen geht es um das Verhandeln verschiedener Sicht- und Deutungsweisen gemeinsam mit dem Publikum, um das Einbringen von unterschiedlichem Wissen, die Aktivierung von Assoziationen und eigenen Erinnerungen, verknüpft mit kunst- und kulturgeschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen und aktuellen Debatten. Die Kulturvermittlung orientiert sich somit stark an den Interessen der BesucherInnen. Darüber hinaus sind das Offenlegen und das Hinterfragen von Rezeption und ihren zugrunde liegenden Mechanismen ein wichtiger Anspruch der Kulturvermittlung. Für ein Gelingen dieses stark auf Dialog angelegten Prozesses, ist es wichtig, sich mit den Zielgruppen, die das Museum besuchen, potenziellen zukünftigen BesucherInnen und mit veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auseinanderzusetzen. Nur so ist es möglich, dem Anspruch eines „Museums für möglichst viele“¹ näher zu kommen.

Die heutige Gesellschaft ist durch Wanderbewegungen und Globalisierung zunehmend heterogener. Die Zuordnung zu eindeutigen nationalen, kulturellen und ethnischen Kategorien schwindet aufgrund von Mehrfachzugehörigkeiten, Überlagerungen und Verflechtungen, zwischen denen die einzelnen hin- und herpendeln. Auch wenn dieses Phänomen nicht allein durch die Erfahrung von Migration zu erklären ist, zeigt die Migration letztendlich „die Bruchstellen eines gesellschaftlichen Selbstverständnisses auf, bei dem ethno-nationale und historische Bezugnahmen längst nicht mehr der Wirklichkeit entsprechen“². Dazu im Widerspruch verkörpern viele europäische Museen, wie auch die Tiroler Landesmuseen, immer noch die Idee einer vermeintlich homogenen nationalen Kultur, die anderen sozialen, religiösen und ethnischen Gruppen keinen Platz einräumt. So ist es nur verständlich, dass beispielsweise vielen SchülerInnen, die ins Museum kommen, zunehmend die Anknüpfungs- und Identifikationsmöglichkeiten fehlen und wir in der Vermittlungsarbeit nicht mehr auf kulturelle Selbstverständlichkeiten zurückgreifen können. Schulklassen spiegeln ein realistisches Abbild der aktuellen gesellschaftlichen Diversität wider: Schließlich ist die Schule, vor allem die Pflichtschule, die Institution, die alle jungen Menschen unabhängig von ihrer sozialen und kulturellen Herkunft erreicht. Besonders diese Erfahrungen mit SchülerInnen gaben uns vor Jahren erste Anstöße, uns inhaltlich und methodisch mit kultureller Vielfalt in der Vermittlungspraxis auseinanderzusetzen.

VIELSTIMMIGKEIT IM TIROLER VOLKSKUNSTMUSEUM

Wie können wir in unserer Arbeit mit den BesucherInnen Diversität und kulturelle Dynamik als Potenzial nutzen? Wie müssen Impulse gestaltet sein, damit sich ein heterogenes Publikum im Museum wiederfindet bzw. sich repräsentiert fühlt?

Basierend auf diesen Überlegungen entwickelten wir in den letzten Jahren einige Initiativen im Tiroler Volkskunstmuseum. Warum gerade dort? Die Sammlungen des Museums



Abdulrahim Kasem bei der Tandem-Führung Arabisch/Deutsch durch „Alles fremd – alles Tirol“ 2016, Foto: TLM

mit ihren gewerblichen und handwerklichen Objekten, der Darstellung von regionalen Traditionen und Bräuchen, sind in ihrer Entstehungsgeschichte, wie auch historische und kulturhistorische Museen, besonders von nationalen Sichtweisen geprägt. Sie repräsentieren eine idealisierte Sicht des Bürgertums auf eine katholisch, ländlich geprägte Welt der Vergangenheit. Insofern provozieren sie geradezu eine Auseinandersetzung mit Themen wie Zugehörigkeit und Fragen nach dem Eigenen und dem Fremden. Gleichzeitig finden sich im Museum aber auch Anknüpfungspunkte, die kulturell vielfältig betrachtet werden können, wie archetypische Symbole oder beispielsweise Objekte, die existenzielle Fragen des menschlichen Lebens widerspiegeln und damit universellen Charakter haben. Gerade dieser Widerspruch zwischen Distanz und Nähe, den die ausgestellten Objekte bei den BesucherInnen erzeugen, kann in der Vermittlungsarbeit produktiv eingesetzt werden. Wie kann ich beispielsweise das Interes-

se von SchülerInnen für Feste und Bräuche, die in einer katholischen Tradition verankert sind, wecken, wenn sie entweder keinen oder nur geringen Bezug zu diesen Traditionen haben? Hier helfen uns immer wieder interreligiöse und interkulturelle Betrachtungsweisen. Wenn es beispielsweise um den Ursprung und die Entwicklung der Weihnachtskrippe geht, lassen sich Bezugspunkte zum Weihnachtsgeschehen in anderen Religionen herstellen: Auch im Koran z. B. findet die Geburt Christi Erwähnung. Auch rassismuskritische Diskussionen lassen sich anhand der Weihnachtskrippe anregen: Stereotype Darstellungen der Heiligen drei Könige, die das Exotische, das heißt die Faszination für das „Fremde“ betonen, sind im Grunde Ausdruck eines eurozentristischen Überlegenheitsgefühls. Die Perspektive zu erweitern heißt auch, etwa den Blick auf vergleichbare andere Jahresfeste und Bräuche jenseits des Katholizismus zu werfen, die in der Lebensrealität der SchülerInnen möglicherweise eine Rolle spielen. Hier sind

sie gefragt, sich mit ihren Erzählungen und ihrem Wissen einzubringen. Wichtig ist jedoch, darauf zu achten, dass die individuelle Erfahrung im Vordergrund steht, damit nicht eine Reduktion auf die Herkunftskultur passiert, also die Jugendlichen nicht als „die Vertreter“ einer bestimmten „Kultur“ bzw. als „die Experten ihrer Kultur“ betrachtet und behandelt werden.

Man muss sich auch bewusst sein, dass die Praxis des interkulturellen Vergleichs unter Umständen das Trennende mehr in den Vordergrund stellen kann als das Gemeinsame und dass stereotype kulturelle Zuschreibungen verstärkt werden können, auch wenn die Intention im Grunde eine entgegengesetzte war.³

Dem gegenüber stehen transkulturelle Ansätze, die dem Phänomen der Mehrfachzugehörigkeit in der aktuellen Migrations- und Globalisierungsgesellschaft unter Umständen besser gerecht werden. Die Idee von Transkulturalität verlangt Vermittlungskonzepte, die die Offenheit der möglichen kulturellen Sphären untereinander fördert, indem Ab- und Ausgrenzungen vermieden und die Verflechtung, Durchmischung und die Überschneidungen zum Thema gemacht werden.⁴ An dem Beispiel des Vermittlungsangebots für SchülerInnen „Ich bin o. k., du bist o. k. – Unterschiede machen reich“ möchte ich zeigen, wie wir versuchen, diesem Ansatz zu folgen: Die Realität von „Mehrfachzugehörigkeiten“ wird eingangs spielerisch mit der Gruppe erfahren, indem sich die Jugendlichen unter bestimmten Kategorien in immer neuen Gruppenkonstellationen wiederfinden. Im Anschluss an dieses Experiment dienen verschiedene Bereiche des Tiroler Volkskunstmuseums zu den Alltagsthemen Wohnen, Feiern und Sich-Kleiden als Impulsgeber und Bezugsrahmen für einen Austausch zur Vielfalt individueller Lebensformen der SchülerInnen: Wie wohne ich? Welche Rolle spielt für mich Kleidung als Ausdruck von Zugehörigkeit? Welche Feste begleiteten mein bisheriges Leben und welche Bedeutung haben sie für mich? Bestenfalls ergibt sich aus diesen Diskussionen ein buntes Bild an vielfältig sozial und kulturell geprägten Individuen. Das Museum kann so zum Ort des Kommunizierens von unterschiedlichen Lebensrealitäten werden.

Kulturelle Vernetzungen und Verbindungen können auch an einzelnen Objekten erfahren werden, indem man den Objekten in ihrer Laufbahn durch ihre verschiedenen Verortungen folgt, d. h. die vielfältigen Orte der Betrachtung und Kontextualisierungen von Objekten zum Thema macht. Die Ausstellung „Mehr als Worte. Zeichen, Symbole, Sinnbilder“ (2015) thematisierte den Bedeutungswandel von Symbo-

len aus den Sammlungen des Volkskunstmuseums. In den Vermittlungsgesprächen mit Jugendlichen erweiterten wir diese Darstellung durch interkulturelle Vergleiche bzw. aktuelle Kontextualisierungen aus der Welt der Jugendlichen: Das Symbol des von einem Dreieck umschlossenen Auges beispielsweise kann sowohl als historisches Symbol für den Geheimbund der Freimaurer als auch für das Göttliche stehen – im jüdischen und christlichen Glauben sowie in der ägyptischen Mythologie – und zugleich mit dem US-amerikanischen Film „Illuminati“ (2009) nach dem Roman von Dan Brown assoziiert werden. Die Aussagekraft von Symbolen ist somit an historische, soziale, ideologische und kulturelle Gegebenheiten gebunden. Nicht nur eine Deutung gerät in den Blick, sondern die Wahrnehmung wird auf Verbindungen gerichtet, die durchaus gleichzeitig und nebeneinander existieren. Das Symbol wird „vielstimmig“.⁵ Für Erwachsene entwickelten wir im Rahmen dieser Ausstellung auch erstmals das Format „Interkulturelle Gespräche“, eine moderierte Veranstaltungsreihe mit geladenen Gästen („Symbole aus der Sicht des Islams“ mit Yasemin Karagöz, einer Islamische Religionslehrerin, und „Symbole aus der Sicht des Judentums“ mit Thomas Lipschütz, Vertreter der Israelitischen Kultusgemeinde).

TANDEM-FÜHRUNG EIN PARTIZIPATIVES FORMAT

Neue Impulse in der Auseinandersetzung mit Migration und kultureller Diversität erhält unsere Vermittlungsarbeit durch die Beteiligung an dem dreijährigen Kooperationsprojekt, das die jüngere Migrationsgeschichte in Tirol bearbeitet und damit Leerstellen in der Geschichtsschreibung schließen soll. Eng verbunden damit ist auch die schon eingangs erwähnte Kritik, dass Zuwanderung und kulturelle Dynamik bis heute thematisch kaum Niederschlag in der Sammlungsgeschichte, den Dauer- und Sonderausstellungen der Tiroler Landesmuseen gefunden haben. Bei diesem Projekt wird Vermitteln erstmals in einer engen Verzahnung mit den Bereichen Sammeln, Forschen und Ausstellen gedacht. Die erste Ausstellung dazu, „Alles fremd – alles Tirol“ (2016) im Volkskunstmuseum, griff diese Kritik auf und versuchte, einerseits stereotype und rassistische Zuschreibungs- und Einordnungsmuster des „Eigenen“ und „Fremden“ aus der Sammlungsgeschichte des Museums sichtbar zu machen, andererseits auch die Auswirkungen von Kulturtransfer darzustellen. Klassische Museumsobjekte wurden konsequent veränderten Fragen ausgesetzt und damit neu lesbar.

Für das Programm zur Ausstellung entwickelten wir in enger Zusammenarbeit mit dem Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT) neue Vermittlungsformate, die dieser Idee des Perspektivenwechsels folgend den kulturellen Austausch fördern und neue BesucherInnengruppen mit Zuwanderungsgeschichte einbinden sollten. Diese Initiativen sollten auch den parallel zur Ausstellung stattfindenden Sammelauftrag für Objekte zur Migrationsgeschichte befruchten. Der Bogen der Vermittlungsaktivitäten reichte von Erzählcafés mit ZeitzeugInnen der Arbeitsmigration der 1960er und 70er Jahre, über einen biografisch angelegten Frauenworkshop, interkulturelle Veranstaltungen im Rahmen des „Festes der Vielfalt“ bis hin zu mehrsprachigen „Tandem-Führungen“⁶, auf die ich im Folgenden näher eingehe.

Die Tandem-Führung ist ein partizipatives Format, das in zweifacher Hinsicht dialogisch ist: Das Tandem-Team, einE KulturvermittlerIn und eine Person mit Flucht- oder Migrationsgeschichte, vermittelt in zwei verschiedenen Sprachen einem zweisprachigen Publikum Aspekte der Ausstellung und regt dabei zur Diskussion in der Gruppe an. Der transkulturelle Mehrwert ergibt sich durch das Einbringen unterschiedlicher Perspektiven durch das Erarbeiten der Führung im Zweierteam. Das Projekt ist nicht auf Sprachvermittlung angelegt, durch seine Orientierung auf Mehrsprachigkeit stellt es jedoch einen produktiven Umgang mit gesellschaftlicher Diversität dar. Vielsprachigkeit ist zu fördern und stellt ein großes gesellschaftliches Potenzial dar. Sprache und Identität stehen außerdem in wechselseitigem Einfluss und können einander befruchten. Bei der Tandem-Führung handelt es sich nicht um eine Übersetzungsleistung aus dem oder ins Deutsche, vielmehr kommen während der gemeinsamen Führung beide Sprachen gleichberechtigt und abwechselnd zum Einsatz. Was in welcher Sprache vermittelt wird, entscheidet das Tandem-Team. Das zweisprachige Konzept drückt somit die gleiche Wertschätzung beider Sprachen aus, wenngleich in der Gesellschaft sogenannten Zuwanderersprachen mehr oder weniger Ansehen zukommt. Dieser stete Wechsel zwischen zwei Sprachen während der Führung spiegelt außerdem ein Stück transkulturelle Realität vieler MigrantInnen der zweiten oder dritten Generation wider.⁷ Ein weiterer wichtiger Aspekt des Konzeptes ist die Multiperspektivität. In der konzeptiven Phase werden die Inhalte der Ausstellung in gemeinsamer Diskussion und Reflexion auf den Prüfstand gestellt, ergänzt, erweitert, vielfältig interpretiert und damit verhandelt. Diese Interpretationen fließen in das Führungskonzept ein. Dafür sind verschiedene vorbereitende Arbeitsphasen wichtig: Eine intensive

Auseinandersetzung mit den Inhalten und dem Entstehen der Ausstellung, die gemeinsame Entscheidung zur Auswahl der Objekte, zur Wegstrecke, zu methodischen Überlegungen, verbunden mit eigener Recherchearbeit und der Verschriftlichung des Konzeptes. In der Ausstellung „Alles fremd – alles Tirol“ führten wir Tandem-Führungen in den Sprachen Arabisch/Deutsch und Türkisch/Deutsch durch. In den Gesprächen mit dem zweisprachigen Publikum ging es unter anderem um die Auseinandersetzung mit kulturellen Stereotypen und um die Zuschreibungen des Eigenen und Fremden. Gerade die idealisierten Darstellungen von Orientalen, die man im 18. und 19. Jahrhundert mit den Osmanen bzw. Türken gleichsetzte, boten viel Diskussionsstoff. Einige der BesucherInnen mit türkischem Migrationshintergrund bezeichneten diese Darstellung als fantastisch, weder historisch noch kulturell eindeutig zuordenbar. Somit stellten sie für manche im Grunde mehr Befremdliches als Eigenes dar. Andere waren wiederum erstaunt, solche Objekte – in ihrer Funktion als Taschenuhrenständer, Werbeschilder für Tabaktrafiken oder dekorative Genrefiguren – überhaupt im Tiroler Volkskunstmuseum anzutreffen. Unter den arabisch sprechenden TeilnehmerInnen entzündeten sich an diesen Objekten auch Diskussionen über das heutige Verhältnis Syriens zur Türkei. Das ist nur eines von vielen Beispielen, das zeigt, dass durch das Wechseln der Perspektive, musealen Objekten immer mehrere Deutungen zukommen und diese Deutungen auch einem Wandel unterliegen. In den Rückmeldungen der BesucherInnen wurde die Zweisprachigkeit immer wieder als sehr positiv beurteilt. Während bei den arabisch sprechenden TeilnehmerInnen, die zum Teil nur geringe Deutschkenntnisse hatten, die Zweisprachigkeit vor allem als Möglichkeit gesehen wurde, sich komplexer artikulieren zu können, wurde beim türkisch sprechenden Publikum die Zweisprachigkeit vor allem als Wertschätzung und Anerkennung und als interessanter Ansatz gewertet. Für die jungen Leute der zweiten oder dritten Generation von MigrantInnen, die an der Führung teilnahmen, nimmt Deutsch als Alltagssprache manchmal einen größeren Stellenwert ein als Türkisch. Dass sie sich oftmals mehreren kulturellen Räumen gleichermaßen zugehörig fühlen, brachte interessante Perspektiven in den Ausstellungsrundgang ein. Eine besonders wichtige Position nahmen die zweisprachigen Tandems ein, die – vielleicht auch durch ihre eigene Migrationsgeschichte – vom Publikum sehr geschätzt wurden. Aus Museumssicht sind sie somit wichtige „Brückenbauer“ zwischen dem Museum und Gruppen mit Zuwanderungsgeschichte.



Vermittlungsprogramm „Asyl im Museum“ 2016, Foto: TLM

Rückblickend war es wesentlich einfacher, ein Publikum für das Angebot der Tandem-Führungen in Arabisch/Deutsch zu gewinnen. Der Kontakt zu Flüchtlingsheimen und NGOs, das Vorhandensein dieser institutionellen Strukturen, unterstützte unsere Bewerbung und das Zustandekommen der Veranstaltungen. Im Vergleich dazu handelt es sich bei dem deutsch-türkisch sprechenden Personen um potenzielle IndividualbesucherInnen mit unterschiedlicher Affinität zu Museen. Für die Museumsarbeit spielt deshalb das Wissen um soziale Milieus jenseits ethnischer Zuschreibungen eine wesentliche Rolle, da Kulturrezeption vor allem mit sozialer Verortung zusammenhängt.⁸

ASYL IM MUSEUM

Nun gehe ich noch auf ein weiteres Projekt ein, das seit 2014 im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum durchgeführt wird und unsere Auseinandersetzung mit Migration und Flucht entscheidend mitgeprägt hat. Das Projekt „Asyl im Museum“, entwickelt von der Kulturvermittlung der Tiroler Landesmuseen und den Tiroler Sozialen Diens-

ten, wendet sich an Asylwerbende aus Flüchtlingsheimen sämtlicher Bezirke Tirols. Im Jahr 2014, ein Jahr vor der großen Fluchtbewegung, regte der damalige Flüchtlingskoordinator der Tiroler Sozialen Dienste, Florian Stolz, eine Zusammenarbeit mit den Tiroler Landesmuseen an. Es fanden erste Gespräche in Flüchtlingsheimen mit DeutschtrainerInnen und HeimleiterInnen statt, um die Entwicklung des Konzeptes auf die jeweiligen Bedürfnisse abzustimmen. Ab 2015 trat ein weiterer Partner hinzu, das Unternehmen GemNova, das den Deutschunterricht in den Tiroler Flüchtlingsheimen organisiert. Ein kontinuierlicher Kontakt zu diesen Kooperationspartnern ist ein wesentlicher Bestandteil des Projektes. Im Juni 2015 wurde das Projekt bei einer Pressekonferenz zusammen mit der Landesrätin für Integration vorgestellt. Es ist anzumerken, dass bislang noch kein Vermittlungsprojekt in den Tiroler Landesmuseen eine vergleichbar breite mediale Aufmerksamkeit erhalten hat – was wohl auch an der aktuellen gesellschaftspolitischen Relevanz des Themas liegt.

Dies unterstreicht auch die mittlerweile mehrjährige finanzielle Förderung durch das Bundeskanzleramt.

Aktuell haben bisher knapp 700 AsylwerberInnen aus den neun Bezirken Tirols an diesem Programm teilgenommen. In der Mehrzahl sind es Männergruppen, seltener auch gemischte Frauen- und Männergruppen oder Gruppen mit Frauen und Kindern. Die Gruppen sind kulturell und sozial meist sehr heterogen. Die TeilnehmerInnen kommen hauptsächlich aus Syrien, dem Irak und Afghanistan. Weitere Herkunftsländer sind: Iran, Somalia, Tschetschenien, Weißrussland, Ukraine, Pakistan, Nigeria, Angola und Kamerun.

Während ihres dreistündigen Besuchs erhalten die TeilnehmerInnen Einblick in das Tiroler Landesmuseum. Der Museumsbesuch soll dazu anregen, Anknüpfungspunkte, Ähnlichkeiten und/oder Gegensätzliches zur Kultur und Gesellschaft, aus der die Teilnehmenden stammen, zu entdecken. Der Workshop, der von zwei Kulturvermittlerinnen begleitet wird, besteht aus einem lose strukturierten Rundgang durch das Museum und einem kreativen Teil im Atelier. Der „Spaziergang“ durchs Museum führt von der Archäologischen Sammlung über die mittelalterliche Kunst, die Instrumentensammlung bis zur Kunst des 20. Jahrhunderts. Er führt vor allem zu Objekten, die einen Bezug zum öffentlichen Raum haben: z. B. zu den originalen Relieftafeln des Goldenen Dachls, deren Kopien in der Altstadt von Innsbruck zu sehen sind, zu einem Bild von Max Weiler, dessen Fresken auch in der Bahnhofshalle, welche die Gruppen bei An- und Abreise zum Museum sehen können, ausgestellt sind. Vergangenheit und Gegenwart werden so verknüpft und bilden Bezugspunkte zum Alltag der TeilnehmerInnen. Gemeinsam können so öffentliche Orte in ihrer Bedeutung wahrgenommen werden. Dem Rundgang liegt ein sehr offenes Konzept zugrunde: Es stehen mehrere vorbereitete Stationen mit Zusatzmaterialien quer durch das Haus bereit. Je nach Gruppeninteresse reagieren die Kulturvermittlerinnen sehr flexibel: Die Gruppe verweilt dort (länger), wo größeres Interesse besteht und bestimmt so die Auswahl der Objekte. Eine große Herausforderung ist der sehr bewusste und sensible Umgang mit Sprache aufgrund der oft geringen Deutsch- und Englischkenntnisse und der sprachlichen Heterogenität der Gruppe. Deutschkenntnisse hängen stark von der Dauer des Aufenthalts ab. Um den Sprachbarrieren entgegenzuwirken, wird das in einfachem Deutsch Vermittelte von Bildern, Begriffskarten, Zusatzobjekten und -materialien, die beispielsweise bestimmte künstlerische Techniken veranschaulichen, unterstrichen.



Zeichnen im Atelier 2016, Foto: TLM.

Oftmals helfen sich die Teilnehmenden mit gegenseitigen Übersetzungen. Dass sich die TeilnehmerInnen mit ihren Herkunftssprachen im Tiroler Museum durchaus einbringen können, zeigte sich etwa, als eine Gruppe von arabisch sprechenden Männern die Schriftzüge an der „Artuquidenschale“ aus dem 12. Jahrhundert zu entziffern suchten und darüber in eine angeregte Diskussion gerieten. Auch nonverbale Methoden wie Tanz und Musik fördern die Gruppe in ihrem Kommunikationsaustausch und eröffnen neue Perspektiven. Die mittelalterliche Musik eines Moriskentanzes zu den Reliefs des Goldenen Dachls animierte etwa einen syrischen Teilnehmer, der Gruppe einen in seiner Heimat gängigen Tanz vorzuführen. Assoziativen und sehr persönlichen Verbindungen werden in dieser Veranstaltung somit viel Raum gegeben. Dabei kann es durchaus geschehen, dass diese Handlungen oftmals starke Gefühle und Erinnerungen auslösen. Erfahrungsgemäß werden diese Emotionen von der Gruppe aufgefangen.⁹ Solche Situationen erfordern von den Vermittlerinnen eine große soziale Kompetenz.

In der abschließenden Phase im Atelier malt jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer mit geschlossenen Augen ein Bild zu Musik. Die Musikstücke sind so gewählt, dass ein Bezug zu bereits während des Rundganges Gehörtem besteht. Das gibt den TeilnehmerInnen nach der Gruppenerfahrung die Möglichkeit, ganz bei sich selbst zu sein. Viele Themen, die im Museum angerissen werden, liefern einen reichen Fundus für die Deutschtrainerinnen, damit weiterzuarbeiten.

Die permanente Reflexion und Adaption des Konzeptes sind immanenter Teil des Projektes.

Daher ist es wichtig, sich immer wieder die Frage zu stellen: Was können Kulturangebote für Geflüchtete leisten? Ist es überhaupt richtig, Menschen für Kultur gewinnen zu wollen, die existenzielle Sorgen haben? Die sich ständig fragen: „Wie geht es meiner Familie? Wie lange kann ich hier bleiben? Wie geht es mit meinem Leben weiter?“ Diese Fragen kann Kulturarbeit nicht beantwortet. Museen können aber geschützte Räume bieten, um am öffentlichen Leben teilzuhaben, sie ermöglichen Kontakte außerhalb der Heimstruktur und können Anerkennungsprozesse und Selbstbestimmung fördern.¹⁰ Manche TeilnehmerInnen nutzen in weiterer Folge die kreativen Angebote des Museums. Dies ist kostenlos mit dem „Kulturpass“ (Hunger auf Kunst und Kultur), den alle TeilnehmerInnen vom Land erhalten, möglich. Die oft lange dauernden Asylverfahren zwingen die Ansuchenden zu untätigem Warten. Aktivitäten können diese Phase vielleicht erträglicher gestalten. Wichtig ist, dass die Geflüchteten nicht nur auf ihre Herkunft und Fluchtgeschichte reduziert werden, sondern ganzheitlich und in ihren Differenzen untereinander wahrgenommen werden.

All diese Beispiele zeigen unserer Erfahrungen auf, die wir in den letzten Jahren mit Migration und Vielfalt in der Vermittlungsarbeit in den Tiroler Landesmuseen gesammelt haben. Es sind darunter geglückte wie weniger geglückte Versuche – Vermittlungsarbeit ist prozesshaft und offen –, die uns in unseren Überlegungen stets weitertragen und herausfordern. Wenn man das Museum als öffentlichen Ort versteht, als Ort des Aushandelns von aktuellen gesellschaftlichen Fragen, an dem über Geschichte, Zugehörigkeiten, Kulturen und deren Interpretationen diskutiert werden soll und an dem sich auch Menschen mit Wanderungsgeschichte wiederfinden sollen, ist das Einbinden verschiedener sozialer und kultureller Milieus ein wichtiges Postulat – nicht nur für die personale Vermittlung, sondern auch für andere Arbeitsbereiche des Museums, wie das Sammeln, Forschen und Ausstellen. Nur die gemeinsame Produktion von Wissen, der wechselseitige Informationstransfer in Form von partizipativen Projekten mit verschiedenen Öffentlichkeiten kann das Museum nachhaltig verändern.

¹ Deutscher Museumsbund (Hg.): Museen, Migration und kulturelle Vielfalt. Handreichungen für die Museumsarbeit, Berlin 2015, S. 7.

² Bayer, Natalie: Migration und die museale Wissenskammer: Von Evidenzen, blinden Flecken und Verhältnissetzungen, in: Yildiz, Erol/Hill, Marc (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantisches jenseits der Parallelgesellschaften, Bielefeld, 2015, S. 207–224, S. 221.

³ Zur Kritik an dem Konzept „Interkulturalität“ siehe Kolland, Dorothea: Künste, Diversity und Teilhabe. Kulturelle Bildung zwischen Multikulti, Postmigranten und Transkultur, in: Kulturelle Bildung online, 2013/2014, www.kubi-online.de [Zugriff: 25.1.2017].

⁴ Der Philosoph Wolfgang Iser prägte in den 1990er Jahren den Begriff „Transkulturalität“ für die Veränderung jeder Kultur, die im Kern von Verflechtungen und Durchmischungen gekennzeichnet ist, auch unabhängig von Migration. Transkulturelle Ansätze begreifen Kulturen v. a. als grenzüberschreitende Prozesse, die sich ständig verändern und beweglich sind. Es entstehen in der Folge Mischformen kultureller Identitäten. Siehe dazu: Groß, Torsten: Multikulturell-Interkulturell-Transkulturell, in: Wagner, Ernst/Dreykorn, Monika (Hg.): Museum, Schule, Bildung, München 2007, S. 55ff.

⁵ Hetzel, Desirée/Müller-Mathis, Stefan: „Multi-sited“. Überlegungen zum didaktischen Umgang mit Vielstimmigkeit, in: Standbein.Spielbein 105, 2016, S. 14ff.

⁶ Der Begriff „Tandem“ stammt ursprünglich aus dem Bereich des Sprachenlernens: Die Tandem-Methode sieht ein gleichberechtigtes Lernen zweier Personen voneinander vor, [https://de.wikipedia.org/wiki/Tandem_\(Sprachlernmethode\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Tandem_(Sprachlernmethode)) [Zugriff: 10.2.2017].

⁷ Der Bedeutung von Mehrsprachigkeit wird auch in der Ausstellung „Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“ Raum gegeben, indem bildungspolitischen Fragen nachgegangen wird und persönliche Erfahrungen mit Erst- und Zweitsprache dargestellt werden. Zusätzlich gibt es einen Audioguide zur Ausstellung in den Sprachen Türkisch und Bosnisch/Kroatisch/Serbisch sowie Tandem-Führungen in Arabisch/Deutsch, Farsi/Deutsch, Bosnisch/Kroatisch/Serbisch/Deutsch und Türkisch/Deutsch als Statement zur sprachlichen Diversität. Im Gegensatz zu den sonst angebotenen Touristensprachen, sind diese die Sprachen, die von großen Teilen der Bevölkerung gesprochen werden und die Erstsprachen der ZeitzeugInnen, die in der Ausstellung in den Videointerviews zu hören sind.

⁸ „Menschen mit Migrationshintergrund“ – wie übrigens auch „Personen mit Fluchterfahrung“ – existieren nicht als homogene Zielgruppe. Mandel, Birgit: Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentliche geförderte Kultureinrichtungen, Bielefeld 2013, S. 229ff.

⁹ Viele dieser Informationen stammen aus einem Gespräch mit den Kulturvermittlerinnen Ursula Purner und Silvia Köck-Biasiori im September 2016, die für das Konzept und die Durchführung dieser Veranstaltungen verantwortlich sind.

¹⁰ Hillmann, Robert: Kulturarbeit mit Geflüchteten – kein flüchtiger Gegenstand, in: Kultur Bildung online, 2016, <https://www.kubi-online.de> [Zugriff: 25.1.2017]. – Ziese, Marion: Geflüchtete und Vermittlung in Museen, in: Commandeur, Beatrix/Kunz-Otto, Hannelore/Schad, Karin (Hg.): Handbuch Museumspädagogik. Kulturelle Bildung in Museen, München 2016, S. 295–299.

KOMMENTARE

PERSPEKTIVEN AUF KUNST, KULTUR UND MUSIK

MIGRATION, KUNSTPRAXIS, SUBJEKTIVIERUNG

Andrei Siclodi

Die mittlerweile Jahre andauernde „Krise“ an den Süd- und Ostgrenzen EUropas, an denen täglich tausende Migrant*innen nach oft monatelangen, lebensgefährlichen Reisen ankommen bzw. diese teilweise unter kriegs-/kampfähnlichen Bedingungen überqueren, rufen auf der Ebene der massenmedial vermittelten politischen Diskurse in der Europäischen Union immer wieder einen Aspekt hervor: Die Betrachtung der Migrant*innen – und da möchte ich bewusst nicht zwischen politischen Flüchtlingen und sogenannten Wirtschaftsmigrant*innen unterscheiden – als unrechtmäßige Eindringlinge und kulturell fremde, wenn nicht gar barbarische Subjekte. Diese Sicht auf Migrant*innen hat, wie etwa Sandro Mezzadra im Hinblick auf das Erbe ehemaliger Kolonialmächte und Ljubomir Bratić in Bezug auf die Notwendigkeit eines politischen Antirassismus in historisch „koloniefreien“ Nationen wie Österreich gezeigt haben¹, eine innere Logik für die Konstitution des (nationalstaatlich konnotierten) europäischen Selbst, denn sie generiert das hierfür notwendige „Anderere“. Ein Problem in der Begegnung der Zivilgesellschaft mit dem „Anderen“ ist die oft unfreiwillige Reproduktion dieser Sicht. Die ankommenden „Anderen“ werden als Aufklärungsbedürftige identifiziert, von denen allgemein angenommen wird, dass sie notwendigerweise über ihre Rechte und Pflichten als Bürger*innen, aber auch über kulturelle Gepflogenheiten und Unterschiede informiert werden sollen. Diese Aufklärung soll die migrantischen Subjekte auf die aus der Sicht der Mehrheitsgesellschaft anzustrebende „Integration“ vorbereiten. Durch diesen gut gemeinten Vorgang wird jedoch einmal mehr ungewollt eine Reproduktion des inferioren und viktimisierten „Anderen“ vollzogen, diesmal als unwissendes Subjekt. Diese Identitätszuschreibungen haben sich mit Hilfe der Massenmedien in das Unterbewusstsein breiter Bevölkerungsschichten – unabhängig von deren Klassenzugehörigkeit oder vermeintlichen Ethnie – in den Ländern EUropas fest eingepägt. Die Betrachtungsweise wird bezeichnenderweise vorwiegend auf nationalstaatlicher Ebene propagiert; die Ähnlichkeiten zwischen den jewei-

gen regionalen Argumentationen sind jedoch erstaunlich, obwohl die historischen und sozialen Voraussetzungen hierfür innerhalb EUropas je nach Region durchaus unterschiedlich wären. Diese Artikulationen ereignen sich in einem massenmedial und transnational konstituierten öffentlichen Raum, innerhalb dessen Grenzen eine streng formale Regulierung herrscht, die nicht zuletzt auf die fortgeschrittene Kapitalisierung des Journalismus zurückzuführen ist, die sich nicht nur in den privat geführten sondern auch in den öffentlich-rechtlichen Medien ereignet.² Während eine „Entkapitalisierung“ dieser Industrie in weite Ferne gerückt zu sein scheint, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten im Kunstbetrieb oder von diesem ausgehend sowohl institutionelle als auch von Künstler*innen selbst organisierte Initiativen herausgebildet, in denen ein weitgehend kapitalferner Informationsaustausch und die Verbreitung von kritisch reflektiertem Wissen stattfinden. Das Kunstfeld, zumindest diejenigen Räume darin, die sich als Gegenöffentlichkeit formieren, scheinen eine brauchbare Plattform zu bieten – für Artikulationen von Migrant*innen, die sonst keine Chance haben, sich auf selbstbestimmte Weise öffentlich Gehör zu verschaffen. Dies ist möglich, da das Feld der Kunst sich zu einem Ort des Austausches und der vergleichenden Analyse entwickelt hat, der alternative Modelle und Sichtweisen zulässt und dadurch eine Plattform bereitstellt, die sowohl zwischen unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Denkmodi als auch zwischen unterschiedlichen Subjektivitäten vermitteln kann.³ Innerhalb dieses Kontextes und aus diesem Kontext heraus ist es also möglich, sich als migrantisches Subjekt zu sich selbst, zu Themen der Mehrheitsgesellschaft, die migrantische Subjekte ebenfalls betreffen, öffentlich und kritisch zu äußern. Aus der prekären Lage heraus, in der sich viele Migrant*innen befinden, können sie hier eine Redefreiheit genießen, die sie mit vielen anderen, ebenfalls prekarierten Subjekten – ein Großteil der Künstler*innen lebt bekanntlich in prekären Verhältnissen – teilen. Es kommt also nicht von ungefähr, dass Protagonist*innen kritischer Kunstpraktiken

immer wieder Allianzen mit selbstorganisierten Vereinen von Migrant*innen eingehen – ein gutes österreichisches Beispiel dafür ist MAIZ aus Linz, eine unabhängige Organisation von und für migrantische Frauen – oder überhaupt Strukturen für eine menschenwürdige Artikulation schaffen. So etwa The Silent University, die als Kunstprojekt des Künstlers Ahmet Ögüt seit 2012 zunächst in der Londoner Tate Gallery of Modern Art und später in anderen Kunstinstitutionen in vielen EUropäischen Städten Flüchtlingen und Migrant*innen die Möglichkeit bietet, ihr jeweiliges Wissen entsprechend ihrer ursprünglichen Ausbildung und Qualifikation der interessierten Öffentlichkeit zu vermitteln.⁴ Durch solche Praktiken wird erstens die subalterne Lage der „Zu-Integrierenden“, in die Migrant*innen von Politik und Bürokratie permanent gedrängt werden⁵, zumindest temporär aufgelöst – und in eine zeitlich begrenzte, autonome Zone übergeführt, in der die Disziplinierungstechniken der „Integration“ keine Wirksamkeit zeigen können. Zweitens wird dadurch die „Normalität“ der bestehenden Verhältnisse, wonach Migrant*innen sich in ein von der Mehrheitsgesellschaft vorgesehenes soziales Gefüge – und nur darin – einzugliedern haben, als ein gesellschaftlich konstruiertes „Naturalisierungsverfahren der konsensual vermittelten Herrschaftsverhältnisse“⁶ sichtbar und damit nachvollziehbar gemacht. Drittens wird dadurch ein Wissenstransfer ermöglicht, der jenseits des Kunstfeldes in den institutionellen Strukturen westlicher Wissensproduktion meist nicht stattfinden kann. Das Kunstfeld bietet schließlich Migrant*innen auch die Möglichkeit genuin künstlerischer Artikulation, die als solche wahrgenommen werden kann und somit nicht nur politisches, sondern auch künstlerisches Symbolkapital besitzt. Ein gutes Beispiel für eine solche Praxis ist die performative Arbeit der Künstler*in Ana Hoffner, die* in dieser Ausstellung die Dokumentation der Performance „Was ist

Kunst – ein Produkt der Gegebenheiten?“ aus dem Jahr 2010 zeigt. In mehreren Performances zwischen 2008 und 2012 hat Hoffner die eigene Identitätsgeschichte als queeres und migrantisches Subjekt mit (Kunst-)Geschichtsschreibung und politischem Aktivismus verbunden und dadurch Möglichkeiten der emanzipatorischen Selbstermächtigung und Artikulation diskursiv aufgezeigt. Im Sinne einer „Historisierung als Strategie“, die einen „Blick zurück auf das eigene Begehren und die Kontinuitäten, die außerhalb der eigenen Subjektposition erfolgt sind“, leisten kann⁷, wandte sie* in diesen Performances die künstlerischen Methoden des Reenactments und der Lectureperformance an, um eine geschichtliche Einordnung der eigenen Handlungen zu begründen und gleichzeitig die Möglichkeit der Werdung einer migrantischen Identität zum emanzipierten, sprechenden Subjekt an der eigenen Biografie zu exemplifizieren. Die darin angewandten Ausdrucksmittel können als eine überidentifikatorische Handlung begriffen werden, die die Ideologie und den gewaltsamen Umgang staatlicher Organe mit Migrant*innen reproduziert, diesmal jedoch aus einer Umkehrperspektive heraus. Die Bedeutung von Arbeiten wie „Was ist Kunst – ein Produkt der Gegebenheiten?“ von Ana Hoffner liegt vor allem darin, dass sie das Potenzial aufweisen, einen Emanzipationsprozess sichtbar und ablesbar zu machen. Ihre politische Dimension liegt in der Erfahrbarkeit der Erschütterung gegebener epistemischer Fundamente der gesellschaftlichen Hegemonie. Durch diese unmittelbare Erfahrbarkeit halten sie ein mündiges Publikum an, aktiv an diesem Emanzipationsprozess zu partizipieren. Damit eröffnen sie die Möglichkeit einer Verrückung im Sinne eines Einander-Näher-Kommens der Positionen, aus denen Beteiligte und scheinbar Unbeteiligte, Betroffene und Adressierbare jeweils sprechen. Das dadurch produzierte Wissen ist zugleich ein inhärenter Akt der Subjektivierung.

¹ Mezzadra, Sandro: Citizen and Subject: A Postcolonial Constitution for the European Union?, 2005, https://www.academia.edu/4204652/citizen_and_subject_a_postcolonial_constitution_for_the_european_union [Zugriff: 15.3.2017]. – Bratić, Ljubomir: Politischer Antirassismus. Selbstorganisation, Historisierung als Strategie und diskursive Interventionen, Wien 2010.
² Knoche, Manfred: Befreiung von kapitalistischen Geschäftsmodellen. Entkapitalisierung von Journalismus und Kommunikationswissenschaft aus Sicht einer Kritik der politischen Ökonomie der Medien, in: Lobigs, Frank/Nordheim, Gerret von (Hg.): Journalismus ist kein Geschäftsmodell: Aktuelle Studien zur Ökonomie und Nicht-Ökonomie des Journalismus. Beiträge zur Medienökonomie, Baden-Baden 2014, S. 241–266. – Fuchs, Christian: Krise, Kommunikation, Kapitalismus:

Zur politischen Ökonomie sozialer Medien, in: Luxemburg 21/1, 2015, <http://www.zeitschrift-luxemburg.de/krise-kommunikation-kapitalismus> [Zugriff: 15.3.2017].
³ Sheikh, Simon: Objects of Study or Commodification of Knowledge? Remarks on Artistic Research, in: Art & Research 2/2, 2009, <http://www.artandresearch.org.uk/v2n2/sheikh.html> [Zugriff: 15.3.2017].
⁴ Ögüt, Ahmet: The Silent University, in: frieze 149, Sept 2012, S. 139.
⁵ Bratić: Antirassismus (wie Anm. 1).
⁶ Bratić, Ljubomir: Politischer Antirassismus und Kunstinterventionen, in: p|art|icipate 4/3, 2014, <http://www.p-art-icipate.net/cms/politischer-antirassismus-und-kunstinterventionen>, S. 1–5, S. 4 [Zugriff: 15.3.2017].
⁷ Bratić: Antirassismus (wie Anm. 6), S. 3.

Von: Nitsche Gerald
Gesendet: Freitag, 27. Jänner 2017 14:49
An: Berger Karl
Betreff: Ein Brief aus dem Kärnerwaldele

Sehr geehrter Karl Berger,
schön, dass wir uns nach Jahrzehnten wieder – zwar indirekt – im Thema MIGRATION & LITERATUR begegnen. Dazu ein bisschen Etymologie: lat. migrare heißt wandern, damit: von einem zum andern, Menschen, Orte, ... Literatur und Migration – die Wortwahl ist geradezu exemplarisch, wie eng die beiden Begriffe zusammenhängen: Viele bis zu den meisten der Fachausdrücke auf dem Gebiet Literatur haben Migrationshintergrund: D. h. sie wurzeln deutlich in ihren Quellen, woher sie gekommen und von wo ihre Inhalte dank Gutenberg & Co inspirierend zu uns geflossen sind: Bibel, Roman, Epos, Hexameter, Lyrik, Poesie, Vers, Haiku, Limerick, Sonett, Legende, Essay, Theater, Drama, Shortstory, Novelle, Kabarett ... aus der Antike, dem Griechischen, Lateinischen, später Romanischen, Englischen, Französischen, Japanischen ...

Dazu gibt 's viel zu erzählen, als wollte ich mich in Szene setzen, aber ich bin nur Souffleur und Statist: 1941 in Wien geboren, 1944 Flucht auf den Semmering, dann Erpfendorf, Tirol, weitergezogen nach Kärnten, früher Tod der Eltern. Vier Klassen Volksschule an vier Orten in zwei Bundesländern. Zur Adoption nach Holland geschickt, missglückt, d. h. geglückt, nämlich zurück: Erste Klasse Hauptschule in St. Johann i. T., ab 21. Mai 1952 in Landeck, wo ich Heimat, Eltern und Geschwister geschenkt bekam.

All das dürfte mich in meinem weiteren Leben für diese Thematik geöffnet haben. Mein Wanderleben machte mich auch auf diverse Mundarten aufmerksam. Schon als 13-Jähriger begann ich, Wörter zu sammeln. So lernte ich Romed Mungenast [1953–2006, Kärner, Jenischer] kennen – sein unvergessliches Statement: „Mir häbn an eigne Spräch, das Jenische!“

Seine Erinnerungen, Dokumentationen, Wörtersammlungen – dafür mit dem Professortitel ausgezeichnet – und packenden Gedichte, eröffneten mir eine neue Welt.
Geradezu unglaublich passend stellte sich durch einen Zufall heraus, dass unser Grundstück das Kärnerwaldele ist und über dem Grünbach das Zigeunerwaldele – alte Flurnamen mit Aussage: Lagerplatz für Fahrende, Spuren der Vergangenheit; und weitere Flur- und Ortsnamen in der Gegend: Quadratsch, Plon und Galtür, Pians, Zams ... Nachweise römischer, rätomanischer Besiedelungsgeschichte, bevor die Bajuwaren kamen.

Prof. Romed Mungenast war der Start zu meiner Tätigkeit als Sammler besonderer Literatur, jener der „Wenigerheiten“, wie mich Ceija Stojka [1933–2013] Marktfahrerin aus einer Roma-Lovara-Familie, große Schriftstellerin, Dichterin: „Meine Wahl zu schreiben - ich kann es nicht!“ [EYE, Literatur der Wenigerheiten, 2003], Künstlerin, Zeitzeugin, auch mit ihren KZ-Albtraum-Bildern und autobiografischen Erinnerungen, Sängerin und herzensguter Mensch], freundlich korrigierte, als ich sie – eine „Minderheit“ – für mein Projekt „Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch“, Anthologie nicht deutschsprachiger österreichischer Literatur, um Gedichte bat.

Die Sammlung erschien 1990 bei Haymon, beginnend mit Roma-Lyrik, dann Jenisches von Romed Mungenast. In der Erstausgabe sind fast nur indigene Minoritäten vertreten: Slowenen, Juden, Kroaten, Ungarn, Südtiroler Ladiner – Migrant*innen nur zwei.

In der Neu-Auflage als „Neue österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch“ [Haymon, 2008], finden sich Autor*innen in 32 Sprachen, außer „Einheimischen“ auch Migrant*innen aus der ganzen Welt.

1993, zum Jahr der Wenigerheiten, wurde im Parlament unter dem Ehrenschatz von Nationalratspräsident Heinz Fischer die Erstfassung der Anthologie durch Lesung etlicher Autor*innen präsentiert:
Ilija Jovanović [1950–2010], geboren in Rumska, einer Roma-Siedlung in Serbien, entwickelte durch seinen Vater, der als Partisan Lesen und Schreiben gelernt hatte, schon als Kind eine Leidenschaft für Literatur. Grund- und Hauptschule, 1971 Übersiedlung nach Wien, Arbeit in einer Metallfabrik, später Apothekenlaborant, österreichische Staatsbürgerschaft. Obmann des Romano Centro in Wien. Publikationen in Zeitschriften und Anthologien, zwei Gedichtbände: „Bündel – Budžo“ (EYE-Verlag, 2000) und „Vom Wegrund – Dromese rigatar“ (Drava-Verlag 2006). 2010 Exil-Lyrikpreis.

VERLORENE WELT

Ilija Jovanović

Verloren ist unsere singende Sprache.
Verstummt sind wir.
Zerstört ist unsere Welt,
wir sind am Ende.
Ist uns ein Ort vertraut,
vertreiben sie uns.
Zerrissen sind die Fäden,
Grenzen versperren uns den Weg.
Wir wissen nicht mehr wohin.
Den Weißen sind wir nicht Menschen ihrer Art,
weil wir anders sind.
Sie treiben uns über die ganze Welt.
Wir gehen und gehen,
wissen nicht, wie lange und wohin.

Seit ein paar Jahren zieren Ceija-Stojka-Platz und Ilija Jovanović Park das Wiener Stadtbild!

Durch Gastarbeiter-Anwerbung, Zuzug aus Balkanländern und der Türkei ab den 1960ern, wurden in zweiter Generation unsere Schulen sprachlich „bunter“. 1991 schrieb das Bundesministerium für Unterricht die Aktion „Miteinander leben – voneinander lernen“ aus. Dazu fiel mir ein interkulturelles Deutsch-Lesebuch für die Hauptschule und die ersten vier Klassen Gymnasium ein – das Projekt bekam die Förderung: „BRÜCKEN“ erschien 1995 bei öbv & hpt in 20 Sprachen, alles naturgemäß auch mit deutscher Übersetzung. Es war für nichtdeutsch-muttersprachliche Schüler*innen stets ein besonderes Erlebnis, wenn sie einen Text in ihrer Sprache vorlesen konnten. Leider wird das Buch nun schon seit Jahren nicht mehr aufgelegt.

Ab 1993 war ich wieder Lehrer am Österreichischen St. Georgs-Kolleg in Istanbul. Mit Hilfe von Robert Schild und Armin Eidherr gelang es, die sephardische Anthologie „Sandverwehte Wege“ (EYE-Verlag, 2002) herauszugeben: dreisprachig, Sephardisch (Judeospaniolisch), Türkisch und Deutsch. Endlich wusste ich, woher das sephardische Liedgut von Leni, Lena Rothstein, stammte und erfuhr auch die historischen Hintergründe:
Sepharden, die spanischen Juden, haben Migrationshintergrund: seit über 1000 Jahren in Spanien ansässig gewesen – durch Dekret (Granada 13.3.1492) des Landes verwiesen. In Konstantinopel waren sie, 1453 von den Osmanen erobert, infolge Bevölkerungsmangels willkommen und auch im übrigen Osmanischen Reich.

Ich arbeitete einmal in einer Keramikwerkstatt beim Galataturm in Istanbul, neben und mit einigen anderen, da hörte ich das Wort „Heimat“, glaubte, mich verhört zu haben, bald darauf: „heimatlos“; auf Nachfrage wurde mir bestätigt, dass es

diese Wörter jetzt im Türkischen gibt. Dann ist leicht zu erraten, woher und warum: Lehnwörter aus dem Deutschen – in Deutschland, der Schweiz und Österreich, erlebt bzw. erlitten! So heißt die Anthologie zum Thema Migration aus der Türkei nach Österreich „heim.at“ (Reihe: Neue österreichische Lyrik 3 EYE-Verlag, 2004) – in der all diese und andersartige Gefühle zweisprachig in Gedichtform zum Ausdruck kommen: Heimweh, Enttäuschung, manchmal auch Glück! Österreichische Lyrik ist nicht nur Teil der Germanistik – infolge der indigenen und neuen Minoritäten multikulti, vielsprachig: In „heim.at“ sind Autor*innen, durch Migration nach Österreich gekommen, vereint, ihrer Muttersprache und eigenen Kultur dennoch nahe, vielleicht noch mehr, wenn Gefühle nach poetischem Ausdruck suchen, in sechs Sprachen: Türkisch, Kurdisch, Armenisch, Romanes, Aramäisch und Deutsch, z. B.:

Naum Melo (*1957 in Bülbül, Südost-Anatolien): Prosa in „Staub und Rauch“ (Europaverlag 1983) mit autobiografischen Erzählungen des damals noch jungen aramäischen Christen, der in Österreich eine neue Heimat suchte. Inzwischen, als Autor in deutscher Sprache, autodidaktisch erworben, erfolgreich, aber wieder in die Türkei zurückgekehrt. Lyrik in „heim.at“ (EYE-Verlag, 2004), Literatur der Wenigerheiten, und „Neue österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch“ (Haymon, 2008)

DER DICHTER AM BAHNHOF

Naum Melo (aus „heim.at“)

Mein Herz gleicht einem Koffer
Darin geladen die Fremde
Meine Gedanken gleichen einem Stein
Darin gefangen die Sehnsucht nach Heimat
Ich sitze da und betrachte die Bahn
Sie ist unendlich lang
Und ihre Richtung verzweigt
Die Züge fahren ab und kommen an
Doch niemand verabschiedet sich von mir
Und niemand holt mich ab
Ich will singen
Ich will rufen
Doch es gibt kein Ohr
Weder für meine Rufe
Noch für meine Gesänge
Ich schließe die Augen
Öffne sie voller Tränen
Und strecke die Hände aus
Alles rückt in die Ferne
Ich bleibe zurück
Wie ein Koffer
Geladen mit Sehnsucht
Und Klage in fremdem Wort

Kundeyt Şurdum (1937–2016, in Konya geboren), Absolvent des Österreichischen St. Georgs-Kollegs in Istanbul, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte, seit 1971 in Österreich/Vorarlberg, Übersetzer, Gerichtsdolmetscher, Lehrer für türkische Kinder, Arbeit für den ORF, Buchveröffentlichungen, schreibt vorwiegend deutsch, 1996 Johann-Peter-Hebel-Preis.

DIESEN WINTER

Kundeyt Şurdum (aus: Neue österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch)

Meine Frau sagt mir
Kehren wir zurück
Du hast Sehnsucht
nach deiner Kindheit

Ich denke an meinen Sohn
und möchte nicht
dass er Sehnsucht hat
nach seiner Kindheit

Und sage: Diesen Winter
bleiben wir noch.

Auch aus Balkanländern wurden „Gast“-Arbeiter angeworben – wenig Gastfreundschaft, wenig Willkommenskultur schlug ihnen entgegen, dazu noch und bis heute Rechts-Unrechts-Wahlkampfparolen. Dagegen optimal protestiert: „I haaß Kolaric, du haaßt Kolaric – Warum sogn's zu dir Tschusch?“ Sie waren Fremde, dabei könnte man in alten Telefonbüchern blättern, nachsehen, entdecken, wie viele -ić etc. es aus dem k. u. k. Monarchie-Erbe, Österreich-Ungarn, und später gibt. Diese nicht unbedingt gastfreundliche Situation für die „Zuagroastn“ wollte auch in Worte gefasst werden – Literatur entsteht aus unterschiedlichsten Quellen: „SÜDOSTWIND“ (EYE-Verlag 2006), Neue österreichische Lyrik 6, Anthologie der Migration aus Südosteuropa, den Balkanländern.

Aus dem letztgenannten Band nur eine Strophe eines Gedichtes von Goran Novaković, (1962 in Belgrad geboren), Studium der Komparatistik und Germanistik, seit 1991 in Wien, 1999 Österreicher, beim Wiener Integrationsfond tätig, seit 2004 im Magistrat der Stadt Wien (MA 17 Integration und Diversität), Schriftsteller, Übersetzer, Volkshochschullehrer für Serbisch, Kroatisch, Bosnisch.

DIE SPRACHE

Ich traf gestern einen Käfer
Er sprach kein Deutsch
und beschwerte sich über Kreuzschmerzen
in einer Sprache, die ich nur deshalb zu verstehen vermochte
weil es um Schmerzen ging.

...

Lieber Karl Berger, jetzt muss ich mich verabschieden, um 10h beginnt mein Deutschkurs für Flüchtlinge aus Syrien und dem Irak. Hoffentlich bin ich auf Ihre Anregung entsprechend, auch in Ihrem Sinne, eingegangen!

Alles Gute, liebe Grüße

Gerald Kurdoğlu Nitsche

KUNST, POLITIK, KULTUR DISKUTIEREN IM CAFÉ GALERIE ARARAT

Güner Sailer-Onurlu im Gespräch mit Anna Horner

Betritt man das Café Ararat in der Innsbrucker Schöpfstraße, ist sofort klar: Hier hat das Gespräch zwischen den im Lokal Anwesenden einen hohen Stellenwert. Dem eigenen Gruß kommt meist die Begrüßung des Hausherrn Güner Sailer-Onurlu oder seiner MitarbeiterInnen zuvor. Höflich werden einem mehrere Plätze zur Wahl angeboten, außer man hat bereits einen Stammpplatz; wie jene ebenfalls grüßend eintretenden Gäste, die sofort ein Gespräch mit dem Lokalbesitzer oder den Gästen beginnen. Das Ararat soll Treffpunkt und Plattform für Diskussionen sein – vielfärbig und facettenreich, erläutert Onurlu.

AH: Welche Beweggründe hatten Sie, das Ararat – Café, Galerie, Kunst- & Kulturzentrum – zu gründen?

GO: Am politischen Leben in Innsbruck teilzunehmen und es aktiv mitzugestalten, war mir wichtig. Ich hatte nicht nur wirtschaftliche Motive, sondern auch die politische Pflicht, vor allem in der Gesellschaft in der ich lebe. Mich mit einem Lokal selbstständig zu machen, bot die Möglichkeit, eine Plattform für politische und künstlerische Auseinandersetzungen mit der Gesellschaft zu schaffen. Das Ararat soll nicht neutral sein – ich sehe es als politische Plattform, die zum Meinungs Austausch über Politik, Kunst, Gesellschaft provozieren soll. 1997 habe ich mich zuerst mit einem kleinen Kebab-Lokal namens Lomero (das bedeutet auf Deutsch Macho) in der Höttinger Au selbstständig gemacht, mit voll politischem Inhalt: kurdischer Name, kurdische Speisen und kurdische Biografie.

AH: Was meint kurdische Biografie?

GO: Die komplette Einrichtung und Dekoration – der kleine Raum war wie ein kurdisches Wohnzimmer gestaltet. Beim Arbeitsmarktservice ist damals mein Gesuch „Suche Mitarbeiter mit kurdischen Sprachkenntnissen“ blockiert worden – die kurdische Sprache sei nicht anerkannt und deshalb nicht verwendbar. Nach einem Jahr

konnte ich meine Stellenanzeige – nach langem Hin und Her – schließlich doch aufgeben. 1998 habe ich ein Lokal in der Templstraße übernommen: Das war dann das Café Ararat. Ararat ist das Gebirge in Kurdistan, in dem die Arche Noah nach der Sintflut gestrandet sein soll; so wie damals in dem Schiff die unterschiedlichen Tiere bunt gemischt waren, treffen auch in einer Bar viele unterschiedliche Nationen aufeinander. Für mich ist sehr wichtig, dass die Menschen, die hierher kommen, auch ihre Wurzeln mitbringen. Kultur ist eine Farbe, jede Sprache ist eine Farbe, wir Menschen leben von Farben.

Ich wollte diesen Ort mehr zu einem Kunst- und Kulturzentrum machen. Nicht nur mit künstlerischen Ausstellungen und musikalischen Veranstaltungen, sondern auch hinsichtlich verschiedener politischer Themen – nicht nur Welt- und Europapolitik, sondern auch Politik in Österreich. 2007 sind wir mit dem Café Ararat in die Schöpfstraße übersiedelt – und haben bisher allein an diesen beiden Standorten rund 360 Veranstaltungen gemacht.

AH: Welche politischen Aktivitäten haben Sie verfolgt?

GO: Ich habe mich verpflichtet gefühlt, Politik – von der Gemeinde- bis hin zur Bundespolitik – mitzugestalten. Ich war selbst nie selbst in der Lokalpolitik tätig, aber jede Wahl war für mich ein großes Erlebnis. Und ich habe das Publikum im Lokal politisiert. Im Lokal wird nicht über Autos oder über Strandurlaub geredet – bei mir wird über Politik, über Kunst diskutiert, über alles, wovon wir in der Gesellschaft betroffen sind. Ich freue mich bereits auf die Neuwahlen 2018, ich werde hier wieder ein wenig zum Nachzudenken über Gemeindepolitik provozieren. So habe ich etwa bei der vergangenen Bundespräsidentenwahl ein Plakat von Van der Bellen auf die Scheiben des Lokals gehängt und somit öffentlich gezeigt, dass ich für ihn bin. Diesem kleinkarierten Unternehmerdenken – dass man neutral sein sollte – kann ich nichts abgewinnen. Auch wenn wir 20 Kaffees weniger verkaufen, ist mir das egal.

AH: Und die Gäste kommen trotzdem, nicht?

GO: Dann kommen sie zum Diskutieren, um politische Gespräche zu führen und ihre Meinung zu vertreten. Alle haben bei mir Platz und sind willkommen.

AH: Was tut sich aktuell, welche MusikerInnen etwa laden Sie für Konzerte im Lokal ein?

GO: Jazz und Blues sind in jeder Form erwünscht, wenn das Ensemble Platz im Ararat findet. Die MusikerInnen kommen auf mich zu und fragen, ob sie spielen können. Das Ararat bietet die Bühne und soll KünstlerInnen unterstützen. Fast jeden Samstag gibt es ein kleines Konzert mit Jazzmusik-Studenten.

AH: Im Café sind die Wände voller Bilder. Erinnert jedes Bild von einer Ausstellung, von einem Künstler?

GO: Zu Beginn habe ich ein paar Ausstellungen gemacht, danach sind MalerInnen auf mich zugekommen. KünstlerInnen können vier Wochen bei mir ausstellen – und ich habe im Gegenzug ein Bild bekommen. Im Café sind dadurch verschiedene Seelen von Künstlern vertreten.

AH: Welche waren Ihre ersten Arbeitsverhältnisse in Tirol?

GO: Nachdem ich 1986 als Asylsuchender nach Tirol kam, habe ich als Abwäscher in einem Innsbrucker Hotel gearbeitet und dort die Sprache gelernt. Später arbeitete ich als Oberkellner, sammelte Erfahrungen und besuchte verschiedene Kurse im Gastronomiebereich. Als ich mich nach 1996 selbstständig gemacht habe, hatte ich ein normales Gastarbeitsvisum. Kurz zuvor hatte sich ein Gesetz verändert: Wenn man den Asylantrag zurückzog, konnte man eine normale Aufenthaltsgenehmigung für Gastarbeiter bekommen, die man jedes Jahr verlängern musste. Als ich aber Familie gegründet habe, musste ich auch für die Kinder jedes Jahr die Aufenthaltsgenehmigung verlängern – und deshalb habe ich das 2005 verändert. Seitdem habe ich die österreichische Staatsbürgerschaft.

Für mich waren zwei Sachen klar: Ich gehöre in diese Gesellschaft und ich möchte hierbleiben. Ich kenne mich hier aus, und bin auch gern in dieser Gesellschaft. Daher wollte ich mich selbstständig machen, aber nicht einfach mit einem Wirtshaus. Selbstverständlich wollte ich eine

multikulturelle, vielfältige Stimmung in die Räumlichkeiten bringen. Bei mir sollen nicht nur Schnitzel, Kebab oder Bier köstlich sein – die Atmosphäre soll köstlich sein. Die Philosophie des Lokals soll über allem stehen. Ich bin gern Gastronom.

AH: Gab es in Innsbruck vor der Gründung des Ararat vergleichbare Lokale?

GO: In Innsbruck gibt es 500 Lokale, jedes hat seinen eigenen Charakter, seine Philosophie. Auch das Treibhaus ist ähnlich, aber damit kann man das Café Ararat nicht vergleichen. Das alte Utopia war dem Ararat ähnlich. Aber ich bin hierhergekommen und schaue anders aus als alle anderen – und so sieht auch das Café Ararat anders aus als alle Kulturcafés. Wir sind ein Wohnzimmer, wir sind eine Plattform.

AH: Wie hat sich das Stadtbild Ihrer Meinung nach durch Migration verändert – in Bezug auf Gastronomie, Musik und Geschäftslokale?

GO: Es hat sich viel verändert. Wenn ich auf 1986 zurückschaue, ist Innsbruck seither eine kleine Metropole geworden. Als viele deutsche Studierende nach Innsbruck kamen, ist bei mir im Lokal etwa ein Jahr lang darüber diskutiert worden. Dabei wurde vergessen, dass in der Geschichte auch Österreicher in Deutschland waren. Das waren die Zeiten, in denen ich jeden Tag hart mit 20 Tirolern diskutiert habe. Und jetzt sind sie froh, dass Deutsche da sind. Innsbruck ist viel offener geworden, wirtschaftlich, kulturell – es ist viel schöner geworden. Innsbruck braucht allerdings mehr kulturelle Veranstaltungsräumlichkeiten, vor allem für Jugendliche. Die Stadt sollte offener sein, Kunst sollte frei und nicht von irgendeiner Ideologie abhängig sein. Sprachen sind auch frei. Man sollte vor Asylanten, vor neuen Zuwanderern keine Angst haben. Ich bin gern Asylant. Denn jede Sprache, jede Farbe, die kommt, ist für uns eine Bereicherung.

DIE MIGRANTISCHE KULTURSZENE IN TIROL AUS ZWEIERLEI SICHT

Sandra Köhle

Erste Assoziationen zur migrantischen Kulturszene in Tirol rufen bei vielen TirolerInnen vermutlich Bilder von folkloristischen Veranstaltungen, bei denen Tracht und Tanz vor den Vorhang geholt werden, in Erinnerung. Im Land ist wohl die Rede von der migrantischen Kulturszene, gemeint sind damit allerdings meistens Sport- und Folklorevereine, die Turniere oder Tanzauftritte organisieren und anschließend kulinarische Köstlichkeiten anbieten. Selbst die offizielle Zusammenstellung sämtlicher Nominierungen für den Telfer Integrationspreis 2015 führt in den Kategorien Institution, Verein und Einzelperson große Errungenschaften im Bereich der migrantischen Kultur in Tirol an – genannt seien das Projekt „MEET – Internationaler Stammtisch“, „BILILA – Institut für bilinguale Leseanimation“, „Literacy – Mit Bilderbüchern“ sowie das „Private Familien- und Studienheim – Kinderförderung Telfer Kultur-, Bildungs- und Integrationszentrum“ – als Symbolfoto dient aber doch ein allzu stereotypes Bild, das eine Männergesellschaft beim Fleischspieße zubereiten zeigt. An diesem Punkt sei dahingestellt, ob abgedrosche Bilder mit ebensolchen Bildern in Frage gestellt werden können? Seit einigen Jahren beleben immer mehr junge Vereine und Initiativen, in denen sich auch oder vor allem MigrantInnen engagieren, die Tiroler Kulturszene. Diese neuen Vereine sind von ihren Strukturen her sehr viel offener, als wir es von jenen Vereinen kennen, die der Zeit der ersten Gastarbeiterära entstammen. Während Letztere in ihren Grundzügen entweder volkstümlich oder religiös sind, decken die neugegründeten Vereine vielfältigere Bereiche ab. „Integrationsmaßnahme“ ist der Stempel, den auch neue Vereine und Initiativen unweigerlich aufgedrückt bekommen, sobald Menschen mit nicht-österreichischen Namen federführend

sind. Der Eindruck des potenziellen Publikums, dass es hier weniger um Kultur, denn in erster Linie um Integration geht, verwehrt vielen Kulturschaffenden die Chance, ihren Wirkungskreis zu erweitern und in größerem Rahmen zu agieren. Eben darin läge aber ein enormes Entwicklungspotenzial – etwa für die Innsbrucker Kulturszene. Welche Möglichkeiten sich durch eine erfolgreiche Kulturinitiative entwickeln können, zeigt u.a. der Verein AlpINN, der 2009 zur Förderung der Völkerverständigung, Integration, Sport und Kultur gegründet wurde und bis heute sehr aktiv ist. Auch die Projektreihe „Orient begegnet Okzident“, die 2008 am Abendgymnasium Adolf Pichler Platz initiiert wurde, verzeichnet nachhaltige Erfolge. Durch Kunst & Kultur Kommunikationsbarrieren abbauen, Kulturräume öffnen, Vorurteile aufgreifen und abbauen, lauten die Ziele des 2008 gegründeten Vereins Orient Okzident Express und dessen Initiator Emir Handžo. Genannt sei auch das seit zehn Jahren bestehende gleichnamige Weltmusikensemble Orient Okzident Express, dessen Initiator Hozan Temburvan 2012 mit dem Telfer Integrationspreis ausgezeichnet wurde, sowie das stadt_potenziale-Projekt „Die lebende Menschenbibliothek“. Ohne Zweifel tragen migrantische Kulturvereine in Tirol einerseits zu einer lebendigen und eigentlich sehr vielfältigen Kulturszene bei und ermöglichen andererseits in der Gesellschaft unterrepräsentierten Gruppen Teilhabe an Kultur und Politik. Es bleibt zu hoffen, dass das Engagement und das Interesse an einer Mitwirkung in der Kulturszene auch bei nachfolgenden Generationen erhalten bleiben, da migrantische Vereine weder aus der Kulturszene noch aus dem Integrationsbereich wegzudenken und für viele zivilgesellschaftliche AkteurInnen wichtige Kooperationspartner sind.

OBJEKTE UND GESCHICHTEN

Marcel Amoser

Anna Horner

Sónia Melo

Andrea Possenig-Moser

KÄLTE, SCHNEE UND STILLE WEIHNACHTEN

Clarita Rohrer, geb. Ocheda, kam als eine von vielen philippinischen Pflegekräften – angeworben von Pater Eugenio Daberto – 1973 nach Tirol. 1932 in den englischen Orden St. Josephs Missionare zu Mill Hill in Brixen eingetreten, hatte Daberto 1938 seine Arbeit auf den Philippinen begonnen. Wegen des Mangels an Pflegepersonal in Österreich initiierte er Anfang der 1970er Jahre die Anwerbung von philippinischen Pflegekräften. Unmittelbar mit der Armut auf den Philippinen konfrontiert, sah er für junge Frauen Chancen durch die Arbeit im Ausland. Bis 1975 kamen 350 Filipinas auf diesem Weg nach Westösterreich. Für die Betreuung in Österreich war Pater William Parschalk zuständig. Er holte auch Clarita Ocheda am Flughafen München ab und begleitete sie nach Innsbruck. Hier arbeitete sie zunächst in der Küche des sogenannten Malfattiheims in der Innstraße, heute Haus St. Josef am Inn, das als Altenpflegeheim von den Barmherzigen Schwestern geführt wurde. Ab 1976 war sie dort als Pflegekraft tätig. 1979 wechselte sie ins Wohnheim Hötting und war bis zu ihrer Pensionierung dort Pflegerin.

Kälte und Schnee prägten ihre ersten Eindrücke von Tirol: Auf dem Foto aufgenommen vor ihrem Arbeitsplatz, dem Malfattiheim, trägt Clarita Rohrer einen hellblauen Pullover. Es war das einzige warme Kleidungsstück, das sie bei ihrer Ankunft in Tirol im Gepäck hatte. Heute ist dieser Pullover zu einem wichtigen Erinnerungsträger geworden. Beim ersten Schnee, erzählt Clarita Rohrer heute, sprangen die jungen philippinischen Frauen in Hausschuhen ins Freie und hätten die Kälte vor Freude gar nicht gespürt. Die Oberschwester freilich holte sie gleich wieder ins Haus zurück. Zu Weihnachten 1973 suchten die Frauen vergeblich ein fröhliches Fest in der menschenleeren Stadt und kehrten schließlich traurig wieder ins Heim zurück. In freudiger Erinnerung ist hingegen das heimliche Kochen auf dem Zimmer – nachdem die gewohnten Gerichte nicht auf dem Speiseplan in der Heimküche standen. Eine Ordensschwester steckte ihnen wohlwissend oft Eier zu.



Clarita Rohrer, geb. Ocheda, [3. v. l.] mit Arbeitskolleginnen und Antonena Vanzetta, Oberin der Barmherzigen Schwestern, vor dem Malfattiheim, Innsbruck um 1974
DAM, Sig. AT-AM-T-36
Leihgabe von Clarita Rohrer

NUR BEFRISTET

Die Objekte, die Arbeitsmigrant_innen als Erinnerungsstücke aufbewahren und zur Archivierung anbieten, sind vor allem Flachware: persönliche Dokumente und Formulare. Dreidimensionale Alltagsgegenstände, die von den Arbeits- und Lebensumständen der „Gastarbeit“ berichten, sind kaum vorhanden. Im Zuge oftmaligen Wohnortswechsels wurden viele Dinge entsorgt, Dokumente und Pässe konnten hingegen auch bei Platzmangel leichter aufbewahrt werden. Dazu kommt, dass Alltagsgegenstände auch selten besondere Merkmale aufweisen, die sie als „Migrationsobjekt“ kennzeichnen würden. Ohne persönliche Erinnerungen können die Dinge nicht als Zeugen der Migrationsgeschichte gelesen werden. Ausweise, Pässe, Genehmigungen bilden von sich aus die Rahmenbedingungen und Reglementierungen des Systems „Gastarbeit“ ab. Die Notwendigkeit, die befristete Arbeitserlaubnis Jahr um Jahr erneut verlängern zu lassen, das dazugehörige Visum zu beantragen und stets die damit verbundenen Behördengänge absolvieren zu müssen, prägte das Leben der Arbeitsmigrant_innen und ihrer Familien.

1966 wurde die „Ausländerarbeiterkarte“ eingeführt, die Personaldaten, Arbeitserlaubnis und einen sanitätspolizeilichen Unbedenklichkeitsvermerk beinhaltet. Dieser Ausweis musste von „Gastarbeiter_innen“ stets mitgeführt werden. Die Ausländerarbeiterkarte von Mara Ivkić dokumentiert ihre Beschäftigungsverhältnisse zwischen 1970 und 1976 und die Bestätigung der Arbeitserlaubnis durch das Arbeitsamt Innsbruck. Die Arbeitserlaubnis folgte noch einer „Verordnung über ausländische Arbeitnehmer“ von 1933; letztere wurde erst 1976 vom „Ausländerbeschäftigungsgesetz“ abgelöst. Die Arbeitsplätze für „Gastarbeiter_innen“ waren branchenmäßig auf bestimmte Kontingente beschränkt, die auf dem Ausweis abzulesen sind – im Fall von Mara Ivkić Kontingent 9. Ein Stempel auf der Rückseite der Arbeiterkarte bestätigt die erfolgte Gesundheitsuntersuchung. Wurde eine solche Untersuchung verweigert, durfte die Arbeiterin/der Arbeiter nicht in Österreich bleiben.

Mara Ivkić wurde in Zagreb von Swarovski Optik angeworben. Nach ihrer Anreise mit dem Direktzug nach Innsbruck begann die 18-Jährige am 10. August 1970 die Arbeit als Kitterin. Sie hatte von einer Freundin ihrer Mutter, die bereits in Tirol arbeitete, vom Arbeitskräftebedarf Österreichs gehört und ließ sich – ohne zu wissen, welche Tätigkeit sie konkret ausführen würde – anwerben. Ein Jahr später erhielt sie eine Anstellung als Hilfskraft in der Küche des Landeskrankenhauses, die in den folgenden Jahren stets verlängert wurde. Auf den Fotografien ist sie mit Arbeitskolleginnen in der Krankenhausküche zu sehen.

Ausländer-Arbeitskarte von Mara Ivkić, 1970
DAM, Sig. AT-AM-T-12
Leihgabe von Mara Ivkić

Sanitätspolizeilicher Unbedenklichkeitsvermerk:

Leit. Infektionsfreiheit bescheinigt vom 31.8.70 Einwand

Zur Beachtung:

- Die eingetragene Arbeitserlaubnis gilt jeweils nur für eine Beschäftigung bei dem in Sachte 5 angegebenen Arbeitgeber.
- Die Eintragung einer neuen Arbeitserlaubnis ist bei dem für den Beschäftigungsort zuständigen Arbeitsamt zu beantragen, wenn das Dienstverhältnis verlängert bzw. der Arbeitsplatz gewechselt wird.
- Für die Erteilung jeder Arbeitserlaubnis wird eine Verwaltungsabgabe von S 30.— eingehoben. Sofern eine provisorische Arbeitserlaubnis erteilt wurde, wird außerdem eine Verwaltungsabgabe von S 12.— eingehoben.
- Die Ausländer-Arbeitskarte ist stets mit sich zu führen und über Verlangen vorzuweisen.
- Bei Verlust wird der Finder gebeten, die Ausländer-Arbeitskarte dem ausstellenden Landesarbeitsamt (Arbeitsamt) zu übersenden.

Aut. V. - AAK - 67 - H6.

Arbeitsamt Innsbruck
(Landesarbeitsamt - Arbeitsamt)

Gilt nur in Verbindung mit dem
3964 Reisepaß Nr. HA 7660

AUSLÄNDER-ARBEITSKARTE

Nr. T/48428/70/112

Familienname Ivkić

Vorname Mara

geb. am 4.6.1952

Staatsangehörigkeit Jugosl.

Beruf Kitterin

Verständigungssprache _____

wohnhaft Solbad Hall, Ob. Stadtpl. 4

23.9.70
(Ausstellungsdatum)

[Stempel und Unterschrift des Landesarbeitsamtes - Arbeitsamtes]

ARBEITSERLAUBNIS
gemäß § 10 der Verordnung über ausländische Arbeitnehmer vom 23. 1. 1933, DRGBI. I S. 26

1	2	3	4	5
Landesarbeitsamt - Arbeitsamt	Kontingent	Arbeitgeber (Name und Anschrift)	gültig von - bis für eine Beschäftigung als	Datum, Unterschrift und Stempel
Arbeitsamt Innsbruck	K9/I19-Aussh.	Swarovski-Optik Absam	10.8.1970 - 31.12.1970 Kitterin	<i>[Stempel]</i> <i>[Unterschrift]</i> 23.9.70
Arbeitsamt Innsbruck	K 9	Swarovski Optik Absam	1.1.71-31.12. Schleiferin	<i>[Stempel]</i> <i>[Unterschrift]</i> 26.1.71
Arbeitsamt Innsbruck	----	A. S. Landeskranken- haus Innsbruck	24.8.1971 - 23.8.1972 Hausnerst.	<i>[Stempel]</i> <i>[Unterschrift]</i> 16.9.71
Arbeitsamt Innsbruck		Die Genehmigung wird verlängert	bis <u>23.8.73</u>	<i>[Stempel]</i> <i>[Unterschrift]</i> 30.8.72
Arbeitsamt Innsbruck		Die Genehmigung wird verlängert	bis <u>23.8.74</u>	<i>[Stempel]</i> <i>[Unterschrift]</i>
Arbeitsamt Innsbruck		Die Genehmigung wird verlängert	bis <u>23.8.75</u>	<i>[Stempel]</i> <i>[Unterschrift]</i> 24.11.1974
Arbeitsamt Innsbruck		Die Genehmigung wird verlängert	bis <u>23.8.76</u>	<i>[Stempel]</i> <i>[Unterschrift]</i>

TEXTILBRANCHE

Das Vorarlberger Textilunternehmen Herrburger und Rhomberg (gegründet 1795) erwarb 1838 in Innsbruck ein Grundstück an der Sill, am Standort des heutigen Einkaufszentrums Sillpark. Aufgrund der vorhandenen Wasserkraft für den Betrieb der Maschinen gut geeignet, ließ das Unternehmen hier eine fünfstöckige Baumwollspinnerei errichten, eine vierstöckige Bandweberei, eine Gießerei und eine Maschinenwerkstatt. 1840 waren bereits 680 Mitarbeiter_innen in Innsbruck tätig, die neben Garnen, Zwirnen und Stoffen bis zur Jahrhundertwende auch Pistolen und „Tiroler Stutzen“ herstellten. In Tirol wurden in Folge weitere Betriebsstätten in Absam, Matrei und Telfs eröffnet.

Für Tirol hatte die Textilindustrie im 20. Jahrhundert große Bedeutung. Da inländische Arbeitskräfte ab 1960 den Bedarf nicht mehr abdecken konnten, wurden „Gastarbeiter“ angeworben. Auf Arbeiter_innen aus der Steiermark folgten vor allem Menschen aus der Türkei und dem damaligen Jugoslawien. 1964 machten Arbeitsmigrant_innen 4 % der Beschäftigten bei Herrburger und Rhomberg aus, 1966 bereits 23 %. 1971 waren es mehr als die Hälfte, im Vorarlberger Stammunternehmen sogar 75 %.

Noch in den 1970er Jahren gab es in Tirol 34 Textilwerke, in denen fast 5000 Arbeitnehmer_innen ihren Lebensunterhalt verdienten. Im Laufe des Jahrzehnts erlebte die Branche allerdings ihren wirtschaftlichen Niedergang, viele Textilfabriken meldeten Konkurs an. Wie im Ausländerbeschäftigungsgesetz von 1976 noch einmal festgehalten, trafen erste Entlassungen vor allem Arbeitsmigrant_innen, um die Arbeitsplätze inländischer Arbeitnehmer_innen zu schützen.

Der Personalstand von Herrburger und Rhomberg von 1982 zeigt, dass in den Betrieben in Innsbruck, Absam, Matrei und Telfs insgesamt 438 Personen beschäftigt waren, davon 296 mit österreichischer und 142 mit ausländischer Staatsbürgerschaft. Im Beschäftigungsverhältnis „Angestellte“ finden sich nur vier ausländische Arbeitnehmer_innen, sie wurden stets überwiegend als Arbeiter_innen eingestellt. Eine Momentaufnahme kurz vor dem Ende des Unternehmens: Im Mai 1982 ging Herrburger und Rhomberg in Konkurs, die Spinnerei in Matrei konnte jedoch weitergeführt werden. Um 1983 schließlich stand das Fabriksgebäude an der Sill leer, 1994 schloss das gesamte Unternehmen endgültig.

PERSONALSTAND											
Werk	Betrieb	Inländer				Ausländer				Gesamt	
		männlich		weiblich		männlich		weiblich		Arb.	Ang.
		Arb.	Ang.	Arb.	Ang.	Arb.	Ang.	Arb.	Ang.		
Innsbruck	Techn. Dienst	13	3	--	1	2	--	--	--	15	4
	Allgemein	2	24	2	27	1	1	--	--	5	52
	Bettwäsche Konfektion	1	3	34	3	3	--	6	--	44	6
Absam	Lager	4	1	3	1	1	--	--	--	8	2
	Bettwaren Konfektion	1	1	5	--	5	--	4	--	15	1
Telfs	Weberei	16	23	29	2	45	2	26	--	116	27
Matrei	Spinnerei Spulerei	31	11	51	4	34	1	11	--	127	16
		68	66	124	38	91	4	47	--	330	108
		296				142				438	

Innsbruck, 04.02.82 T-a/lh

ARBEIT IN DER NACHTSCHICHT

Diese Montur trägt sichtbare Spuren langjähriger Arbeit. Ein eingesticktes Emblem auf der linken Brusttasche gibt zu verstehen, dass dieses Kleidungsstück in der Textilfabrik Herrburger und Rhomberg getragen wurde. Das Vorarlberger Textilunternehmen unterhielt einen Standort in Innsbruck am heutigen Sillparkareal (1838–1983). Slavko Ivanović erhielt diese Montur an seinem ersten Arbeitstag. Er kam 1969 aus Jugoslawien nach Österreich und sollte 13 Jahre lang bei Herrburger und Rhomberg in der Nachtschicht arbeiten. Wie in der Bau- und Metallbranche wurden auch im Textilbereich zu dieser Zeit viele Arbeitskräfte gebraucht und aus Jugoslawien, später vermehrt aus der Türkei, angeworben. 1971 bestand mehr als die Hälfte der Belegschaft von Herrburger und Rhomberg in Innsbruck aus Arbeitsmigrant_innen. Sie wurden vielfach für unliebsame und geringqualifizierte Tätigkeiten eingesetzt und hatten selten Chancen auf beruflichen Aufstieg. Die geringe Entlohnung in der Textilbranche betraf daher besonders Arbeitsmigrant_innen. Lohnzulagen gab es allerdings für Nachtschichten. So betreute Slavko Ivanović seine beiden Töchter untertags – während seine Ehefrau in der Tagschicht arbeitete – und ging dann in die Nachtschicht.



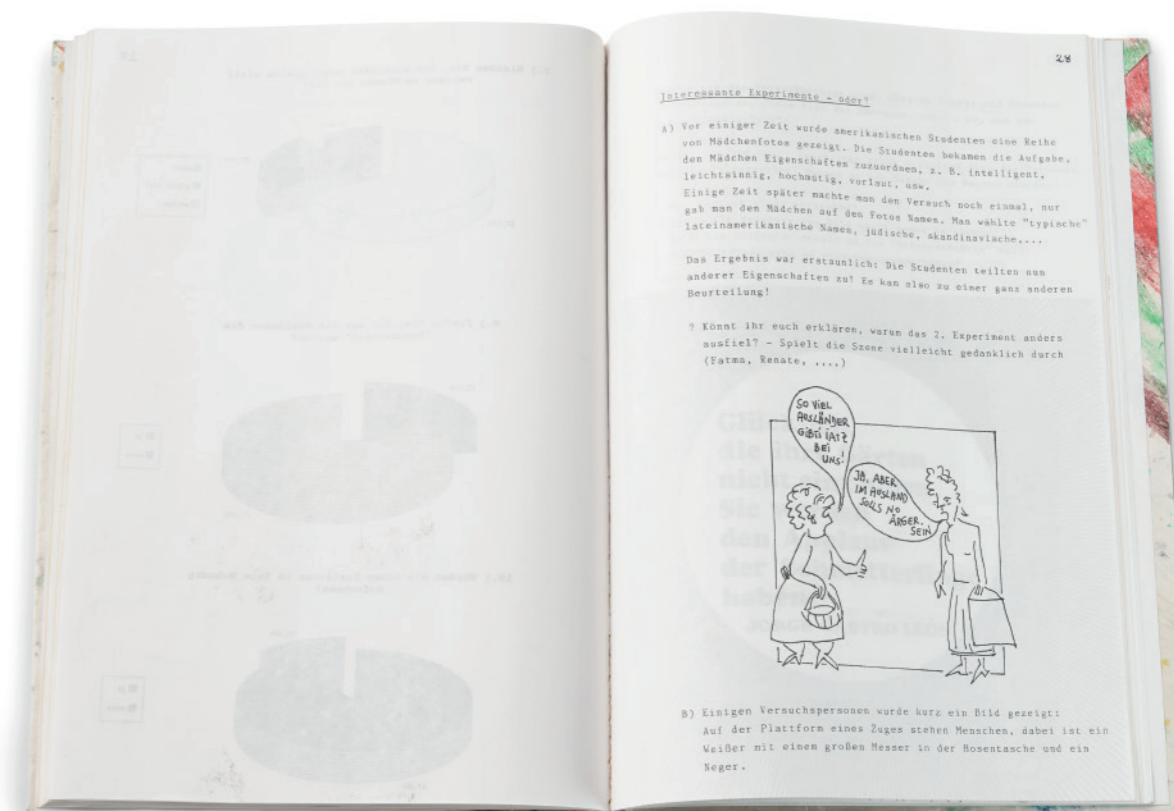
Arbeitskleidung Herrburger und Rhomberg, Innsbruck 1969
DAM, Sig. AT-AM-T-3
Schenkung von Slavko Ivanović

WIR SIND VIELE VERSCHIEDENE

„Unser Buch“ ist das Ergebnis einer Schul-Arbeit, die 1992 unter der Leitung von Johann Hechenberger an der Anton Auer Hauptschule in Telfs entstand. Von 250 Schüler_innen an der Hauptschule kamen 50 aus anderen Ländern. Im Zuge der Arbeit an dem gemeinsamen Buch widmeten sie sich dieser Tatsache auf sehr vielfältige Weise: Informationen zu den Herkunftsländern Türkei und Jugoslawien wurden zusammengestellt, Rezepte zum Nachkochen gesammelt, gängige Vorurteile zur Diskussion gestellt, Fragen rund um Rassismus und Diskriminierung behandelt und die Ergebnisse einer Befragung der einheimischen Bevölkerung präsentiert. Die Texte und Illustrationen stammen fast durchwegs von Schülerinnen und Schülern der dritten und vierten Klassen. Einleitend hielten sie fest: „Das Thema ist sehr schwierig zu behandeln, wir wollten aufrichtig sein, aber niemanden beleidigen.“

„Unser Buch“ ist ein sehr engagiertes Beispiel für die interkulturelle Auseinandersetzung und war pädagogisch gesehen auf der Höhe seiner Zeit: 1991 wurde das Unterrichtsprinzip „Interkulturelles Lernen“ in Österreich eingeführt und markierte die Wende von der Ausländerpädagogik zur interkulturellen Begegnung. Das Interesse an „den Anderen“ wuchs, die Beschäftigung mit Unterschieden (in der Kultur, im Alltag, im Essen, in der Familie ...) sollte zu gegenseitigem Verständnis beitragen, Gemeinsamkeiten hervorbringen und Vorurteile abbauen.

Mittlerweile wird an diesem Interkulturellen Ansatz kritisiert, dass die Unterscheidung in „Wir“ und „die Anderen“ auf Hierarchien basiert und diese mit erzeugt. Fragen zur institutionellen Verantwortung der Schule rücken heute in den Mittelpunkt: Unter dem Motto „Sind wir nicht alle Verschiedene?“ wird die Einheit in der Differenz vermutet.



ICH LERNE DEUTSCH

Die Arbeitsblätter „Ich lerne Deutsch“ wurden vom Verlag Jugend und Volk erstmals 1973 herausgegeben und waren für den Deutsch-Zusatzunterricht bestimmt. Mirko und Vesna sind die Hauptpersonen, die in „Ich lerne Deutsch“ die Welt entdecken: meine Familie, das Jahr, Einkaufen und Wohnen gehören zu den in den Arbeitsblättern aufgegriffenen Themen, die vor allem hinsichtlich der Darstellung der Geschlechterrollen den konservativen Geist der Zeit atmen und auch sonst nicht frei von Widersprüchen sind. So wurde die realitätsferne Darstellung von geräumigen Wohnverhältnissen bereits 1985 vom Komitee für ein ausländerfreundliches Österreich in der Publikation „Oh, du gastlich Land ...“ kritisiert und mit dem tatsächlichen Plan einer Gastarbeiterwohnung konterkariert, den ein Hauptschüler aus der Türkei angefertigt hat. Diese Kritik wurde offenbar zum Anlass genommen, die Namen in den Arbeitsblättern auszutauschen. Der dargestellte Grundriss gehört in einer späteren Auflage nicht mehr zu Mirkos, sondern zu Peter Müllers Wohnung. Das ist Mirkos österreichischer Freund – und in diesem Fall ist die Anzahl der Zimmer wohl plausibler.

Die Arbeitsblätter stammen von Annemarie Dayan, die zu Beginn der 1990er Jahre eine „Deutsch für Gastarbeiterkinder“-Klasse an der Leopold Hauptschule in Wilten/Innsbruck unterrichtete. Diese Klassen wurden für Quereinsteiger eingerichtet und waren in Bezug auf Alter, Herkunft und Vorkenntnisse der Kinder sehr inhomogen. In einem Jahr intensiver Deutschförderung sollten die Kinder auf den Regelunterricht vorbereitet werden. Häufig fand der Unterricht in abgeschiedenen Kellerräumen statt, was der Beiname „die Kellerassel“, den Annemarie Dayan damals im Kollegium trug, reichlich illustrieren mag. Diese Materialien stellten ein willkommenes Angebot dar, der Großteil der Arbeitsunterlagen für den Deutschunterricht wurde aber von den Lehrer_innen jeweils selbst gestaltet. Aus- oder Fortbildungen gab es für diesen speziellen Deutschunterricht keine, häufig mussten Lehrer_innen in den ersten Dienstjahren in das „kalte Wasser“ springen, da die Bereitschaft die Klassen zu führen unter erfahreneren Kolleg_Innen kaum vorhanden war.

38

85. Übung:
 Hat ein Jahr 100 Wochen?
 Blühende Blumen im Winter?
 Hat ein Tag 24 Stunden?
 Fallen die Blätter im März?
 Ist Weihnachten im Sommer?
 Gehst du im Juli baden?
 Hat eine Stunde 90 Minuten?
 Hat eine Woche 8 Tage?
 Sind die langen Ferien im Herbst?

86. Übung: beginnt im ... endet im:
 Der S ... beginnt im J ... und endet im S ... Der
 Winter beginnt im ... und endet im ... D ...
 F ... h ... beginnt im ... und endet im ... D ...
 H ... beginnt im ... und endet im ...

87. Übung: Wie viele Tage hat ein Monat?
 Der Jänner hat ... Tage. Der F ... hat ... Tage. Der März hat ...
 T a ... Der ... hat ... D ... M ... Tage. Der ...
 J ... n ... hat ... Tage. Der J ... I ... hat ... Tage. Der ... hat ...
 T a g ... D ... S ... hat ... Tage. Der ...
 hat 31 Tage. D ... N ... hat ... Der D ...
 hat ... T ...

88. Übung: Wann bist du geboren?
 SO! Ich bin am ... geboren.

89. Übung: Jahreszeiten
 SO! Ich bin im März geboren. Das ist im Frühling.


90. Übung: Auf der 37. Seite siehst du eine Woche auf dem Kalender.
 Zeichne die Woche vom 23. Feber bis 1. März, das ist die Woche
 davor.
 Zeichne die Woche vom 9. März bis 15. März, das ist die Woche
 danach.
 Zeichne die Woche, die jetzt ist.

91. Übung: Feiertage, das sind rote Tage im Kalender. Suche sie!
 Ostern ist ... ; Neujahr ist ... ; der Tag der Arbeit ist ...


39

Mirko besucht Peter

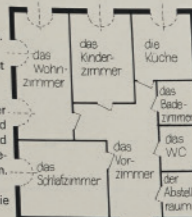
Mirko hat einen Freund. Er heißt Peter Müller.
 Mirko geht mit Peter nach Hause.
 Peter sagt: „Schau Mirko, ich wohne hier. Das
 ist unser Haus. Unsere Wohnung ist im ersten
 Stock. Da rechts sind unsere drei Fenster.“
 Mirko fragt: „Wie heißt die Straße?“
 Peter sagt: „Das Haus steht in der Baumstraße.
 Die Hausnummer ist 26.“



Mirko und Peter gehen in das Haus. Sie gehen
 über die Stiegen hinauf. Sie stehen vor der
 Wohnungstür von Peter. Die Türnummer
 ist 12. Hier ist Peter zu Hause.



Peter klopft an. Die Mutter öffnet die Tür.
 Die Kinder gehen in die Wohnung.
 Peter sagt: „Guten Tag, Mutter, das ist
 mein Freund Mirko.“
 Mirko sagt: „Guten Tag, Frau Müller!“
 Peter sagt: „Schau Mirko, hier ist unser
 Vorzimmer, du siehst 7 Türen. Links sind
 das Schlafzimmer, das Wohnzimmer und
 das Kinderzimmer. Rechts sind das Bade-
 zimmer, das Klosett und der Abstellraum.
 Die Küche ist vorne.“
 Mirko fragt: „Wie viele Zimmer hat die
 Wohnung?“
 Peter sagt: „Die Wohnung hat 3 Zimmer.“
 Die Mutter sagt: „Peter, zeig Mirko unsere
 Wohnung.“ Das ist der Plan
 von der Wohnung.

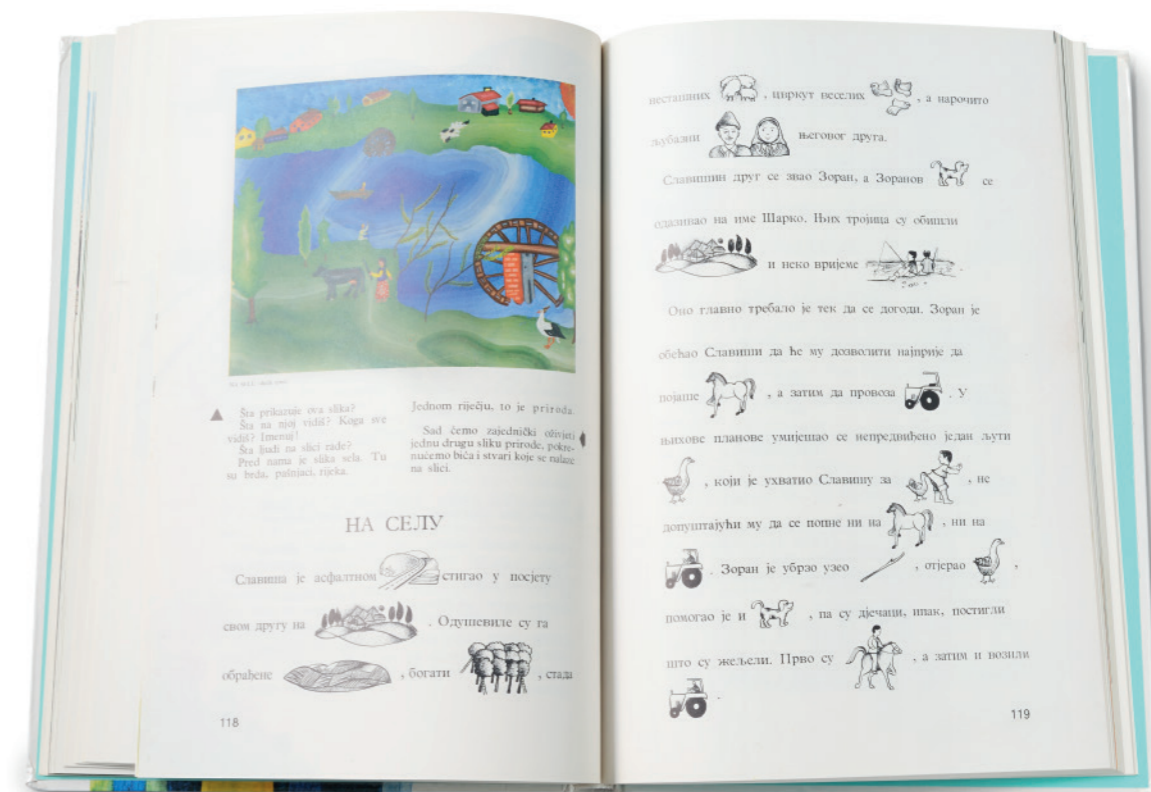


HEIMATLAND, ICH TRAGE DICH IM HERZEN

Das Buch „Meine Heimat, die Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien“ beginnt mit den Worten „Domovino, u srcu te nosim“ (Heimatland, ich trage dich im Herzen) und wurde von Elfie Fleck zur Verfügung gestellt, die von 1992 bis 2017 im Bundesministerium für Bildung für den Bereich Interkulturalität und Mehrsprachigkeit zuständig war. Das Schulbuch für den muttersprachlichen Zusatzunterricht wurde 1983 in Zagreb unter Mitarbeit sämtlicher Republiken (Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Kroatien, Autonome Provinz Kosovo, Mazedonien, Serbien und Vojvodina) mit der Ausnahme von Slowenien herausgegeben und ist in lateinischer und kyrillischer Schrift verfasst. Informationen zu historischen Städten, Gedichte, Geschichten über mythische Figuren wie Väterchen Frost sind darin ebenso versammelt wie zahlreiche Texte, die der Tito-Verehrung Ausdruck verleihen.

Der muttersprachliche Zusatzunterricht wurde in Österreich ab 1974 für ausländische Schüler_innen als Schulversuch angeboten, damals unter der Prämisse, die Kinder der „Gastarbeiter“ auf die Rückkehr in ihr Heimatland vorzubereiten. Die Rahmenbedingungen für den Unterricht wurden in einer „Gemischten jugoslawisch-österreichischen Expertenkommission für den Unterricht der Kinder von zeitweilig in Österreich beschäftigten Arbeitnehmern“ ausverhandelt, die Lehrer_innen wurden von Jugoslawien bzw. der Türkei entsandt.

Die Rückkehr in die Heimatländer hat sich im Laufe der Jahre als Trugschluss erwiesen: Die bilateralen Kooperationen wurden 1991 beendet und der nunmehr als muttersprachlicher Unterricht bezeichnete Gegenstand wurde in das österreichische Regelschulwesen übernommen und entsprechende Lehrpläne verordnet. Dessen neue Zielsetzung lautet, die Persönlichkeitsentwicklung ausgehend von der Zugehörigkeit zum Sprach- und Kulturkreis der Eltern zu unterstützen und Mehrsprachigkeit als wertvolles Potenzial zu erleben. Heute verwenden fast ein Viertel der österreichischen Schüler_innen in ihrem Alltag neben Deutsch eine andere Sprache. Über 400 Lehrer_innen für den muttersprachlichen Unterricht unterrichten österreichweit 27 verschiedene Sprachen.



WÖRTERBUCH STATT SPRACHKURS

7,5 cm breit, 10,7 cm hoch, 2,2 cm dick – in diesem kleinen Format stecken die französischen und deutschen Begriffe, mit welchen Sadok Bacha die deutsche Sprache erlernte. Er kaufte das Wörterbuch 1977 in Wien, um für seine Anstellung als Kellner in der Gastronomie gerüstet zu sein. Der gebürtige Tunesier besuchte nie einen Sprachkurs, sondern erwarb mithilfe des kleinen Wörterbuchs im Selbststudium deutsche Sprachkenntnisse. Bacha, der in Tunesien ein Diplom in Landschaftsarchitektur erworben hatte, konnte nach der Migration nie in diesem Berufsbereich arbeiten. In Österreich war er deshalb in der Gastronomie tätig– nur ein Beispiel für die Dequalifikation, die viele Arbeitsmigrant_innen immer noch erfahren. 1986 kam er nach Tirol und arbeitete hier zur Winter- und Sommersaison in unterschiedlichen Orten. 1999 holte er seine Familie nach und brachte seiner Frau und den zwei Kindern anfangs mit ebendiesem Wörterbuch Grundkenntnisse der deutschen Sprache bei.



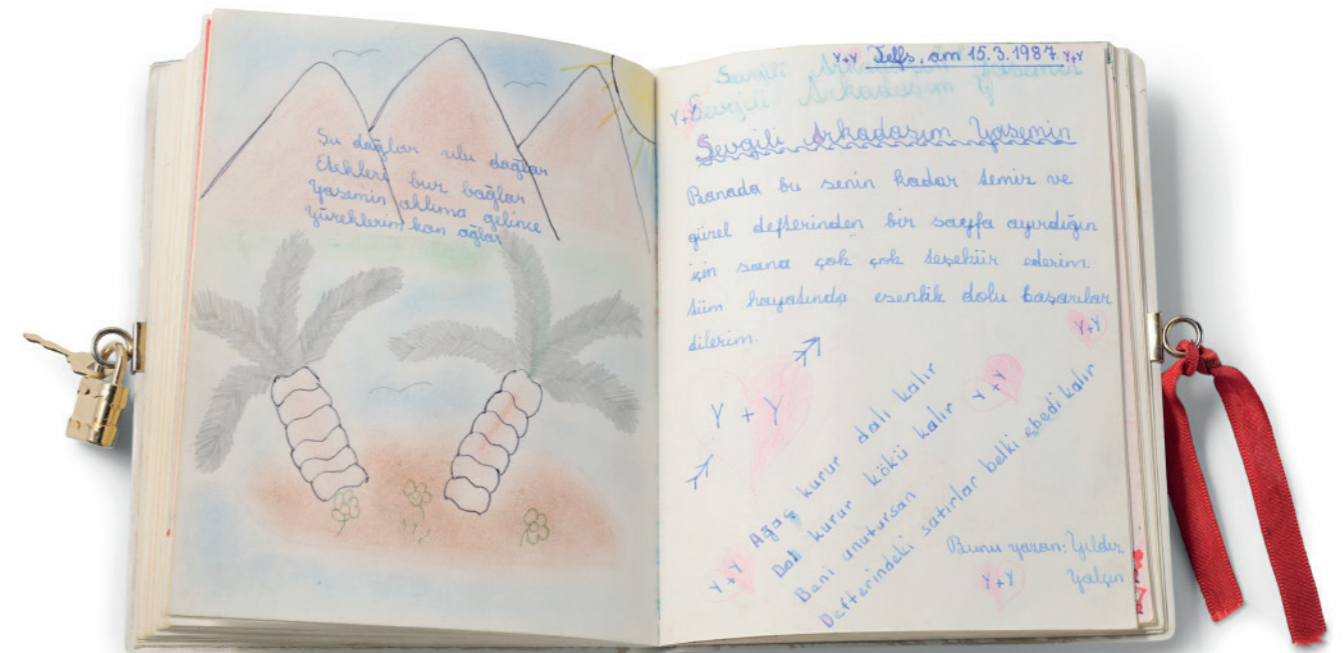
Deutsch-Französisches Wörterbuch, das Sadok Bacha 1977 in Wien für den Spracherwerb kaufte
DAM, Sig. AT-AM-T-41
Leihgabe von Sadok Bacha

LIEBE YASEMIN

Ein hellblauer Einband, ein goldfarbenes Schloss und eine rote Schleife als zusätzlicher Verschluss – dieses Poesiealbum enthält kostbare Erinnerungen an die Hauptschulzeit von Yasemin Duran, geb. Özer. Türkischsprachige Einträge wechseln sich mit deutschsprachigen ab, Klassenkolleg_innen und Lehrerinnen haben sich darin mit Zeichnungen und Versen eingeschrieben: Rosen, Prinzessinnen oder Donald Duck in Kombination mit Gedichten an die „liebe Yasemin“.

Auf diesen Seiten des Poesiealbums hat sich ein Freund von Yasemin verewigt. Zu den Zeichnungen von Palmen und Bergen kombiniert er zwei ebenfalls die Natur thematisierende Gedichte. Die Lyrik auf der linken Seite lautet sinngemäß übersetzt: „Diese Berge sind erhabene Berge, ihre Gipfel bilden Eis. Wenn Yasemin mir ins Gedächtnis kommt, dann weint mein Herz Blut.“

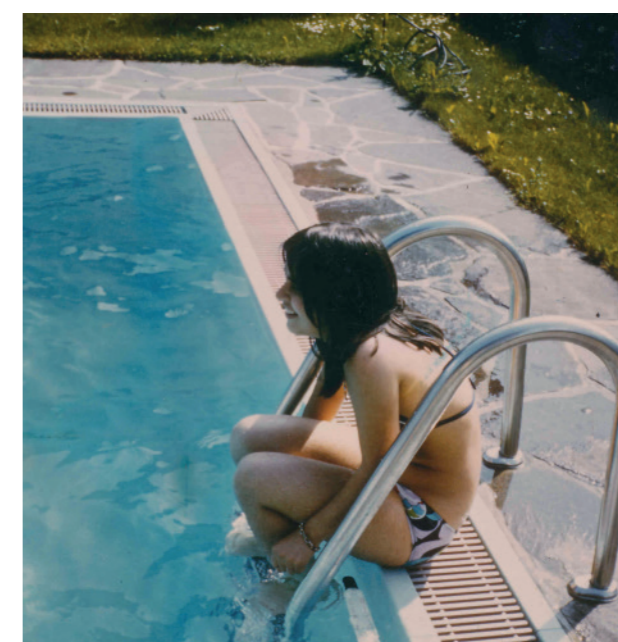
Das Abschlusszeugnis der Hauptschule in Telfs von 1987/88 zeigt, dass Yasemin Duran eine sehr gute Schülerin war. Für viele Kinder von Arbeitsmigrant_innen war die Schule ein Ort, wo sie als „die Anderen“ stets Ausschlüsse erfuhren, etwa aufgrund geringer Sprachkenntnisse oder wegen des Alters, denn viele wurden mangels anderer Maßnahmen in einer nicht altersgemäßen, niedrigeren Stufe eingeschult. Yasemin Duran allerdings hat gute Erinnerungen an die Schulzeit und an Mitschüler_innen, die sie unterstützten.



DISKRIMINIERUNGEN

Güldane Gönül, geb. Şahin, reiste 1979 im Alter von dreizehn Jahren mit ihren Geschwistern mit dem Zug von Istanbul nach Jenbach. Der Vater war schon länger in Österreich bei der Firma Lang beschäftigt; die Mutter war seit drei Jahren in Tirol, während die Kinder noch bei der Großmutter in der Türkei lebten. Von 1980 an besuchte Güldane die Hauptschule Jenbach. 1982 beantragte ihr Vater für die ganze Familie die österreichische Staatsbürgerschaft – Voraussetzung für den Antritt einer Lehre. Später absolvierte die junge Frau eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau, heiratete und gründete eine Familie in Vomp.

1980 war Güldane als junges Mädchen bei Bekannten zum Schwimmen im Privatpool eingeladen. Sie trug bei dieser Gelegenheit erstmals einen Bikini und erinnert sich noch heute daran, wie unangenehm ihr das war und wie sehr sie sich geschämt hatte. In ihrer Familie war es unvorstellbar, dass ein Mädchen so leicht bekleidet ist: In den Bach vor dem Haus durfte sie auch angezogen nicht hinein. Das zweite Foto zeigt Güldane mit ihrem Bruder während der Wienwoche mit ihrer Hauptschulklasse 1982. An die Schulzeit hat sie schmerzhaft Erinnerungen: Die Schulkolleginnen waren ihr gegenüber sehr ablehnend. Nach dem Schwimmunterricht ließ ihr keines der Mädchen einen Kamm, in der Wienwoche wollte niemand mit ihr das Zimmer teilen. Die Lehrer_innen hingegen, erinnert sich Güldane Gönül, waren hilfsbereit und meistens nett, wenngleich mit der Situation, „Gastarbeiterkinder“ in den Klassen zu haben, überfordert.



Güldane Şahin mit ihrem älteren Bruder Halil Ibrahim auf einem Schulausflug in Wien, 1982

Güldane Şahin am Pool bei Bekannten in Schwaz 1980

DAM, Sig. AT-AM-T-42

Leihgabe von Güldane Gönül

AUSSTATTUNG IM WOHNHEIM

Nevin Genç migrierte 1972 im Alter von 20 Jahren mit sechs anderen Frauen aus der Türkei nach Tirol und arbeitete bei der Textilfabrik Jenny & Schindler in Imst. Nachdem ihr ein Universitätsstudium in der Türkei von ihren Eltern verwehrt wurde, wollte sie in Österreich etwas Neues erleben. Das erste Foto zeigt sie – einige Tage nach ihrer Ankunft in Tirol – auf einem Auto sitzend. Auf der Rückseite befindet sich eine Nachricht an ihre Eltern, die frei übersetzt lautet: „Menschen sterben, aber ihre Erinnerungen bleiben. Diese leblose Abbildung von mir möge euch eine Erinnerung sein. Erinnert euch an mich, wenn ihr sie anschaut und seht wie dick ich bin.“ (Sinngemäß: „... wie gut es mir geht“).


In der ersten Zeit teilten sich die sieben Frauen drei Betten. Jede von ihnen erhielt vom Unternehmen Essensbesteck, in den Stiel des bis heute aufbewahrten Löffels ist ein Hakenkreuz samt Zahnrad und der Aufschrift „MDASchdA“ (Modell des Amtes Schönheit der Arbeit) graviert. Diese Marke war das Gütezeichen des Amtes Schönheit der Arbeit, einer Organisation der nationalsozialistischen Deutschen Arbeitsfront (DAF). Dieses Besteck wurde von Jenny & Schindler noch in den 1970er Jahren zur Verfügung gestellt, ebenso wie das kleine Kindermesser „Dekor Schneewittchen“ von Berndorf. Im Wohnheim der Firma Jenny & Schindler mussten sich etwa 60 Frauen, eine Küche und einige wenige Küchenutensilien teilen. Aufgrund der beengten Verhältnisse und weil es nur eine einzige Kochplatte gab, sei es zu vielen Streitereien gekommen. Nevin Genç war sechs Jahre lang in diesem Wohnheim untergebracht.



Besteck aus dem Wohnheim von Jenny & Schindler, Imst, 1970er
DAM, Sig. AT-AM-T-24
Leihgabe von Nevin Genç



İnsanlar ölür fakat
hatıraları kalır benim
bu camız hayalim size
hatıra olsun. Baktıkca beni
anm şaşıl şaşmıyım.

Nevin 

IN DER TELFER ROSENGASSE

Dilek Tosun Karaağaç wurde 1972 in der Türkei geboren, verbrachte ihre Kindheit in Telfs und lebt heute in Istanbul. Sie hat sehr viele schöne Erinnerungen an ihre Zeit in Österreich, die sie für uns niedergeschrieben hat. Ihre Eltern arbeiteten bei der Weberei Jenny & Schindler, die Wohnverhältnisse der fünfköpfigen Familie waren zunächst sehr beengt: Drei Familien bewohnten jeweils ein Zimmer – Bad und Küche wurden geteilt. Die Hausherrin Gretl war für die Kinder „wie eine zweite Mutti“; sie kümmerte sich, wenn die Eltern beide arbeiteten. Deutsch lernten die Kinder im Kontakt mit den Nachbarn_innen und im Kindergarten. Die begabte Dilek absolvierte die Hauptschule im ersten Klassenzug. Nach fünf Jahren zog ihre Familie ins Nachbarhaus. Drei Zimmer mit Küche und ein WC im Garten – das sollte für die nächsten zehn Jahre ihr Reich sein. Danach übersiedelten sie in das „Türkenheim“ von Jenny & Schindler, wieder in eine Drei-Zimmer-Wohnung, die allerdings schöner und geräumiger war. 1986 brachte ihr Vater die Familie wieder zurück in die Türkei, ein schwerer Schritt für die damals Vierzehnjährige. Nur er selbst und ihre Schwester Melek gingen wieder nach Tirol. Später gründete sie eine Familie in der Türkei, ging jedoch 1995 nochmals zur Arbeit nach Österreich. Da sie ihren Mann und ihre Kinder nicht nachholen konnte, kehrte sie allerdings nach zwei Jahren wieder zurück: „Für mich war mein Heimatort immer Telfs, aber ich hatte keine Erlaubnis, mit meiner Familie dort zu leben. Das ist ein sehr schlechtes Gefühl. Man weiß nicht, in welches Land man gehört und es fehlt immer etwas, aber man weiß nicht was. Das kann niemand verstehen, der es nicht lebt. Einer meiner größten Wünsche ist es, eines Tages nur für zwei Wochen mit meiner Familie in Telfs Ferien machen zu können und ihnen alles zu zeigen wo und wie ich meine Kindheit gelebt habe.“

Das Foto zeigt Dilek Tosun Karaağaçs Bruder Telat vor ihrem zweiten Wohnhaus in Telfs. Der Nachbar schaufelte den Schneehügel für die Kinder und sorgte so für Wintervergnügen auf Ski und Schlitten.



GASTGESCHENK

Werner Seib arbeitete von 1956 bis 1983 bei Jenny & Schindler in Telfs. Während seiner dortigen Tätigkeit als Webmeister begann die Textilfabrik wegen des Arbeitskräftemangels, „Gastarbeiter“ anzuwerben. Seib wurde nach Istanbul geschickt, um bei der Anwerbestelle die potenziellen Arbeiter_innen gleich auszuwählen. Obwohl die Firma dezidiert Personen suchte, die bereits Erfahrung in der Textilverarbeitung vorweisen konnten, seien viele Branchenfremde Schlange gestanden. Als beruflichen Eignungstest forderte er deshalb von jeder/m, den Weberknoten vorzuzeigen – und viele Bewerber_innen hätten über dieses Basiswissen gar nicht verfügt.

Die ersten türkischen Arbeiter_innen wurden im ehemaligen „Mädchenheim“ der Textilfabrik untergebracht, das früher als Unterkunft für junge Arbeiterinnen gedient hatte. Aus vielen „Gastarbeitern“ wurden langjährige Mitarbeiter_innen, deren Familien in den 1970er Jahren vermehrt nachzogen. Im Sommer fuhren viele einige Wochen auf Urlaub in ihr Herkunftsland, das Auto für die tagelange Hin- und Rückreise vollbepackt. Von einem solchen Sommerurlaub brachte ein Arbeiter diesen Samowar aus der Türkei als Geschenk für Werner Seib mit. Zur Zubereitung von Tee verwendete der Beschenkte ihn allerdings nie – er blieb ein Erinnerungsstück.



Samowar, Geschenk an Webmeister Werner Seib bei Textilfabrik Jenny & Schindler von Arbeitern aus der Türkei, 1970er Jahre
DAM, Sig. AT-AM-T-17
Leihgabe von Noafthaus Telfs

„WOHL EINE DER GRÖSSTEN HOCHZEITEN, DIE TELFS JE GESEHEN HAT“

Die Hochzeit von Abdulkadir Özdemir und Seviv Evren sorgte 1984 für Schlagzeilen in der „Tiroler Tageszeitung“: Mit 1200 Gästen feierte das junge Brautpaar in Telfs – und musste dazu wegen Umbauarbeiten im Rathaussaal auf das Restaurant im Einkaufszentrum Inntalcenter ausweichen. „Sonst hätte diese Hochzeitsfeier im Rathaussaal stattgefunden. So wie es jetzt üblich ist. Oder im Sportzentrum“, berichtet Abdulkadir Özdemir heute von dem „riesigen Fest“. Kaffeehäuser und Vereinsheime seien an diesem Tag zugesperrt worden, viele Arbeitskolleginnen und Freunde seien gekommen. Wie sein Vater arbeitete der damals 18-Jährige bei dem metallverarbeitenden Unternehmen Thöni in Telfs. Heute ist er dort Betriebsrat, einer der wenigen mit Migrationserfahrung österreichweit, wie er betont.

Auf dem Zeitungsfoto der Hochzeit sieht man seinen Vater Ali Bekir Özdemir stehend hinter dem sitzenden Brautpaar. Er kam angeworben vom Textilunternehmen Jenny & Schindler 1972 nach Telfs. Zunächst lebte er in einem Wohnheim der Firma in einem Mehrbettzimmer. Die Fotografie, die ihn auf dem Stockbett liegend zeigt, schickte er mit einer Notiz auf der Rückseite in die Türkei. Frei übersetzt steht darauf: „Ihr könnt mich vergegenwärtigen, wenn ihr meinen leblosen Geist (sinngemäß: das Foto) anschaut, darum schicke ich euch dieses Foto als Geschenk. Werft meinen Geist nachher nicht zu Boden, wenn ihr ihn euch angesehen habt. Dies ist mein Bett, der obere Stock.“ Den Platz an der Wand hat er gestaltet, ein Poster zeigt ein Schiff mit türkischer Flagge, groß hinter ihm ist die Landkarte der Türkei erkennbar. Die Karte wird zum Erinnerungsstück und zur Verbindung ins Herkunftsland.

Hochzeit mit 1.200 Gästen



(WW) Wohl eine der größten Hochzeiten, die Telfs je gesehen hat, fand kürzlich im Inntalcenter statt: Nicht weniger als 1.200 Personen stellten sich beim frischvermählten Paar, den beiden Türken Kadir Özdemir und Seviv Evren, als Gratulanten ein und wurden von Vater Ali Bekir Özdemir willkommen geheißen. Die standesamtliche Trauung fand im Türkischen Konsulat in Salzburg statt.



Su cansız hayalime bakıp belki beni
Anarsınız diye size bu resmimi hatıra
olarak gönderip hediyeye ediyorum.
Hayalime bakıp dayere atma
Ali Bekir Özdemir
15-9-1972
Telfs
AUSTRIA
Burası benim yatağım der üst kat karyoludur

ARBEITERSPORTSPIELE

Die Arbeitersportspiele wurden vom Koordinationsausschuss jugoslawischer Vereine in Österreich organisiert. Er koordinierte die Tätigkeiten der jugoslawischen Vereine, die es damals in fast allen Bundesländern gab. Es wurden Wettbewerbe in bis zu 18 verschiedenen Sportdisziplinen ausgetragen, außerdem gab es Folklore- und Theatervorführungen. Die Arbeitersportspiele haben von 1980 bis zum Jugoslawienkrieg jährlich in verschiedenen Bundesländern stattgefunden. 1993 wurden sie anlässlich des Krieges unter dem Titel „Friedenssportspiele“ ausgetragen. In Innsbruck wurden sie 1981 und 1988 veranstaltet. Bei den Spielen und im Organisationsteam waren immer auch Vertreter_innen des jugoslawischen Sportministeriums dabei. Das erste Foto zeigt eine Fußballmannschaft bei den zweiten Arbeitersportspielen 1981 in Innsbruck. Das zweite Foto wurde bei der Parade der Mannschaften zu Beginn der sechsten Arbeitersportspiele in Bregenz aufgenommen. Darauf zu sehen ist Branislav (Branko) Milutinović (2. Reihe, rechts), der diese Bilder dem Dokumentationsarchiv Migration Tirol geschenkt hat. Milutinović ist mit seiner Familie 1967 erstmals von Jugoslawien nach Österreich gekommen. Er arbeitete in Innsbruck u. a. als Verkehrs- und Autotechniker und war zeitweise Obmann des Klubs Bratstvo. Heute ist er in Pension und lebt in Innsbruck sowie Petrovac na Mlavi.



Fußballmannschaft bei den zweiten Arbeitersportspielen, Innsbruck 1981
Parade bei den sechsten Arbeitersportspielen, Bregenz 1985
DAM, Sig. AT-AM-T-11
Schenkungen von Branislav Milutinović

IM VEREIN

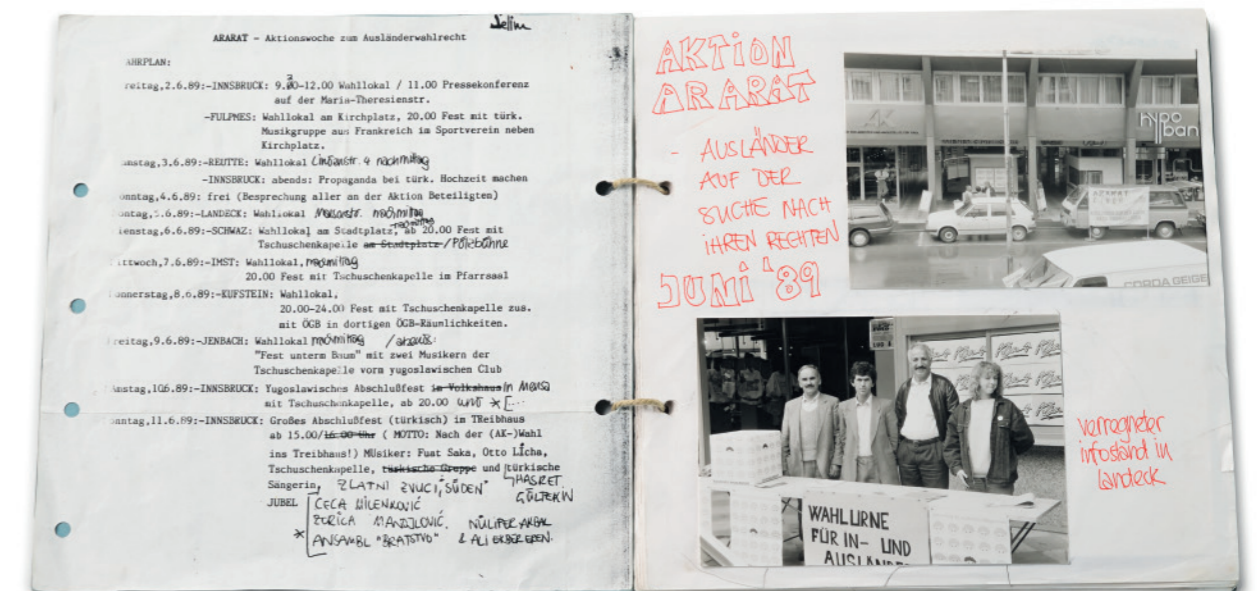
Der Jugoslawische Kultur- und Sportverein Bratstvo wurde 1971 in Tirol gegründet. Er hatte seinen Sitz anfangs in Innsbruck am Hutterweg 1a. Der Verein diente als erste Anlaufstelle für jugoslawische Staatsangehörige und organisierte regelmäßig Sport- und Kulturveranstaltungen. Dazu gehörten auch Treffen mit anderen Vereinen in Österreich und Jugoslawien. Einzelne Betriebsräte, der Österreichische Gewerkschaftsbund (ÖGB) und der Verein zur Betreuung und Beratung von Ausländern in Tirol unterstützten den Klub. Neben Bratstvo wurden seit den 1970er Jahren noch weitere jugoslawische Vereine in Tirol gegründet. Die Vereine schlossen sich 1986 zum Dachverband der Jugoslawischen Vereine in Tirol zusammen. Der Jugoslawienkrieg führte auch innerhalb des Vereins zu Zerwürfnissen. Bratstvo Innsbruck existiert aber bis heute und organisiert regelmäßig Kultur- und Sportveranstaltungen. Das in Holz gerahmte Stickbild mit dem Wappen des Klubs, entstand anlässlich des 15-jährigen Vereinsjubiläums und befindet sich noch im Vereinshaus. Die Objekte sind Leihgaben von Marić Gostimir, dem derzeitigen Obmann von Bratstvo Innsbruck.



Gesticktes Bild des Klubs Bratstvo, Innsbruck 1986
DAM, Sig. AT-AM-T-28
Leihgabe von Marić Gostimir/Bratstvo

FÜR WAHLRECHT: AKTION „ARARAT“

Bei „Ararat“ handelte es sich um eine tirolweite politische Aktion, die auf die Notwendigkeit der Reform bestehender Ausländergesetze aufmerksam machte. Insbesondere ging es um eine sozialrechtliche Gleichstellung und die Einführung des aktiven Wahlrechts bei Gemeinderats- und Landtagswahlen sowie des passiven Wahlrechts bei Arbeiterkammerwahlen. „Ararat“ fand vom 1. bis zum 10. Juni 1989 statt und umfasste unter anderem symbolische Wahlen, eine Unterschriftenaktion, eine Podiumsdiskussion und eine Pressekonferenz. Für die musikalische Untermalung sorgte die Wiener Tschuschenkapelle. Organisiert wurde „Ararat“ vom Verein zur Betreuung und Beratung von Ausländern in Tirol, dem Trägerverein der Ausländerberatungsstelle Tirol (heute: Zentrum für MigrantInnen in Tirol, ZeMiT). Anlässlich der Innsbrucker Gemeinderatswahlen im September 1989 erfolgte schließlich noch ein Trauerzug, der mit einer Kranzniederlegung am Rathaus endete. Die fotografische Dokumentation dieses zivilgesellschaftlichen Engagements stammt von Claudia Labek.



ZENTRUM FÜR MIGRANTINNEN IN TIROL

Das Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT) ist eine, hauptsächlich vom Arbeitsmarktservice (AMS) finanzierte, nicht-staatliche arbeitsmarktpolitische Einrichtung für Zugewanderte aus aller Welt. Seit seiner Gründung 1985 als „Ausländerberatungsstelle Tirol“ betreut und berät es tirolweit vor allem Arbeitssuchende aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Das Beratungsspektrum wurde im Jahr 2013 um die vom Sozialministerium geförderte Anlaufstelle für Personen mit im Ausland erworbenen Qualifikationen (AST) erweitert. Mit einem Projektzentrum leistet das ZeMiT seit 2002 praxisorientierte Forschung zu Themen wie Migration, Diversität sowie Bildungs- und Schulberatung. Seit 2014 liegt mit dem Projekt „Erinnerungskulturen“ ein Fokus auf der Erforschung der Migrationsgeschichte Tirols. 2009 begann das ZeMiT, das das Informations- und Monitoringzentrum für Migration und Integration in Tirol (IMZ) und die Fachbibliothek BIM – Bibliothek für Integration und Migration zu koordinieren. Bei der Bibliothek handelt es sich um ein gemeinsames Projekt von Initiative Minderheiten, JUFF Fachbereich Integration des Landes Tirol und ZeMiT. Die Finanzierung erfolgt über das Land Tirol. Seit 2016 wird am ZeMiT außerdem das Dokumentationsarchiv Migration Tirol (DAM) aufgebaut. Es hat zum Ziel, migrationsgeschichtliche Quellen zu sammeln und sie der Forschung sowie der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die Mitarbeiter_innen des ZeMiT sind auch gesellschaftspolitisch aktiv. Sie arbeiten dabei regelmäßig mit verschiedenen migrantischen Vereinen zusammen und problematisieren, etwa mittels Demonstrationen, Kunstprojekten, Workshops, Vorträgen und Flugblättern, die rechtlichen, wie sozialen Benachteiligungen von Migrant_innen. Die untenstehende Quelle verweist auf eine dieser Initiativen. Es handelt sich um das Titelblatt eines 1986 herausgegebenen Hefts, in dem sich der Verein vorstellt und zugleich auf die prekäre Situation von „Gastarbeitern“ in Österreich aufmerksam macht.

VEREIN ZUR BETREUUNG UND BERATUNG VON AUSLÄNDERN IN TIROL

Leopoldstraße 16 / 1. Stock, 6020 Innsbruck
Telefon 05222/392660

ZUR SITUATION DER GASTARBEITER IN ÖSTERREICH

Gastarbeiter sind nicht freiwillig in Österreich. Sie kommen nicht, um zur Abwechslung Erfahrungen in der ausländischen Arbeitswelt zu machen.

Einerseits sind sie hier, weil in ihrer Heimat eine miserable wirtschaftliche Situation ihnen jede menschengerechte Existenz unmöglich machte oder/und die politische Lage (z.B. Militärdiktatur in der Türkei) untragbar wurde.

Andererseits war in Österreich in den 60er und beginnenden 70er Jahren, zur Zeit also der Hochkonjunktur, der Bedarf der Unternehmer an billigen, "flexiblen" Arbeitskräften für die schlechtesten Jobs, die natürlich kein Österreicher zu den angebotenen miserablen Lohn- und Arbeitsbedingungen machen wollte, so groß, daß man über Anwerbestellen der Österreichischen Bundes-

wirtschaftskammer (übrigens gibt es nach wie vor eine in Istanbul), forciert "Arbeitskräfte" nach Österreich importierte.

Von den "vorübergehend" angeheuertem Arbeitern erwartete man, daß sie jederzeit auf Pfiff wieder verschwanden, falls dies für die österreichische Situation nötig war (ist).

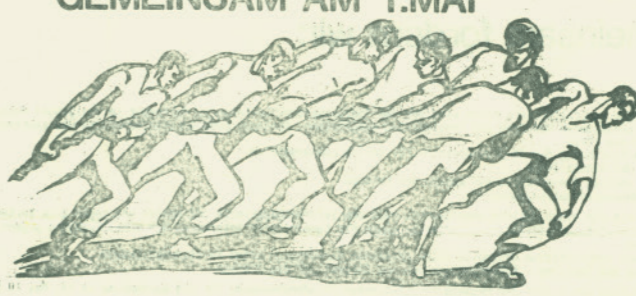


TAG DER ARBEIT

Die Demonstrationen zum ersten Mai – dem internationalen Tag der Arbeit – haben in Österreich eine lange Tradition. Getragen von der SPÖ und u. a. unterstützt vom linken Flügel des Österreichischen Gewerkschaftsbundes (ÖGB) fanden an diesem Tag auch in Tirol Veranstaltungen statt. Der erste Mai förderte dabei die Zusammenarbeit verschiedener gesellschaftspolitisch engagierter Personen und Gruppen: In den 1980er Jahren organisierten insbesondere Personen aus der Türkei, politisiert durch die Ereignisse im Zusammenhang der türkischen Militärdiktatur, Demonstrationen und kooperierten dazu mit österreichischen Staatsbürger_innen. Neben ideologischen Motiven hatte dies auch praktische Gründe – bis heute ist nämlich die österreichische Staatsbürger_innenschaft Voraussetzung für das Anmelden einer Demonstration. So übernahmen etwa Gerhard Hetfleisch und Wilfried Hanser die Anmeldung der Veranstaltungen und den vorgeschriebenen Ordnungsdienst. Von diesen Maidemonstrationen ausgehende Impulse führten zur Entwicklung einer migrationspolitischen NGO-Szene in Innsbruck. Das abgebildete Flugblatt gibt Einblick in die Demonstration zum 1. Mai 1985. Nach einer Auftaktkundgebung am Wiltener Platz marschierten die Teilnehmer_innen durch die Innenstadt bis zur Innstraße, wo eine Abschlusskundgebung stattfand. Neben migrantischen Organisationen, wie Devrimci İşçi, beteiligten sich auch feministische Vereine und entwicklungspolitisch engagierte Gruppen. Mit dem Flugblatt machten sie u. a. auf globale sozioökonomische Ungleichheiten, die Bedrohung militärischen Wettrüstens, untragbare Missstände in der Türkei, die Notwendigkeit eines aktiven Umweltschutzes sowie auf die Benachteiligungen von Frauen und „Gastarbeitern“ aufmerksam.

Flugblatt zur Demonstration am 1. Mai 1985, Innsbruck
DAM, Sig. AT-AM-T-2-22
Schenkung von Gerhard Hetfleisch

GEMEINSAM AM 1.MAI



DEMONSTRATION

11.15 Treffpunkt (Auftaktkundgebung) Wiltener Platzl
Leopoldstrasse - Triumphpforte - Marktgraben - Innbrücke - Innstraße
12.15 Innstraße / St.Nikolausgasse bei Brunnen - Abschlusskundgebung

Zur Teilnahme rufen auf: Devrimci Isci, Yekitiya Sosyalist Komitee in Österreich,
Frauzentrum, BDF, Frauen für Frieden, ÖH-Frauengruppe, AEP, Mieter=
schutzverband, KPÖ, KSV, KJÖ, Kinderland-Junge Garde, Sozialistische
Alternative, Brasiliengruppe Innsbruck, Focus, Österreich-Kubanische Ge=
sellschaft, El Salvador Komitee, Nicaragua Komitee, Tiroler Friedens=
plattform; Festivalvorbereitungskomitee Tirol

40 Jahre nach der Befreiung vom Faschismus
Der 1. Mai ist der Kampftag der Arbeiterklasse und der
unterdrückten Völker der Welt

Seit 1890 ist der 1. Mai der Kampftag der Arbeiterklasse auf der ganzen Welt. Der 1. Mai 1985 findet vor dem Hintergrund einer sich zuspitzenden politischen und wirtschaftlichen Krise in den Ländern der 3. Welt statt. Aber auch in den westlichen Industrienationen haben Wirtschaftskrise und Hochrüstungspolitik eine nun schon jahrelang anhaltende Massenarbeitslosigkeit ausgelöst. Nach einer jüngst veröffentlichten US-Studie hungern in den USA 20 Millionen Menschen. Die Krise wird vielfach dazu benützt um in jahrzehntelangen Kämpfen erreichte Rechte der Arbeiterklasse, der Frauen- und der Gewerkschaftsbewegung zu beschneiden bzw. zu beseitigen (z.B. Großbritannien). Auch in Österreich ist diese Entwicklung spürbar, gibt es zahllose Versuche des Kapitals die Krise und damit verbundene Arbeitsplatzangst zu nutzen (Nichteinhaltung kollektivvertraglicher Bestimmungen, Zwang zu variabler Arbeitszeit, etc.) Der 1. Mai 1985 findet aber auch vor dem Hintergrund statt, daß genau in diesen Tagen vor 40 Jahren der Faschismus besiegt wurde und Österreich wiedererstanden ist. Es ist eine politische und moralische Pflicht jener Männer und Frauen zu gedenken, die im Kampf gegen und durch den Faschismus ermordet wurden. Unsere Solidarität gilt auch jenen Männern und Frauen, die heute unter den Bedingungen faschistischer Diktaturen für die Rechte der arbeitenden Menschen unter Einsatz ihres Lebens kämpfen. Es unterschreicht die internationale Bedeutung des 1. Mai, wenn das Verbot von Kundgebungen an diesem Tag zu den ersten Handlungen aller faschistischen Regime zählt. Dies gilt z.B. für die Türkei, wo auch nach der Wahlfarce nicht nur die Hinrichtungen weitergehen, sondern auch Kundgebungen zum 1. Mai weiterhin verboten sind.

POLITISCHES ENGAGEMENT

Hasan Yilmaz migrierte 1974 von der Türkei nach Österreich. Zunächst arbeitete er in Vorarlberg in der Baubranche. Um seine Frau und zwei Kinder, die in der Türkei verblieben sind, nach Österreich holen zu können, kam er 1979 nach Tirol, denn die Familienzusammenführung war damals in Vorarlberg erschwert. Yilmaz war Gründungsmitglied der Föderation der ArbeiterInnen und Jugendlichen aus der Türkei in Österreich (ATIGF) in Innsbruck. Der Verein setzt sich auch heute noch für die soziale und rechtliche Gleichstellung von Migrant_innen ein. 1987 organisierte ATIGF den „langen Marsch“ von Vorarlberg nach Wien, um gegen Ausländerfeindlichkeit und Sozialabbau zu demonstrieren. Hasan Yilmaz engagierte sich im Verein bis 1994, als er sich als Kandidat für die Grünen in der Arbeiterkammer aufstellen ließ und gewählt wurde. Der abgebildete Folder dokumentiert seine Kandidatur gemeinsam mit Katharina Willi. Das Wahlprogramm umfasste unter anderem die Forderung einer Reform der Migrationsgesetze. Neben rechtlicher und sozialer Gleichstellung wurde ein verbesserter Zugang zum Arbeitsmarkt angestrebt. 2004 kandidierte Yilmaz für den Tiroler Landtag und wurde Ersatzmitglied. Am 11. Mai 2005 nahm er stellvertretend für Georg Willi an einer Sitzung des Landtags teil. Dies bedeutete in Tirol ein Novum und führte auch zu negativen Kommentaren. In Reaktion auf sein politisches Engagement erhielt Yilmaz sogar einige ausländerfeindliche Briefe. Heute ist Hasan Yilmaz in Pension und lebt in Innsbruck.

Folder der Grünen in der Arbeiterkammer zu den AK-Wahlen, Tirol 1994
DAM, Sig. AT-AM-T-27
Leihgabe von Hasan Yilmaz

Kandidat/Inn/ua-Mieter Angestellte:

1. Katharina Willi, Rezeptionistin, Innsbruck
2. Hubert Katzlinger, Sozialarbeiter, Innsbruck
3. Birgit Gellner, Sekretärin, Schwaz
4. Dr. Armin Gredler, Jurist, Schwaz
5. Elisabeth Hefeleich, Dipl.-Krankenschwester, Kufstein
6. Roland Liebhart, Sachbearbeiter, Zirl
7. Monika Kössler, Klubsekretärin, Innsbruck
8. Ing. Herbert Pilller, Projektmanagement, Jenbach
9. Andrea Schneider, Buchhalterin, Lienz
10. Heinz Girstmaier, Buchhalter, Lienz
11. Markus Einkemmer, Nachrichtentechniker, Völs
12. Siegfried Eder, Versicherungsvertreter, Prutz
13. Martin Oberthanner, Sozialarbeiter, Innsbruck
14. Mag. Gerhard Fritz, Dolmetscher, Innsbruck
15. Dietmar Trägner, Besch. im Blutspendedienst, Ibk.

Kandidat/Inn/ua-Mieter Arbeiter:

1. Hasan Yilmaz, Monteur, Innsbruck
2. Ingrid Frahwieser, Referentin, Reith b. Seefeld
3. Mahmut Aliq, Versicherungsgestellter, Innsbruck
4. Ali Besirhan, Metallarbeiter, Folgomes
5. Hardy Ess, Sozialarbeiter, Innsbruck
6. Hasan Özkan, Baggerfahrer, Kufstein
7. Sükrü Özas, Maurer, Zirl
8. Hasan Zengin, Isolierer, Innsbruck
9. Haydar Aksoy, Büroangestellter, Wörgl
10. Hidir Zengin, Tischler, Innsbruck
11. Wilfried Hanser, Sozialarbeiter, Innsbruck
12. Sahismail Caleskan, Monteur, Innsbruck
13. Georg Jordan, Schankkellner, Innsbruck
14. Harald Lorenzoni, Kolporteur, Tristach
15. Andreas Stauder, Postbote, Schwaz
16. Dr. Bernhard Koch, Verkehrsplaner, Innsbruck

Zuwanderer/Innen: Ein Dach, Brot, Bienen und Champagner für alle!

Obwohl viele EinwanderInnen seit langen Jahren bei uns leben, arbeiten und wohnen, haben sie nahezu keinerlei bürgerliche Rechte.

Keine Wahlzuckerln für EinwanderInnen sondern:

- Aktives und passives Wahlrecht bei AK und Bezirksratswahlen
- Kommunales Wahlrecht nach drei Jahren
- Doppelstaatsbürgerschaft bereits nach 5 Jahren - ohne bürokratische und fremdenpolizeiliche Schikanen
- Als Sofortmaßnahme: Einrichtung eines EinwanderInnenreferates in der AK

Zahlen ja - mitbestimmen nein!

Gewern, Wohnbauförderungs-, Sozialversicherungsbeiträge müssen alle zahlen.

Deshalb: Soziale Gleichstellung

- Beim Zugang zu kommunalen und öffentlichen Miet- und Eigentumswohnungen bzw. zur Mietzinsbeihilfe
- Keine Abschabung, wenn EinwandererInnen in Not geraten und Sozial- bzw. Nostandhilfe beantragen
- Beim Recht auf Kindergeld, Erziehungsschul- schulf, Geburtenbeihilfe, Unterhaltsvorschuß usw.

Gleiche Zugänge zur Ausbildung und Arbeit!

- Recht auf Berufsausbildung für alle - weg mit den diskriminierenden Bestimmungen für ausländische Jugendliche
- Befreiungsschein bereits nach drei Jahren
- Keine Diskriminierungen bei der Einstellung in öffentlichen Institutionen

Tagtäglich werden EinwanderInnen in ihrer Würde verletzt und herabgesetzt, sie werden diskriminiert und abgeschoben - doch die AK und der ÖGB schweigen und schauen weg!

Es wird Zeit zu handeln! Schluß mit der Wilkür! Menschenwürdige Migrationsgesetz!

Jugend: Freie Räume, Arbeit und Ausbildung.

Öffentliche Räume:
Jugendliche werden in den Städten sukzessive aus dem öffentlichen Raum vertrieben.

Deshalb:
Freier Zugang und freie Nutzung aller öffentlichen Räume und Plätze. Genügend Budget für unabhängige, selbstverwaltete Jugend-Initiativen im ganzen Land.

Zivildienst kontra Bundesheer?
Anstatt Jugendliche untereinander auszuspüren, fordern wir ein klares Zukunftsmodell, das öffentlich diskutiert wird.

Beispielsweise:

- Gleichstellung von Zivildienern und Wehrpflichtigen
- ausreichende finanzielle Abdeckung für Kost und Logis, freie Wahl der Unterkunft
- Bürger- und Arbeitsrecht für Soldaten
- Aufrechterhaltung der österreichischen Neutralität - kein Mitmarschieren bei Kriegen der EU!

Berufsausbildung für alle!
Die Schere zwischen gut ausgebildeten Jugendlichen und Schul- bzw. Lehrabbrechern vergrößert sich rapide.

Deshalb:

- Neue, moderne Modelle der Wissensvermittlung und des sozialen Lernens auch für Lehrlinge
- Ausweitung der Ausbildungs- und Integrationsprogramme für jugendliche WiedereinsteigerInnen
- intensive schulische Betreuung von ausländischen Jugendlichen und Kindern
- Gerechter Lohn für Lehrlinge

Nur Jammern, daß sich Jugendliche für nichts mehr interessieren, ist eine schwache Meldung, AK! Handeln!

DIE GRÜNE ALTERNATIVE
Mitteilungsblatt der Grünen Alternative
und der Grünen Bildungsgruppen Nr. 107 Sept. 1994
Innsbruck: Medienökologischer und Bürgerlicher Die Grünen Alternative Tirol,
Adalgsasse 11, 6020 Innsbruck - Verantwortlich nach dem Mediengesetz:
Armin Gredler - Redaktion: Die Walzgruppe

Layout & Druck: BÄNDL DRUCK & VERLAG
6300 Aspenberg - Mitte 204 - Telefon 05332 / 64 01 - Fax 0536



PH 1994 24 340000
340000 24 1994

Phb Verlagspostamt 6020 Innsbruck

**GRÜNE IN DER AK
ALTERNATIVE
GEWERKSCHAFTERINNEN**

**GRÜNE IN DER AK
ALTERNATIVE
GEWERKSCHAFTERINNEN**

**KATHARINA
UND HASAN**
WÄHLEN UNS NICHT NUR -
SIE KANDIDIEREN DIESMAL SELBST

**GRÜNE IN DIE AK -
ALTERNATIVE
GEWERKSCHAFTER / INNEN**

AK-WAHLEN
SONNTAG 2. 10. + MONTAG 3.10.94

KONZERTAUFTTRITT

Arif Yildirim kam 1973 auf Anregung seines Bruders von der Türkei nach Österreich. Er fand die Idee aufregend und begleitete ihn; durch die Unterstützung eines Kollegen erhielt er eine Arbeit in Hall.

Bereits in der Türkei war Yildirim als Sänger aktiv und erreichte 1971 bei einem Wettbewerb in Istanbul den zweiten Platz. Seiner Leidenschaft ging er auch in Österreich nach. Mit seiner Schlagermusikgruppe Yankilar war er später in ganz Tirol unterwegs – die Band spielte etwa im Lokal Kasenbacher und im Kurhaus in Hall, im Mayrhofner Europahaus, im Innsbrucker Treibhaus, bei einer von der Arbeiterkammer organisierten Veranstaltung in Kufstein oder – zusammen mit dem Musiker Hayri Şahin – im Stadtsaal in Innsbruck. Mit ihrer Musik wollte die Gruppe nicht nur ArbeitsmigrantInnen sondern auch deutschsprachige BesucherInnen erreichen, um eine „Brücke zwischen den Kulturen“ zu bauen. Deshalb wurden auch deutschsprachige Konzertankündigungen verfasst. Yankilar engagierte für manche Auftritte Bauchtänzerinnen aus Bayern bzw. Tirol. Unter dem Pseudonymen Betina Azize und Barbara Zenube traten sie mit der Band beispielsweise am 12. Jänner 1990 im Kurhaus Hall auf.

★ **TÜRKISCHE VOLKSTANZGRUPPE** ★
★ YANKILAR ★
MIT BAUCHTANZ

Sänger ◦ Arif
Balalayka ◦ Necati
Keyboard ◦ Vehbi
Schlagzeug ◦ Askin
Bongo ◦ Kemal
Zimberl ◦ Muammer

BETINA AZIZE

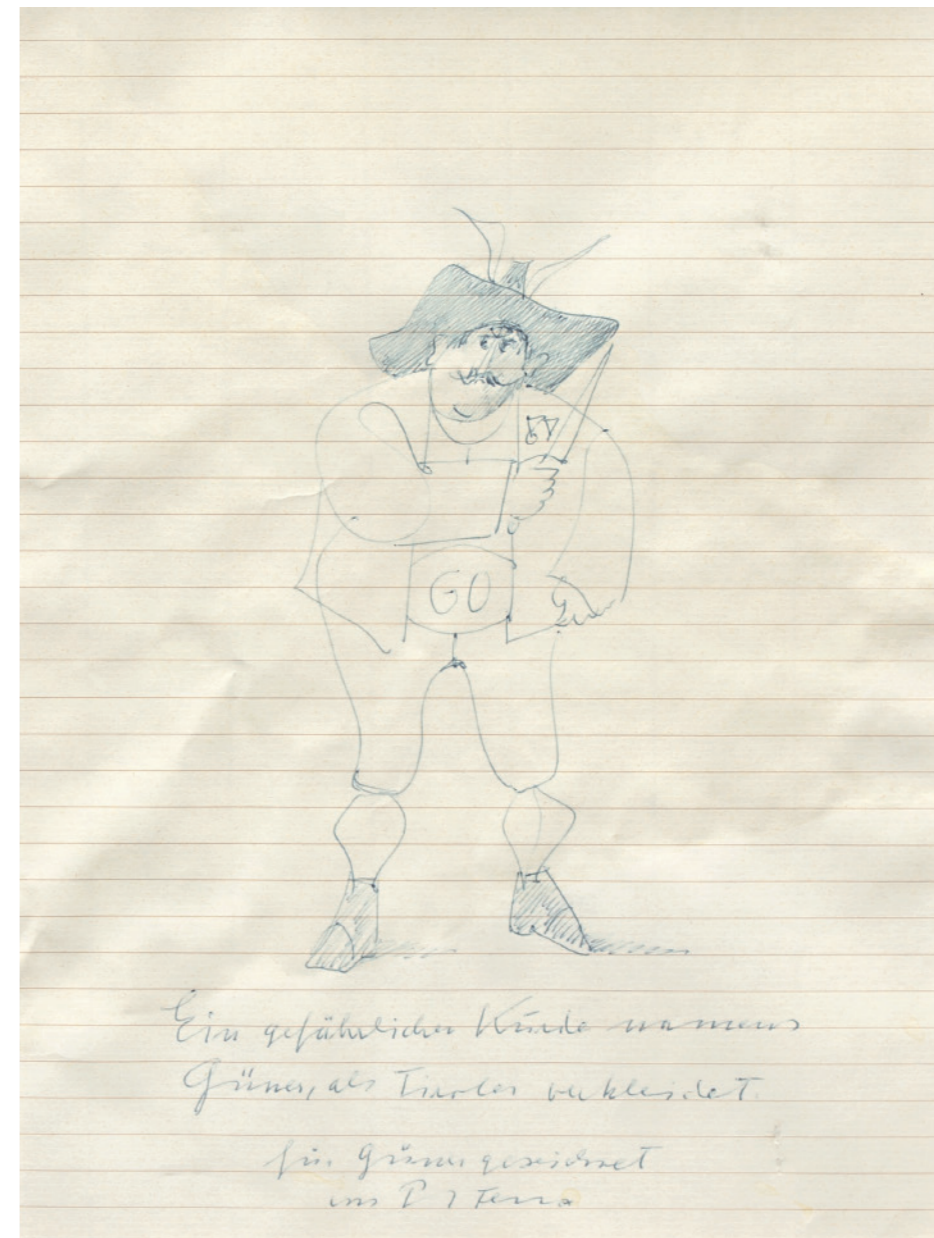
BARBARA ZENNUBE

BAUCHTANZ IM KURHAUS HALL
12.1.1990 – 20.00 Uhr. Eintritt freiwillige Spenden.

GÄSTEBUCH CAFÉ ARARAT

Im Barbereich des Café Ararat – Kunst. Kultur. Galerie – in Innsbruck lenkt ein goldener Rahmen den Blick auf eine Zeichnung auf kariertem Papier. Mit Kugelschreiber festgehalten ist eine Gestalt mit Hut und knielanger Lederhose, um die Leibesmitte einen Gurt mit den Initialen „GO“ gebunden. „Ein gefährlicher Kurde namens Güner, als Tiroler verkleidet. Für Güner, gezeichnet von Paul Flora“ ist unter der Karikatur zu lesen. Einst Bestandteil des Gästebuchs, ist dieser Eintrag des berühmten Tiroler Zeichners Element der Wandgestaltung des Café Ararat geworden.

Der Wirt hält seit 2004 in seinem Gästebuch auch Informationen rund um sein Café fest: Zu den Einträgen von Künstler_innen und Gästen kommen Einladungen zu Vernissagen und Zeitungsausschnitte. Aus den vielen Presseartikeln ist deutlich herauszulesen, wofür sich Güner Sailer-Onurlu engagiert: Das Lokal soll Plattform für Diskussionen über Politik, Kunst und Kultur sein und soll Künstler_innen Raum bieten, sich zu präsentieren. Zugleich sieht er das Café als Möglichkeit, die Stadt politisch mitzugestalten. So setzte er sich 2010 für Gastgärten anstelle von Parkplätzen vor Lokalen ein und erreichte dieses Ziel auch für die anderen Innsbrucker Gastronomiebetriebe, wie er berichtet.



DREI VON FÜNF KINDERN

Das Foto in dem Reisepass zeigt Filiz Calayır als junges Mädchen, kurz bevor sie 1980 von der Türkei nach Reutte übersiedelte. Auf dem Bild trägt sie ein Dirndlkleid, das ihr Vater für sie aus Tirol mitgebracht hatte. Er arbeitete schon seit 1972 als Metallarbeiter bei den Planseewerken in Reutte und lebte hier bis 1980 allein. Als ihn die jüngsten seiner fünf Kinder bei Besuchen in der Türkei nicht erkannten, entschied er, seine Familie in Österreich zusammenzuführen. Allerdings hätte die Fremdenpolizei lediglich erlaubt drei Kinder zu holen, so die Erinnerung von Filiz Calayır. Er entschied sich für seine Tochter Filiz und die beiden jüngsten Kinder.

Filiz Calayır war froh, ihren Vater nun öfter zu sehen. Die Umstellung von der türkischen Großstadt Ankara auf die Tiroler Gemeinde Reutte war jedoch groß. In der Schule wurde sie zurückgestuft, weil sie kein Deutsch sprach. In der Türkei hatte sie bereits die erste Klasse Hauptschule besucht, nun fand sie sich in der dritten Klasse Volksschule wieder. Da sie jedoch sehr schnell Deutsch lernte, bat sie ihr Vater bald darum, Dolmetscheraufgaben für andere türkischsprachige Menschen in Reutte zu übernehmen. Schon als Kind begleitete sie daher oft Erwachsene – etwa zur Fremdenpolizei oder zur Ausländerabteilung des Arbeitsamts –, um zwischen Arbeitsmigrant_innen und Behörden zu vermitteln.



POST IN DIE GASWERKSTRASSE

„Ich danke dir für deine Karte sie ist sehr schön. In 3 Tagen kommen wir. In YU ist sehr schön. Nicht mehr lang dann fangt die Schule wieder an, aber dann gehe ich immer mit Dir.“

Vesna Cekić, geb. Stojilković, erinnert sich, dass sämtliche Bewohner_innen der Gaswerkstraße in den Sommermonaten auf Urlaub fahren. Viele Arbeitsmigrant_innen besuchten in den Ferien ihre Familien im Herkunftsland. Die Kinder schrieben einander Ansichtskarten nach Innsbruck, um ihre Urlaubseindrücke zu teilen.

In der Gaswerkstraße im Innsbrucker Stadtviertel Pradl wohnten vor allem Arbeiter_innen, die – wie auch die Eltern von Vesna Cekić – in der Textilfabrik Herrburger und Rhomberg beschäftigt waren. Das Vorarlberger Textilunternehmen gründete um 1840 wegen der guten Lage an der Sill, auf dem Areal des heutigen Einkaufszentrums Sillpark, in Innsbruck eine Zweigstelle, die in den 1950er und '60er Jahren florierte. Ende der 1970er Jahre jedoch verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage auch für die gesamte Textilindustrie, 1984 standen die Gebäude des Unternehmens leer.

In Arbeiter_innenfamilien waren oft beide Elternteile berufstätig und arbeiteten im Schichtbetrieb. Sie gaben sich entweder zum Schichtwechsel die Türklinke in die Hand oder die Schichtarbeit überschritt sich. Diese Umstände erschwerten die Kinderbetreuung, die Schulkinder waren nachmittags oft alleine zuhause. Die Gaswerkstraße wurde daher Treffpunkt, Spielplatz und erweitertes Wohnzimmer für viele dieser Kinder. Da die kleinen Wohnungen in Pradl meist – wie in einigen Stadtvierteln Innsbrucks zu dieser Zeit üblich – nicht mit einem Bad ausgestattet waren, mussten die Bewohner_innen ebenfalls in den Außenraum auf öffentliche Einrichtungen ausweichen. Das Städtische Hallenbad erhielt den Beinamen „das Badl von Pradl“.



„WEIT ENTFERNT, ABER MIT DEM HERZEN IMMER BEI EUCH“

Nefise Karapınar kam im Juni 1972 als 17-Jährige über die offizielle Anwerbestelle in Istanbul nach Österreich. Sie arbeitete in der Wäscherei der Textilfabrik Jenny & Schindler in Imst. Eines der Fotos zeigt sie auf dem Bett im firmeneigenen Wohnheim, in dem sie sich ein Zimmer mit anderen Arbeitsmigrantinnen teilte. Die junge Frau hatte das Foto an ihre Eltern in der Türkei gesendet. Auf der Rückseite befindet sich eine handschriftliche Notiz, die frei übersetzt lautet: „Von eurer Tochter, die weit entfernt, aber mit ihrem Herzen immer bei euch ist.“ Auch nachdem 1975 ihr Sohn geboren wurde, arbeitete sie noch in Tirol, während das Kind in Istanbul bei seinen Großeltern lebte. Die Fotos waren eine Möglichkeit, mit der Familie in Kontakt zu bleiben. Sie sind für Nefise Karapınar von hohem emotionalem Wert. Sie lebt heute in Telfs, wo auch ihre zwei Söhne und ihre Tochter zuhause sind.



Sizlerden çok uzak
olan fakat kalbi daima
sizlerle olan kızım
Nefise
Nefise

HIER UND DORT

Oliver Ranisavljević wurde 1990 in Innsbruck geboren. Seine Großeltern kamen in den 1970er Jahren von Jugoslawien nach Tirol und arbeiteten unter anderem in den Haller Röhrenwerken. Dragan Ranisavljević, Oliver's Vater, besuchte seine Eltern in den Ferien immer wieder in Innsbruck, wo sie Ausflüge machten, grillten oder im Park in der Karmelitergasse Fußball spielten. Das Foto zeigt ihn (links) mit seinem Cousin, Pedrag Ranisavljević, bei einem dieser Besuche in den 1980er Jahren. 1989 migrierte auch Dragan Ranisavljević nach Österreich. Er arbeitete als Elektriker im Kaufhaus Tyrol. Oliver besuchte den Kindergarten in Innsbruck, die Volksschule allerdings in Serbien. Er lebte während dieser Zeit im Dorf Lomnica bei seinen Großeltern, die ihn betreuten und abwechselnd auch in Österreich arbeiteten. 2001 kam er im Rahmen der Familienzusammenführung nach Österreich zurück und absolvierte hier die Hauptschule. Derzeit arbeitet er bei der Österreichischen Bundesbahn und engagiert sich im Serbisch Orthodoxen Jugendverein Innsbruck (SPOJI). Der Verein wurde 2009 gegründet und widmet sich vor allem den Bereichen Sport, Kultur, humanitäre Hilfe und Integration. Seit 2014 veranstaltet er das Integrationshallenfußballturnier „Royal Cup“, um Geld und Sachleistungen für humanitäre Hilfsaktionen zu sammeln. Der Verein setzte sich unter anderem für die Hochwasseropfer in Kössen und am Balkan ein. Zweigstellen des Vereins gibt es ebenfalls in Wien, Berlin sowie in verschiedenen Orten Serbiens und der Schweiz.



Dragan Ranisavljević mit seinem Cousin in Innsbruck, 1980er Jahre
DAM, Sig. AT-AM-T-29
Leihgabe von Oliver Ranisavljević

ZUHAUSE: HIER UND DORT

Merly Baumgartner, geb. Tibang, reiste 1973 erstmals von den Philippinen nach Österreich. Sie wurde über die Mill Hill Missionare angeworben und arbeitete im städtischen Pflegeheim. Bei ihrem Flug von Manila nach München wurde sie von Pater Eugenio Daberto begleitet. Er betätigte sich als Missionar auf den Philippinen und begann 1971, Frauen für die Arbeit im Pflegebereich in Tirol anzuwerben. Auf ihrer ersten Reise nahm Merly Baumgartner unter anderem eine Schallplatte des philippinischen Sängers Victor Wood mit. Darauf befand sich ihr Lieblingslied „Exodus“. Immer wenn sie Heimweh hatte, hörte sie diese Musik, die sie an die Philippinen erinnerte. Kontakt hielt sie mittels Briefen. Kurz nachdem sie ihren zukünftigen Gatten, Walter Baumgartner, kennengelernt hatte, besuchte sie ihre Familie in Abiera (Sebaste, Antique) und wurde in Innsbruck sehr vermisst, wie ein Brief aus 1978 deutlich macht.



Schallplatte „Exodus“ von Victor Woods, 1972
Liebesbrief von Walter Baumgartner, 1978
DAM, Sig. AT-AM-T-35
Leihgabe von Merly Baumgartner

VOM VATER HANDGEFERTIGT

Das Messer ist ein Erinnerungsstück, das Lorenza Klotz, geb. Lacson, 1979 während eines Heimaturlaubs in Patria (Philippinen) von ihrem Vater geschenkt bekam. Er hatte es selbst aus Bambus geschnitzt. Es ist vermutlich der Form einer Schlange nachempfunden und für ein Messer seiner Art außergewöhnlich klein. Traditionell wird es zum Schlachten von Ziegen, Schweinen oder Rindern verwendet: Lorenza Klotz hält es als persönlichen Schatz, als Erinnerung an ihre Heimat und Familie in Ehren.

Lorenza Lacson wurde auf den Philippinen 1972 von Pater Eugenio Daberto als Pflegerin angeworben, in Österreich war dessen Ordensbruder Pater Parschalk für die Betreuung der philippinischen Frauen zuständig. Nach einem schweren Abschied von Zuhause kam die 22-Jährige zunächst nach Südtirol und arbeitete in der Marienlinik in Brixen. Der Flug mit der Swiss Air nach München hatte damals 25.000 Schilling gekostet: Pater Daberto streckte den Betrag vor, Lorenza stotterte ihn in den folgenden drei Jahren in monatlichen Raten ab. Sie erinnert sich vor allem an die harte Umstellung auf alpenländische Essgewohnheiten – statt Reis und Fisch Kartoffel in allen Varianten – und an die strenge klösterliche Umgebung. 1976 kam sie nach Innsbruck und lernte ihren späteren Mann Franz Klotz kennen, mit dem sie heute in Hötting wohnt. Lorenza Klotz absolvierte 1978 in der Innsbrucker Klinik eine Ausbildung zur Altenpflegerin und blieb ebendort bis zu ihrer Pensionierung beschäftigt.



Messer, gefertigt von Diego Lacson, Lorenza Klotzs Vater, Patria 1979
DAM, Sig. AT-AM-T-23
Leihgabe von Lorenza Klotz

PROTAGONISTINNEN UND PROTAGONISTEN DER AUSSTELLUNG



Walter Ambros
Ehemaliger Textiltechniker bei Herrburger und Rhomberg, lebt in Ellbögen.



Marcel Amoser
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für MigrantInnen in Tirol, lebt in Innsbruck.



Selahatdin Arkan
Ehemaliger Seilbahntechniker, lebt in Fulpmes.



Karl C. Berger
Leiter des Tiroler Volkskunstmuseums, lebt in Flirsch.



Werner Bernhard und Franz Krismer
Ehemaliger Hausverwalter bzw. ehemaliger Personalleiter bei Herrburger und Rhomberg, lebt in Absam bzw. Innsbruck.



Filiz Calayır
Beraterin im ZeMiT – Zentrum für MigrantInnen in Tirol, lebt in Innsbruck.



Annemarie Dayan
Lehrerin, lebt in Götzens.



Nevin Genç
Ehemalige Hilfsarbeiterin bei der Firma Jenny & Schindler in Imst, lebt in Imst.



Güldane Gönül
Einzelhandelskauffrau, lebt in Vomp



Johann Gstir
Leiter des Bereichs Integration der Abteilung Gesellschaft und Arbeit des Landes Tirol, lebt in Innsbruck.



Gerhard Hetfleisch
Leiter des Zentrums für MigrantInnen in Tirol, lebt in Tirol.



Anna Horner
Wissenschaftlicher Mitarbeiterin Tiroler Volkskunstmuseum, lebt in Innsbruck.



N. N.
Lebt in Tirol.



Jusuf Huremović und Branislav Milutinović
Ehemalige Obmänner des Vereins BRATSVÖ,
leben in Innsbruck.



Juliette Israël
Szenographin, lebt in München.



Abdulkadir Özdemir
Betriebsrat, lebt in Telfs.



Helena Pereña
Hauptkuratorin der Tiroler Landesmuseen,
lebt in Innsbruck und München.



Wolfgang Reismann
Ehemaliger Gemeindebeamter,
lebt in Hall in Tirol.



Slavko und Kata Ivanović, ehemalige Beschäftigte bei Herrburger und Rhomberg mit Tochter Sandra, Beraterin im ZeMiT, leben in Innsbruck.



Mara Ivkić
Ehemalige Kitterin und Küchenmitarbeiterin,
lebt in Innsbruck.



Daniel Jarosch
Fotograf, lebt in Innsbruck.



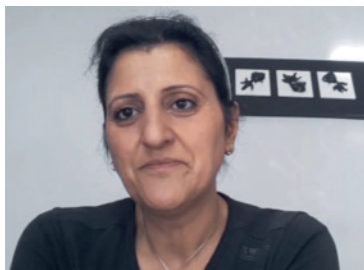
Clarita Rohrer und Merly Baumgartner
Ehemalige Pflegehilfen, leben in Innsbruck.



Dirk Rupnow
Leiter des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck, lebt in Innsbruck und Wien.



Tuğba Şababoğlu
Studentin, lebt in Telfs.



Dilek Tosun Karaağaç
Hausfrau, lebt in Istanbul.



Helmut Kopp
Ehemaliger Bürgermeister der Marktgemeinde Telfs, lebt in Telfs.



Mustafa Korkmaz
Gelernter Tischler und Kellner, lebt in Innsbruck.



Güner Sailer-Onurlu
Selbständiger Gastronom, lebt in Innsbruck.



Katharina Walter
Leiterin der Besucherkommunikation der Tiroler Landesmuseen, lebt in Innsbruck.



N. N.
Lebt in Tirol.



Nataša Maroševac
Mitarbeiterin der Schulberatungsstelle für MigrantInnen/Landesschulrat Tirol, lebt in Innsbruck.



Sónia Melo und Christina Hollomey-Gasser
Leiterinnen des Projekts Erinnerungskulturen am ZeMiT, leben in Tirol.



Lisa Nussmüller und Andrea Moser
Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen am ZeMiT, leben in Birgitz bzw. Innsbruck.



Erol Yıldız
Leiter des Instituts für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck, lebt in Innsbruck.



Bediha und Ömer Yıldız
Beraterin am ZeMiT bzw. Facility-Manager, leben in Innsbruck.



Hasan Yılmaz
Ehemaliger Monteur und Politiker bei „Die Grünen Tirol“, lebt in Innsbruck.

AUTORINNEN UND AUTOREN

Die **Autorinnen und Autoren** sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Zeitschrift *Österreichische Kulturzeitschrift* in Wien.

OVAGEM AGAIDYAN, MA

geb. 1965 in Istanbul, lebt seit 1985 in Österreich; Master/Interkulturelle Kompetenzen/Donau-Universität Krems, Emotional Intelligence and Diversity/Intercultural Institute Portland, Oregon und Krems; Trainer für Interkulturelle Kommunikation und Diversität, Filmemacher, 12 Jahre journalistische Tätigkeit beim ORF, 6 Jahre Mitglied der Menschenrechtskommission für Tirol und Vorarlberg, Mitglied des Integrationsbeirates des Landes Tirol, leitet internationale Projekte, seit 1997 Vorsitzender des Vereins Multikulturell, seit 1999 Geschäftsführer der Bildungseinrichtung Kindervilla.

MARCEL AMOSER, MAG., BA MA

geb. 1988 in Innsbruck, Studium der Geschichte, Soziologie und Gender, Kultur und sozialer Wandel in Innsbruck. Seit 2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für MigrantInnen in Tirol – Aufbau des Dokumentationsarchivs Migration Tirol (DAM). Seit 2016: Dissertationsprojekt zu sozialen Bewegungen in Innsbruck am Institut für Zeitgeschichte, Innsbruck.

KARL C. BERGER, MAG.

geb. 1976 in Lienz, aufgewachsen in Matrei/Osttirol; lebt in Flirsch/Arlberg; verheiratet, drei Kinder; Studium der Volkskunde und Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck. Seit 2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Tiroler Volkskunstmuseum, seit 2015 Leiter.

GAMZE EREN

geb. 1990 in Bludenz; studiert Rechts- und Politikwissenschaften an der Universität Innsbruck; betreibt kreativ-politischen Aktivismus – engagiert sich im antirassistischen und sozialkritischen Kontext. Seit 2016 im Projekt „Alphabetisierung und Grundbildung für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge“ in der Volkshochschule Tirol tätig.

JOHANN GSTIR, MAG.

geb. 1960 in Innsbruck, wohnhaft in Inzing. Studium der Betriebswirtschaftslehre in Innsbruck. 1987 – 2001 Sachbearbeiter im Jugendreferat der Abt. JUFF im Amt der Tiroler Landesregierung mit den Schwerpunkten „Offene Jugendarbeit“ und „Internationale und Interkulturelle Jugendarbeit“. Seit Ende 2001 Leitung des neu gegründeten Bereiches Integration in der Abt. JUFF (heute Abt. Gesellschaft und Arbeit).

MICHAEL HAUPT, MAG.

geb. 1972 in Innsbruck; Studium der Erziehungswissenschaft in Innsbruck; Geschäftsführer der Initiative Minderheiten Tirol; Vorstandsmitglied TKI – Tiroler Kulturinitiativen/IG Kultur Tirol und Obmann des Vereins für Kultur Inzing; langjährige Kulturarbeit in verschiedenen Feldern; Redakteur beim freien Radio Innsbruck, FREIRAD; Ausstellungen und Veröffentlichungen als Fotograf.

EDITH HESSENBERGER, MMAG. DR.

geb. 1980 in Wien; wohnhaft in Telfs; Studium der Europäischen Ethnologie und Geografie in Wien und Innsbruck; Lehramt für Grundschulen an der PHT; Promotion zum Thema lebensgeschichtliches Erzählen 2011; freie Kulturwissenschaftlerin und seit 2013 Integrationsbeauftragte der Marktgemeinde Telfs.

Die **Autorinnen und Autoren** sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Zeitschrift *Österreichische Kulturzeitschrift* in Wien.

GERHARD HETFLEISCH, DR.

Studium der Geschichte, Germanistik und Theologie in Innsbruck, Geschäftsführer des Zentrum für Migranten und Migrantinnen in Tirol (ZeMiT), Leitung des Dokumentationsarchiv Migration Tirol (DAM), Leitung des Projekts „Erinnerungskulturen“, Mitglied des Integrationsbeirats des Landes Tirol, Wissenschaftlicher Beirat Das Argument, Fellow Institut für Kritische Theorie (InkriT), Forschungsschwerpunkte: Historische Migrationsforschung, Migrations- und Rassismusforschung.

CHRISTINA HOLLOMEY-GASSER, MAG.

geb. 1983 in Innsbruck; Studium der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien; 2005–2012 Forschungsassistentin am International Centre for Migration Policy Development in Wien; lehrte an den Universitäten Wien und Ankara (METU). Seit 2013 am Zentrum für MigrantInnen in Tirol tätig und seit 2014 Leiterin des Projekts „Erinnerungskulturen“ ebendort.

ANNA HORNER, MA BSC

geb. 1987 in Salzburg; Studium der Europäischen Ethnologie/Volkskunde und der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Innsbruck. Seit 2015 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Tiroler Volkskunstmuseum.

HELMUT KOPP, BGM. AD

1968–2010 Gemeinderat, 1974–2004 Bürgermeister der Gemeinde Telfs; 36 Jahre als Obmann des Altenwohnheimverbandes in Telfs tätig.

MAURICE MUNISCH KUMAR, MAG., MA (FH)

geb. 1981 in Rum in Tirol; Studium der Sozialen Arbeit in Innsbruck und Berlin, Studium der Soziologie und der Europäischen Ethnologie; als Sozial- und Kulturarbeiter tätig in der Schulsozialarbeit Tirol, im Kulturkollektiv Contrapunkt, im Subkulturarchiv Innsbruck (www.subkulturarchiv.at) sowie als freier Autor.

SANDRA KÖHLE, MAG.

geb. 1985 in Innsbruck; Lehramtsstudium für Deutsch, Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung an den Universitäten Innsbruck und Zagreb. 2015 Diplomarbeit über „Der dokumentarische Propagandafilm im Nationalsozialismus am Beispiel von Leni Riefenstahls ‚Triumph des Willens‘ und ‚Olympia‘ zur didaktischen Umsetzung in Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung“, Dissertationsthema „Darstellung der Shoah im zeitgenössischen Dokumentarfilm jüdischer FilmemacherInnen der Post-Shoah Generation, seit 2015 Vorstandsmitglied des Kulturvereins Orient Okzident Express.

NATAŠA MAROŠEVAC

geb. 1967 in Brčko, Bosnien und Herzegowina; Abschluss des Journalismusstudiums an der Universität Sarajevo 1990; bis Kriegsbeginn als Journalistin und Moderatorin beim Landesfernsehstudio Bosnien und Herzegowina tätig; 1992 Flucht nach Österreich/Tirol; seit 1994 beim Landesschulrat für Tirol in der Schulberatungsstelle für Migrantinnen und Migranten, seit 1999 gelegentlich als Lehrbeauftragte an der Pädagogischen Akademie / jetzt Pädagogische Hochschule Tirol tätig.

SÓNIA MELO, BA

geb. 1979 in Porto/Portugal; studierte Journalismus an der Universität Porto, lebt seit 2004 in Österreich; seit 2016 am Zentrum für MigrantInnen in Tirol für das Projekt „Erinnerungskulturen“ tätig, Aktivistin für die Rechte von ErntehelferInnen in Österreich.

GERALD KURDOĞLU NITSCHÉ

Maler, Zeichner, Schreiber, Verleger, geb. 1941 in Wien, Gymnasium Paulinum in Schwaz; Universitäten Innsbruck, Wien, Akademie für bildende Künste Wien (S. Pauser, H. Boeckl), Den Haag, Koninklijke Akademie van beeldenden kunsten (1963/64, Stipendium). 1967 Diplom für Malerei und Lehramtsprüfung (BE, WE, D). Seit 1962 Ausstellungstätigkeit in Italien, Deutschland, Frankreich, Japan, Bosnien, Türkei, Schweiz und Österreich. 1985 Ehrenzeichen der Stadt Landeck für Kunst und Kultur, 1988 Landecker Kulturpreis mit Raoul Schrott (für DADA 21/22), 2001 Dr. Reinhold Stecher – Preis, 2005 Tiroler Friedenspreis für Dialog, 2006 Landecker Kulturpreis, 2007 Bundes-Ehrenzeichen für Kultur.

ALOIS OBERER

seit 2010 Bürgermeister der Marktgemeinde Reutte. Von 1969–2009 bei der Firma Plansee (2.300 Mitarbeiter) beschäftigt. 1979 zum Betriebsrat und 1985 zum Gesamtbetriebsratsobmann für Arbeiter und Angestellte gewählt. Ab 1988 bis zum Beginn der Altersteilzeit 2008 hauptamtlich als Betriebsratsvorsitzender tätig.

HELENA PEREÑA, DR.

geboren 1981 in Madrid, Studium der Kunstgeschichte und Philosophie in Madrid und München, 2009 Promotion mit einer Arbeit über Egon Schiele, 2006–2009 am Max Beckmann Archiv tätig, anschließend bis 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Kuratorin an der Städtischen Galerie im Lenbachhaus in München, 2012/13 Curator in residence am Belvedere, Wien. Seit September 2013 Hauptkuratorin der Tiroler Landesmuseen. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen zur Kunst vom 19. bis zum 21. Jahrhundert.

ANDREA POSSENIG-MOSER, MAG. BED.

geb. 1980 in Lienz; wohnhaft in Innsbruck; Lehramt für Sonderschulen, Studium der Erziehungswissenschaften in Innsbruck; seit 2010 Mitarbeiterin im ZeMiT.

DIRK RUPNOW, UNIV.-PROF., MAG. DR.

geb. 1972 in Berlin; Studium der Geschichte, Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte an den Universitäten Berlin und in Wien, Mag. phil. 1999 (Wien), Dr. phil. 2002 (Klagenfurt), Habilitation 2009 (Wien). 1999/2000 Mitarbeiter der Historikerkommission der Republik Österreich; zahlreiche Gastaufenthalte an Forschungseinrichtungen in Österreich, Deutschland, Frankreich, Israel und den USA; seit 2009 an der Universität Innsbruck, seit 2010 Leiter des Instituts für Zeitgeschichte; 2009 Fraenkel Prize in Contemporary History der Wiener Library, London; 2017 Distinguished Visiting Austrian Chair Professor an der Stanford University. Forschungsschwerpunkte: Europäische Geschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, Holocaust- und Jüdische Studien, Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik, Wissenschafts- und Migrationsgeschichte.

TUĞBA ŞABABOĞLU, BA

geb. 1991 in Innsbruck; Studium der Germanistik, Schwerpunkt Literaturwissenschaft an der Universität Innsbruck; befindet sich zurzeit in der Abschlussphase des Masterstudiums Germanistik; redaktionelle Tätigkeit als Freie Mitarbeiterin bei den Bezirksblättern.

VERENA SAUERMANN, MAG. BA

geb. 1987 in Innsbruck; Studium Geschichte (Mag. phil. 2012) und Politikwissenschaft (BA 2013) in Innsbruck und Wien; 2012–2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin im BMWFW/„Sparkling Science“-Projekt „Spurensuche: Hall in Bewegung. Feldforschung und Ausstellung zur Arbeitsmigration in Hall und Umgebung“; 2013–2015 Lehrbeauftragte am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck; seit März 2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Bibliothek der Tiroler Landesmuseen.

INGO SCHNEIDER, DR. PHIL. HABIL., UNIV.-PROF.

geb. 1958 in Schruns; Studium der Volkskunde (Europäische Ethnologie) und Kunstgeschichte in Innsbruck, Promotion 1985, Habilitation 2001; seit 2011 Universitätsprofessor am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie.

ANDREI SICLODI

geb. 1972 in Bukarest; Kurator, Autor, Herausgeber und Kulturarbeiter, Direktor des Künstlerhauses Büchsenhausen in Innsbruck und Gründungsleiter des dort stattfindenden Internationalen Fellowship-Programms für Kunst und Theorie; Herausgeber der Publikationsreihe „BÜCHS’N’BOOKS – Art and Knowledge Production in Context“ und Produzent der Radiosendung „Büchs’n’Radio“ auf Radio Freirad.

CLAUDIUS STRÖHLE, MA

geb. 1989 in Lustenau; Studium der Europäischen Ethnologie in Innsbruck und Istanbul; seit September 2016 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck; tätig im Forschungsprojekt „Follow the Money. Remittances as Social Practice“ (Fördergeber FWF und Tiroler Matching Funds).

KATHARINA WALTER, MAG.

geb. 1968, Studium Geschichte und Italienisch (Lehramt), Universität Innsbruck und Università degli Studi di Trento; Diplom „Kuratorin für Kommunikation im Museums- und Ausstellungswesen“, Institut für Kulturwissenschaften, Wien; seit 2001 Leiterin der Abteilung Besucher-Kommunikation der Tiroler Landesmuseen; Vorstandsmitglied des Österreichischen Verbandes der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen.

JOSEF (JUSSFUF) WINDISCHER, DR. MAG.

geb. 1947 in Innsbruck; Studium der Theologie in Trier, Strasbourg, Innsbruck; Auslandseinsätze in Zimbabwe, Brasilien, Palästina; Gründung und Leitung in Sozialprojekten: u. a. Jugendzentrum Z6, Mentlvilla – Notschlafstelle für Drogenkranke, Caritas Integrationshaus, Gefängnisseelsorge in der Justizanstalt Innsbruck. 2011–2016 ehrenamtl. Generalsekretär von Pax Christi Österreich und Koordinator der muttersprachlichen Seelsorge in der Diözese Innsbruck; z. Z. Obmann der Vinzenzgemeinschaft Waldhüttl.

EROL YILDIZ, UNIV.-PROF., DR.

geb. 1960 in Samsun/Türkei; Studium der Pädagogik, Soziologie und Psychologie an der Universität Köln; Promotion 1996 und Habilitation (2005) im Fach Soziologie an der Universität zu Köln; 2008–2014 Professur für den Schwerpunkt „Interkulturelle Bildung“ an der Universität Klagenfurt; seit 2014 Professor für den Schwerpunkt „Migration und Bildung“ an der Universität Innsbruck.

HASAN YILMAZ

geb. 1956 in Tercan, in der türkischen Region Erzincan; lebt seit 1980 in Tirol. Er war Kammerrat und Landtagsabgeordneter für die Tiroler Grünen, der erste türkischer Herkunft. Heute ist er pensioniert und lebt mit seiner Familie in Innsbruck.

ZU AUSSTELLUNG UND PUBLIKATION

KONZEPTGRUPPE

Karl C. Berger, Gerhard Hetfleisch, Christina Hollomey-Gasser, Anna Horner, Sónia Melo, Helena Pereña, Dirk Rupnow, Katharina Walter, Erol Yıldız

STEUERUNGSGRUPPE

Marcel Amoser, Johann Gstir, Nicola Köfler und Konzeptgruppenmitglieder

LEIHVERKEHR

Marcel Amoser, Silvia Eller

RESTAURIERUNG

Peter Haag

AUSSTELLUNGSaufbau

Hannes Würzl (Leitung), Oswald Gleirscher, Walter Kelmer, Matthias Sillaber, Markus Steurer, Martin Vögele

AUSSTELLUNGSGESTALTUNG

Juliette Israël

VERMITTLUNGSARBEIT

Katharina Walter (Leitung), Christina Blum, Ursula Purner, Ulrike Schüller; Tandem-Führungen: Petra Karahasanović (BKS), Abdulrahim Kasem (Arabisch), Farzan Mahdlou (Farsi), Tuğba Şababoğlu (Türkisch)

ÖFFENTLICHKEITSARBEIT & MARKETING

Sigrid Wilhelm (Leitung), Kathrin Deisenberger, Alexandra Hörstler (TLM); Lisa Nussmüller (ZeMiT)

INTERVIEWS

Sónia Melo (Interviewführung, Drehbuch), Daniel Jarosch (Fotos, Kamera, Videoschnitt), Anna Horner (Drehbuch)

MEDIEN-TECHNIK

Richard Schwarz, www.islandrabe.com

FOTOGRAFIE

Wenn nicht anders angegeben: Johannes Plattner Fotografie, www.johannesplattner.com

ÜBERSETZUNGEN

Vesna Cekić (BKS), Sandra Ćimić (BKS), Chris Marsh (Englisch), Mišo Klarić (BKS), Bediha Yıldız (Türkisch), Songül Öztürk (Türkisch)

TRANSKRPTIONEN

Anna Schuster (Videointerviews), Ersoy Arslan, Aslinur Er, Feyza Güler, Dominic Hübl, Christina Jennewein, Tanja Kreinig, Maria Paulmichl, Valentin Rottensteiner, Rebecca Saltuari, Jakob Schindelwig, Sinan Yeşilyurt

ÖFFENTLICHE AUSSENSTELLEN & STADTSPAZIERGÄNGE

Andrea Moser, Lisa Nussmüller

PUBLIKATION

Karl C. Berger und Anna Horner (Redaktion); Richard Beer (Recherche); Nikola Langreiter (Lektorat); daz*design und grafik (Grafische Gestaltung)

Die Ausstellung „Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“ ist eine Kooperation zwischen den Tiroler Landesmuseen, dem Zentrum für MigrantInnen in Tirol, der Universität Innsbruck, Institut für Zeitgeschichte und Institut für Erziehungswissenschaften, der Stadt Innsbruck (Integrationsstelle) und dem Land Tirol (Abteilung Gesellschaft und Arbeit – Integration).

DANK

Unser Dank gilt allen InterviewpartnerInnen, LeihgeberInnen und SchenkerInnen für ihren Beitrag zur Ausstellung sowie zu den Sammlungen des Dokumentationsarchivs Migration Tirol und der Tiroler Landesmuseen.

Walter Ambros, Selahatdin Arıkan, Sadok Bacha, Merly Baumgartner, Walter Baumgartner, Werner Bernhard, Filiz Calayır, Vesna Cekić, Murat Çelik, Annemarie Dayan, Peter Djordjević, Yasemin Duran, Elfie Fleck, Marija Frančić, Wolfgang Frenzel, Nevin Genç, Güldane Gönül, Marić Gostimir, Emir Handžo, Anton Hechenberger, Jusuf Huremović, Kata Ivanović, Sandra Ivanović, Slavko Ivanović, Mara Ivkić, Rainer Juriatti, Dilek Tosun Karaağaç, Nefise Karapence, Kazim Kerpiç, Murat Kızılyatak, Franz Klotz, Lorenza Klotz, Helmut Kopp, Mustafa Korkmaz, Robert Koschin (Produktionsgewerkschaft PRO-GE im ÖGB), Franz Krismer, Claudia Labek, Corazon Lener, Nataša Maroševac, Branislav Milutinović, Mustafa Onay, Abdulkadir Özdemir, Songül Öztürk, Ljiljana Pfitscher, Oliver Ranislavljević, Wolfgang Reismann, Clarita Rohrer, Tuğba Şababoğlu, Güner Sailer-Onurlu, Werner Seib, Mirjana Stojaković, Ali Üçler, Lidija Vuglovečki, Arif Hüsein Yıldırım, Ömer Yıldız, Hasan Yılmaz

Besonderer Dank gilt folgenden Personen und Einrichtungen für wertvolle Hinweise und/oder Unterstützung bei der Vorbereitung der Ausstellung und Publikation:

Beirat des Dokumentationsarchivs Migration Tirol (DAM): Karl C. Berger (Tiroler Volkskunstmuseum), Lisa Gensluckner (Initiative Minderheiten), Christoph Haidacher (Tiroler Landesarchiv), Michael Haupt (Initiative Minderheiten), Christian Herbst (Stadtarchiv Innsbruck), Edith Hessenberger (Marktgemeinde Telfs), Bernhard Mertelseder (Stadtarchiv Schwaz, Tiroler Bildungsforum), Dirk Rupnow (Institut für Zeitgeschichte, Universität Innsbruck), Erol Yıldız (Institut für Erziehungswissenschaften, Universität Innsbruck)

Dyke Anyanwu, Fatma Arıkan, Fatma Bidav, Gertraud Brugger (Pfarrarchiv Matrei i. O.), Cafer Ekici, Gamze Eren, Erika und Walter Felkel (Jenbacher Museum), Christoph Haidacher und Christian Fornwagner (Tiroler Landesarchiv), Bettina Harandi-Riedmann, Hansjörg Hofer (Gemeindearchiv Telfs), Florian Huter (Gemeindearchiv Fulpmes), Martin Kapferer (Diözesanarchiv), Robert Koschin (Archiv der Produktionsgewerkschaft PRO-GE im Österreichischen Gewerkschaftsbund ÖGB), Maurice Munisch Kumar (Subkulturenarchiv), Kirsten Mayr, Lukas Morscher (Stadtarchiv Innsbruck), Gerald Kurdoğlu Nitsche, Bernhard Oberschneider (Gemeinde- und Pfarrarchiv Matrei i. O.), Elfi Oblasser (Z6, Jugendzentrum und Team), Hubert Peham und Peter Hofer (Österreichischer Gewerkschaftsbund), Verena Saueremann, Sabine Schuchter, Andrei Siclodi (Künstlerhaus Büchsenhausen)

Allen MitarbeiterInnen des Tiroler Volkskunstmuseums und des Zentrum für Migranten und Migrantinnen in Tirol.

IMPRESSUM

Herausgeber

Wolfgang Meighörner

Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft m.b.H.

© 2017 Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft m.b.H.

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwertung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Herausgebers urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Verarbeitung mit elektronischen Systemen. Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sowie die Bildrechte sind die Autoren verantwortlich.

Satz und Umschlag: daz* design und grafik

Foto Umschlag, Sujet Sammelaktion „Wir sammeln“ (S. 9): Gerhard Berger

Fotos ProtagonistInnen (S. 249–251): Daniel Jarosch

Druck: Alpina Druck GmbH

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-900083-71-7